

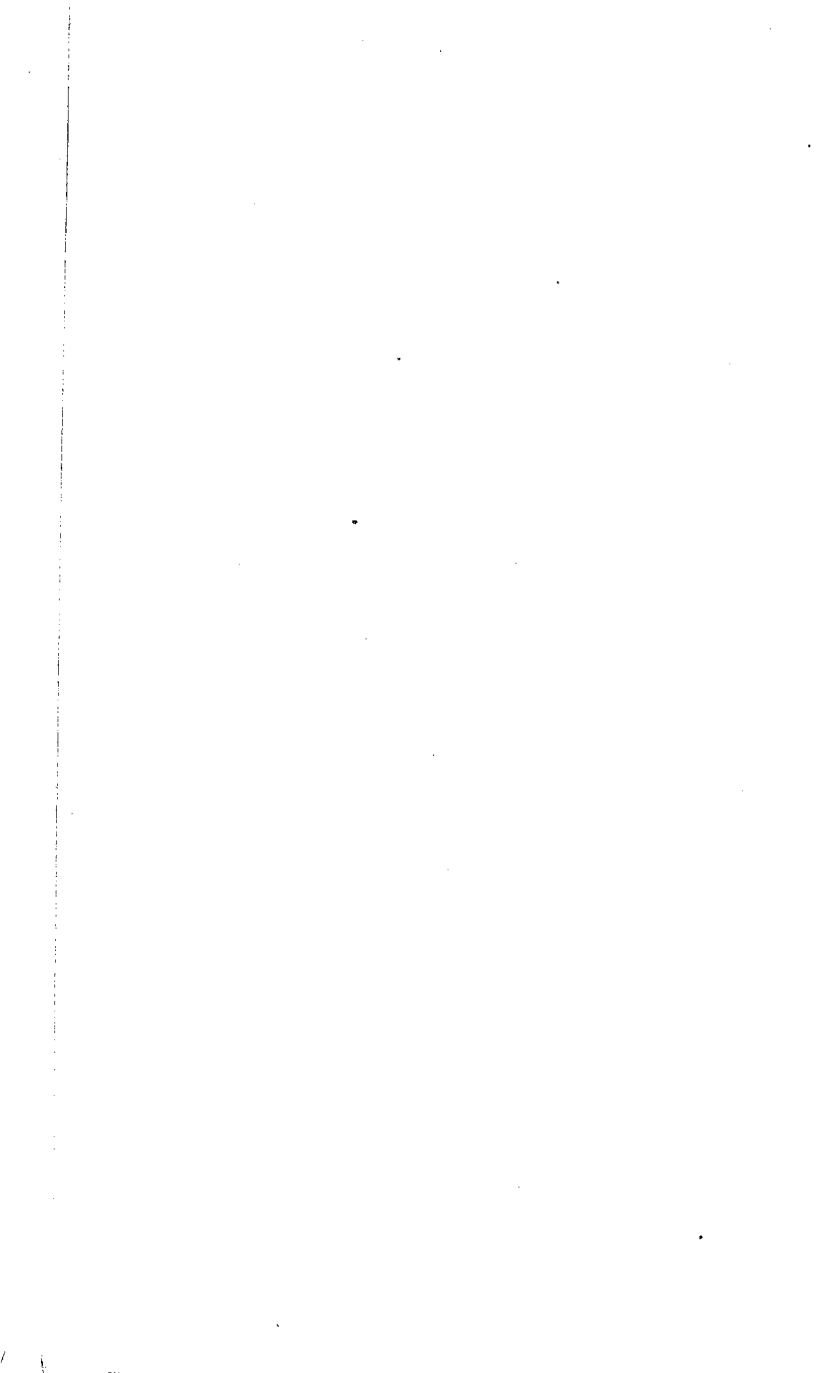
LISBETH BURGER
40 Jahre
Storchentante



no Nr. 168 / 188r.

Geschenk von Dr. Brigitte Nowotny,

Sommer 2003





40 Jahre Storchentante



40 Jahre Storchentante

Aus dem Tagebuch
einer Hebamme

Von
Lisbeth Burger



Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn in Breslau

Alle Rechte, insbesondere das der Über-
setzung und der Wiedergabe durch den
Rundfunk vorbehalten

*

Copyright by Bergstadtverlag
Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1930

*

Einband und Titelzeichnung von
Joachim Zeuschner

*

Reproduktion des Bildes von Kaulbach
„Des Vaterlandes Zukunft“ auf dem
Schugumschlag erfolgt mit Genehmigung
von Franz Hanffstaengel in München.

*

61.—80. Auflage

*

Printed in Germany
Druck von Wilh. Gottl. Korn
in Breslau

Ich, die alte Elisabeth Burger, bin nun vierzig Jahre Hebamme gewesen in einem großen Landort. Da gibt es allerhand Bevölkerung. Nicht nur kleine und große Bauern und Tagelöhner. Auch Handwerker und Geschäftsleute aller Art bis zum Doktor und Apotheker; Beamte bis zum Direktor und Oberförster. Seit Jahrzehnten stehen große Fabriken eine knappe Viertelstunde entfernt und Arbeiterkolonien dabei, so daß wir auch mit allem bedacht wurden, was die Industrie so mit sich bringt. Da habe ich sehr viel erlebt. Was mir das wichtigste schien, habe ich aufgeschrieben. Und nun will ich versuchen, etwas davon zu erzählen. Denn ich glaube, daß gar manches Ereignis allen Frauen und Männern, den jungen wie den alten, etwas zu sagen hat.

Freilich, ich bin eine alte Frau. Ich kann nicht so reden, wie es heute Mode ist. So arg gelehrt und verdreht, daß am Schluß niemand mehr weiß, was am Anfang war und wo es eigentlich hinaus will. Wenn ich in einen Vortrag gehe, so klingen und klirren mir da viel Worte um die Ohren. Das tut oft wie ein Glockenspiel. Aber eine Melodie finde ich nicht heraus, und das Herz bleibt leer. Und wenn ich dann andere frage, wie das war, dann sagen sicher alle: einfach großartig! Sehr interessant und lehrreich! Wundervoll und erbauend... Aber von dem Inhalt weiß niemand etwas. Nicht einen Satz und nicht eine Nuhanwendung.

Also so kann ich nicht reden. Dazu bin ich zu alt. Fast siebzig Jahre. Als ich in die Schule ging, da hat man Tor und Träne und tun noch mit einem „th“ geschrieben, und noch manch anderes, was heute ein Fehler sein soll. Das wird der Drucker ja verbessern, denke ich. Aber Geschichten erzählen, das hat die Elisabeth immer können. Schon als sie noch in die Schule ging, sind alle Kinder um sie gesessen und haben gebettelt: Elisabeth, erzähl' uns

was. Dann hab' ich oft selbst etwas zurechtgedacht und erzählt, und niemand hat gemerkt, daß das nicht in einem Geschichtenbuch stand. Auch im Beruf habe ich manche Stunde und manche Nacht an Betten gefessen und den Müttern erzählt, daß die Zeit vergeht und sie den Mut nicht verlieren. Ich glaube, wenn ich hätte studieren können, wäre vielleicht so ein richtiger Schriftsteller aus mir geworden.

So denke ich, es wird auch heute noch gehen; denn was ich da erzähle, sind keine dummen Geschichten, erdacht und erfunden, sondern wahrhafte Begebenheiten. Eigentlich hat ein jedes Kindlein seine eigene Geschichte. Wie es nicht zwei ganz gleiche Blätter an einem Baume gibt, so auch nicht zwei ganz gleiche Menschenkinder. Aber doch lassen sie sich in gewissem Umfang in große Gruppen zusammenfassen. Wie doch schließlich trotz aller kleinen Eigenheiten Lindenblätter eben Lindenblätter sind und Eichenblätter Eichenblätter. So will ich mich darauf beschränken, von jedem Baum ein Blättlein zu zeigen. Hundert Blätter einer Art zu betrachten ermüdet, und das Buch würde zu dick.

Weil aber heute alles Rekord ist, so glaube ich, ich bin wohl dreimal um die Erde herumgelaufen, wenn ich all meine Wege aneinander lege bei Tag und bei Nacht. Und 2283 Kindlein hab' ich auf die Welt gebracht. Das macht mir heute niemand mehr nach — leider! Also bin ich wohl auch eine Rekordperson, die etwas sagen darf.

* * *

Es war im Jahre 1887. Da ist in unserem Ort etwas passiert. Was es war, weiß ich nicht. Es lag damals ein tiefer, geheimnisvoller Schleier über solchen Dingen, den niemand zu lüften getraute, der nicht verheiratet war und als ein anständiges Mädchen gelten wollte. Ich weiß nur, daß eine Mutter bei der Geburt gestorben ist und daß der Hebamme unseres Ortes die Schuld zugesprochen wurde.

Diese Hebamme war eine alte Frau von 76 Jahren; etwas zitterig schon vom Ansehen. Sie hatte selbst zehn Kinder

groß gezogen und bis vor einigen Jahren einen Mann unterhalten müssen, der seiner Lebtag gern sehr viel getrunken und sehr wenig geschafft hatte. Nun war er tot. Die Kinder waren aus dem Haus und ihre eigenen Wege gegangen. Niemand kümmerte sich um die alte Mutter. Manche wollten wissen, daß sie in die Fußtapfen ihres Mannes geraten sei und die Flasche mehr liebe als gut war. Jedenfalls war sie recht wunderbar geworden. Und nun war ihr das Unglück passiert, den Tod einer Mutter verschuldet zu haben. Es soll nicht der erste Fehlgriff gewesen sein, die anderen waren nur glimpflicher ausgegangen.

Jedenfalls bestanden nun die Ärzte der Gemeinde und der Oberamtsarzt ganz energisch darauf, daß eine neue junge Hebamme ausgebildet werde. Die im Nachbarort war verheiratet und alle Jahre selbst im Wochenbett. Gewöhnlich dann, wenn man sie bei uns brauchte. Infolge der neu eingeführten Industrie war unser Ort im Wachsen begriffen. Und die Frauen unterhielten sich nun sehr eifrig darüber, wer ihre Hebamme werden sollte. Aber sie fanden keine in ihren Reihen, welche die Bürde auf sich nehmen wollte.

Mein Vater war einmal Lehrer am Ort gewesen, aber leider bei einer Typhusepidemie sehr jung gestorben. Nun war mein Bruder gerade ins Seminar gekommen. Eine stets kränkliche Schwester war zu Hause. Ich hatte ein wenig das Nähen gelernt, den einzigen damals auf dem Lande üblichen Frauenberuf, und suchte nun die knappe Pension zu ergänzen. Ein saures Brot; denn es waren schon drei alte Näherinnen am Ort, und die Landfrauen trugen damals noch ihre Tracht, die Jahrzehnte überdauerte. Die Werttagskleidung schafften sich die meisten selbst. Es gehörte ja auch nicht viel Kunst dazu, den aufgeriebenen vierbahnigen Rock, den Schurz und den Raseweck herzustellen.

Da kam eines Tages der Herr Pfarrer zu uns. Ganz feierlich sah er aus, als wolle er eines von uns begraben.

„Lisbeth, ich hab' ein ernstes Wort mit dir zu reden. . .“
Herrschaft, wird doch kein Heiratsantrag sein! denk' ich.
Hab' mir die Sach' doch schon lang' anders überlegt.

Doch er ließ mich nicht lange zappeln. „Du wirst es gehört haben, daß wir eine neue Hebamme brauchen hier am Ort. Nun habe ich heut im Gemeinderat gesagt, man soll dich fortschicken, es zu lernen...“

„Aber, lieber Gott, Herr Pfarrer...“ das war ja noch viel schlimmer, als ich befürchtet hatte. Unserer Hebamme werden...

„Es kostet nichts. Die Gemeinde trägt die Kosten der Ausbildung in der Hebammenschule. Es sind etwa 80 Geburten hier im Jahr. Und die Taxe ist heut zwölf Mark. Ist ein schönes Einkommen — selbst wenn ein armes Weib auch einmal nicht so viel zahlen kann. Mit dem Nähen verdient ja doch das Salz an die Wassersuppen nicht.“

„Wär' schon recht, Herr Pfarrer,“ mischte sich nun meine Mutter drein. „Aber dazu hab' ich meine Lisbeth nicht aufgezogen... nein, dazu nicht! Sie soll was Rechtes sein und bleiben — und das ist kein Handwerk für ein rechtes Mäde...“

„Was Rechtes, Frau Lehrer... was reden Sie da von was Rechtem? Ist etwa Hebamme sein nicht ganz was Rechtes? So den Frauen helfen in ihrer schweren Stunde. Wie seid ihr Frauen da allemal froh, wenn wer Rechtes bei euch ist, auf den ihr euch verlassen könnt — oder nicht? Und die Kindlein auf die Welt setzen helfen! Gibt doch kaum einen schöneren Beruf für eine Frau, die nicht selbst Mutter ist, als gerade da Mutter und Kind zu helfen und zu betreuen. Und ein herrlich ernster Beruf. Hat stets zwei Menschenleben in der Hand: Mutter und Kind. Wüßte mir nicht viel Schöneres zu wünschen, wenn ich ein Weibsbild wäre und nicht selber verheiratet, nicht selber Mutter.“

„Es ist aber kein Geschäft für ein rechtes Mäde. Die sollen von der Sach' gar nichts wissen. Wenn man nicht verheiratet ist...“

„Aber, Frau Lehrer, Ihre Lisbeth ist doch kein Kind mehr. Bald dreißig. Könnte ja selbst schon vier Kinder haben, wenn sie so bald geheiratet hätte wie andere.“

„Jetzt hat sie das aber it — und da hat sie mit der Sach' nit zu schaffen. Nein, ich leid's it, daß meine Tochter sich dazu hergibt...“

„Wie Ihr immer redet, Frau Lehrer: der Sach'... der Sach'...“ Der alte Herr Pfarrer wurde richtig ärgerlich, was sehr selten geschah. „Ist es denn etwa eine Sünd', daß Kinde auf die Welt kommen in einer rechten Ehe? Oder hat nicht etwa unser Herrgott das Sach' so eingerichtet? Gottes Werte sind gut; sind immer gut. Böse sind nur die Gedanken der Menschen und darum auch ihre Werke. Jezt soll ein guter Mensch bei uns Hebamme werden, daß Gottes ganzer Segen dabei sein kann. Ein Lediges kann dem Beruf viel besser nachgehen. Ist nicht selbst gebunden durch Mutterpflichten und Hausarbeit, besonders, wenn noch mehr Weibskleit' im Haus sind wie bei Euch hier. Die Lisbeth kann ganz frei sein für die anderen.“

„Aber es schickt sich einfach nicht...“

„Warum ist denn die Jungfrau Maria über das Gebirge gegangen zu ihrer Base Elisabeth? Etwa nur um eine Neuigkeit hinzutragen? Weil sie ihr hat helfen wollen in ihrer schweren Stunde. Und wenn es sich für sie — die reinste Jungfrau — geschickt hat, wird es heute auch noch recht sein. Gerade für die Reinen. Reine Hände und ein reines Herz gehören dazu zu solch einem verantwortungsvollen Beruf. Und ein klarer Kopf, der sich nicht von allem gleich durcheinander machen läßt und voller dummer Gedanken steckt. Und schließlich auch noch eine Frauensperson, die den Mund halten kann und in allen Stücken das Herz auf dem rechten Fleck hat.

Und überhaupt, Frau Lehrer, ich hab' gesagt im Gemeinderat, die Lisbeth geht. Und Ihr dürft mich nicht blamieren im ganzen Ort. Der Schultheiß ist schon unterwegs nach der Hebammenschule, daß sie noch im Oktober in den Kurs kommt, weil eine Besserung hier nun eben notwendig ist am Ort. Sonst geht es wieder ein Jahr. Das könntet Ihr gar nicht verantworten, wenn nochmals so was passiert wie kürzlich.“

„Und wenn mein Mädle verborben wird, wer tut es dann verantworten?“

„Ich, Frau Lehrer. Ich garantier' dafür, daß die Lisbeth eine recht brave Hebamme wird — allen Frauen und

Kind zu dem Segen — und gar keinen Schaden daran nimmt an Leib und Seele. Also bis in acht Tagen bist du marschbereit, verstanden?“

„Ja, aber, Herr Pfarrer — ich glaub' ja schon, daß alles richtig ist, was Ihr sagt. . . Aber ich weiß doch gar nicht, was eine Hebamme eigentlich zu tun hat auf der Welt. . .“

„Kind Gottes, zu helfen, daß das Kindlein richtig auf die Welt kommt und die Mutter keinen Schaden nimmt. Und das Kindlein richten und versorgen — das kommt doch nicht mit samt den Windeln vom Himmel herunter. . .“

„Ich weiß aber doch gar nicht, wie — wie. . .“

„Das wirst dann schon lernen, wie und was. Bist in der Schule immer die Erste gewesen, wirst auch das begreifen. Und deine Mutter kann dir schon etwas sagen. . .“

„Davon spricht man nicht, Herr Pfarrer. Meine Mutter hat das auch nicht getan,“ sagte meine Mutter kurz und bündig. Und ich wagte noch einen letzten Einwand — denn eigentlich war mir grausig angst und bange vor dem Geheimnisvollen, in das ich da hineinbugslert werden sollte.

„Es ist aber doch eine Sünd' für — unsereinen. . .“

„So, das hast aber nicht bei mir im Katechismus gelernt! Und glaubst, dann würd' ich dich dazu schicken? Zu wissen, wie ein Kindlein auf die Welt kommt, ist eines jeden erwachsenen Menschen gutes Recht. Gottes Werke darf jeder kennen, der alt genug ist, sie zu verstehen. Und zu helfen dabei, gleichsam Gottes Sandlanger zu sein — ist eine große Ehre für einen Menschen. Eine Sünd' ist nur, sein Wissen zu mißbrauchen zu allerhand unrecten Dingen. Das wirst du bald verstehen und unterscheiden lernen.“

Wir redeten noch eine Weile hin und her. Und schließlich — obwohl es meine Mutter eigentlich immer noch nicht zugeben wollte — bin ich acht Tage später nach der Hebammenschule abgereist. Die Frau Hauptlehrer, die aus der Stadt gebürtig war, brachte mich hin, weil weder die Mutter noch ich sich dort auskannten.

Wir waren vierzehn neue Schülerinnen. Zu dritt wohnten wir in einem kleinen Zimmer. Und am Abend beim Nacht-

essen saßen wir beisammen um den Tisch und wußten nicht, was wir einander sagen sollten. Am anderen Morgen im Lehrsaal mußten wir uns dem Alphabet nach aufstellen. Da kam ich zuerst. Der Direktor hielt uns eine Ansprache über den Ernst des Berufes, daß einem ordentlich das Herz schwer wurde. Dann fragte er mich:

„Haben Sie schon geboren?“

Herrschaft... einen so etwas zu fragen! Was dachte der denn von mir... In tödlicher Verlegenheit stotterte ich: „Nein... unser Herr Pfarrer hat gesagt... das sei nicht notwendig...“

Einige lachten. Der Direktor aber sagte sehr ernst und bestimmt:

„Ganz richtig. Es ist durchaus nicht notwendig, um den Beruf recht zu erfassen und recht zu erfüllen. Ich freue mich stets darüber, wenn Jungfrauen ihre ganze Kraft in den Dienst der Mütter und Kinder stellen.“

Wir waren aber nur drei. Die meisten waren verheiratete Frauen und vier waren unehelich Mutter. Da ging mir so langsam ein Lichtlein auf, weshalb meine Mutter mich nicht wollte Hebamme werden lassen. Uns dreien hielt der alte Herr Direktor eine besondere Lehrstunde, ehe der Unterricht begann. Dafür bin ich ihm heute noch dankbar. Er hat uns alles, was wir nicht wußten, so nett gesagt, daß wir hinterher eigentlich gar nicht so große Schwierigkeiten mehr hatten wegen unserer Dummheit.

Damals aber habe ich oft gedacht, es ist nicht recht, daß unsere Mütter uns Mädchen so dumm in der Welt herumlaufen lassen, wenn wir einmal erwachsen sind. Es ist doch etwas Liebes, ein Kindlein zu kriegen in einer rechten Ehe, wenn man daran denkt, daß Gott die Seele dazu erschafft und sie gleichsam der Mutter unter das Herz legt...

Wir mußten fest anfassen bei Tag und bei Nacht. Die Zeit ging so schnell vorbei. Nur fünf Monate durfte man damals lernen. Dann kam das Examen. Wir erhielten unser Diplom. Die Gemeinde hatte mir den Auftrag gegeben, mir eine ganz neue und zeitgemäße Ausrüstung mitzubringen. Und so kam ich in den ersten Märztagen

wieder heim, als gerade die Starmädchen den ersten Frühjahrsbesuch machten.

Mein Mutterle stand zum Empfang an der Bahn. Und allenthalben schauten neugierige Augen hinter den Gardinen zu den Fenstern hinaus, als wir miteinander durch das Dorf gingen. Ungläubig die Frauen; ihnen wollte es nicht recht einleuchten, daß nun ein lediges Ding ihre Hebamme sein sollte. Staunend die Mädchen, die mich ordentlich um mein Wissen beneideten. Harmlos freudig die Kinder.

„Guck, da kommt die neue Storchentante!“ rief so ein Wichtlein gerade seinem Spielgenossen zu. „Weißt, die, wo die Kinde ins Haus bringt!“

„Nein, die bringt's it! Der Storch bringt's!“

„Über die muß kommen und sie dem Storch abnehmen... sonst beißt er die Mutter ins Bein...“

„Nein, der Storch bringt alle zu ihr, und sie tragt sie dann ins Haus in der schwarzen Tasche...“

Seltige Kinderunschuld...

* * *

Im Samstagabend der ersten Woche — es war schon spät und wir wollten eben zu Bett gehen — kam der Stationsvorsteher. Ob ich nicht zu ihm kommen wolle? Es würde wohl nicht Tag werden, bis sein Weib mich brauche. Da sei es doch besser, ich warte bei ihm in der warmen Stube, als er müsse mich mitten in der Nacht holen kommen.

„Selbstverständlich gehe ich gleich mit. Muß nur eben meine Schuhe wieder anziehen.“ Ich bin ja so froh, daß gleich die Arbeit anfängt; daß der Widerstand der Frauen gegen die junge, ledige Hebamme nicht gar zu steif und eingefessen werden kann.

„Das letzte Mal ist es so schnell gegangen, daß ich selbst Hebamme sein mußte. Bis die alte Babet kam, war alles vorbei. Sie hat nur noch das Kindelein baden müssen...“ erzählte indessen der Vater.

„Ihr habt nun schon drei?“ fragte meine Mutter.

„Ja, zwei Mädchen und einen Buben. Will sehen, was die Lisbeth nun dazu bringt heute nacht. Ist dein erstes Geschäft hier. Das muß doch ein Junge werden!“

„Nein, ein Mädle!“

„Natürlich — die Weiberleut halten immer zusammen gegen uns!“

„Lisbeth, getraust du dich wirklich ...“ Meine Mutter war sehr aufgeregt.

„Aber Mutter, ich hab es doch gelernt. Sei nur ohne Sorge. Der Herr Pfarrer hat gesagt, ich soll immer alle heiligen Engel zu Hilfe rufen, wenn ich so wo hingeh. Meinen und der Mutter ihren und dem Kindlein seinen. Da wird es gewiß recht werden.“

„Setz hör da ... dem Kindlein seinen Engel ...?“

„Ja. Der ist bei ihm von der Stund an, da es im Mutter-schoß das Leben empfangen hat. Hat es eine Seele — und die hat es sogleich bei der Empfängnis — so hat es auch einen Schutzengel.“

„Nun hab ich schon drei Kinder, und das hab ich noch nicht gehört. — Aber richtig ist es schon. Ihre Engel schauen immerdar das Angesicht des Vaters, der im Himmel ist, sagt unser Herr Jesus. Das mußt du nachher meiner Frau erzählen.“

„Mir ist es gar nicht recht, daß man das Mädchen in den Beruf hereinbugliert hat,“ jammert meine Mutter wieder.

„Was da alles passieren kann ... Ich hab keine Ruh, bis sie wieder da ist. ...“ Inzwischen bin ich reisefertig geworden. Der Stationsvorsteher ergreift Partei für mich.

„Sie hat es doch gelernt, Frau Lehrer. Schaut, da hab ich einen ganz jungen Supernumerar bekommen. Hab gedacht, so ein Mutterföhnle wird auch für was zu brauchen sein. Und vorgestern ist eine Weiche nicht in Ordnung. Niemand merkt es als eben das Bülrschle. Sonst wären hier zwei Züge schwer zusammengestoßen. Er hat seine Sach' recht gelernt und darum auch recht gemacht. Einmal muß jeder daran, auf eigenen Füßen zu stehen.“

„Soll ich nicht der Babet sagen, sie soll mit dir geh. ...“

„Aber Mutter, die Schand darfst du mir doch nicht antun! Da wäre ich ja für alle Zeiten ganz unmöglich gemacht im

Dorf. Die Frauen sind so schon voreingenommen gegen mich, nur weil ich ein Mäde bin. — Leg dich nur schön in dein Bett und schlaf. Und wenn du erwachst heute nacht, dann denk an die Engeln, die helfen sollen. Behüt dich Gott, Mutterle!

Das Stationsgebäude liegt weit draußen vor dem Ort. Wie wir so miteinander dahinschreiten, begegnen uns einige Männer, die aus der Wirtschaft kommen. Ein gutmütig Spotten: „Kommt es wieder mit dem Schnellzug an?“ „Schaff dein Meisterstück nur recht zum Einstand bei uns!“ ruft mir der Schultheiß noch nach, der auch dabei war. —

Die Frau Stationsvorsteher stand unter der Eingangstüre zu ihrer Wohnung, wie wir die Treppe hinaufkommen, und puht den messingnen Glockenzug blitzblank. Sie lacht uns entgegen. „Wenn die Leut zum Gratulieren kommen morgen, muß alles einen rechten Schlag haben. Meine Schwägerin kommt erst gegen Morgen mit dem Nachtzug.“

Sie beißt die Zähne zusammen und krümmt sich in den Wehen, die schon seit drei Stunden immer stärker auftreten, wie sie mir dann gesteht.

„Ist doch eine verdammt ungemütliche Sache, was wir der alten Eva da zu danken haben — mit ihrem verfluchten Appell...“ lacht sie aber sogleich wieder. In der Stube steht der Tisch gedeckt. „Mein Mann hat vom Spätdienst weg dich holen müssen, Lisbeth. Wir wollen nun noch ein gemütliches Täschchen Raffe zusammen trinken. Wenn man so von draußen kommt, tut das immer gut.“

Sie läßt es sich nicht nehmen, ihre Hausfrauenarbeit zu tun. Zwischendurch aber beißt sie die Zähne zusammen; greift mit den Händen in den Rücken, wenn die zerrenden, reißenden Schmerzen wieder losbrechen. — „Eine Mutter darf sich nicht gleich so gehen lassen. Das geht schon vorbei...“ lehnt sie unser Bedauern ab, „dafür bekomme ich ja auch das Kindlein!“ und die Mutteraugen leuchten schon wieder in erwartungsvoller Freude. „Werden morgen früh Peter und Gret und Lieselotte Augen machen, wenn so ein ganz Kleines da im Bettlein liegt! Sie fragen ja

alle Tag, ob es noch nicht bald kommt. Bringen mich schier um vor Ungebuld.“

Schneeweiß bezogen steht der Korb für das Kleine gerichtet. Wäsche und Windeln, Watte und Lysol, Wasser und Badewännchen, was nur immer gebraucht werden kann, hat die Mutter zurechtgestellt. Es sei ja nicht das Erste, bemerkt sie auf meine lobende Anerkennung. Da wisse man schon so ein wenig, was und wie...

Wir plaudern noch ein Weilchen hin und her. Die Zeit vergeht schneller dabei. Dann schickt die Frau Stationsvorsteher ihren Mann ins Bett. „Sei vernünftig, Peter, und geh schlafen. Kannst mir ja doch nicht helfen. Die Elisabeth ist ja da. Wir zwei werden schon fertig werden, und wenn nicht, dann rufen wir dir. Aber du mußt morgen den Kopf wieder klar haben. Es ist Sonntag und mehr Verkehr als sonst...“

Nach einigem Widerreden gab der Vater nach. Sie hatten sein Bett ins Kinderzimmer gestellt für diese Zeit. So wünschte er uns eine gute Nacht. Seiner Frau gab er den Abendsegen. Zwei Kreuzlein machte er ihr mit dem geweihten Wasser auf die Stirne: „Auch einen Segen für unser Kind.“ Ich dachte dabei, ein Kind, das mit solch gemeinsamer Elternliebe und Elterntreue und Sorge schon umtreut wird, ehe es nur geboren ist, muß doch ein Segenskind werden. In einem Mann, der seine Vaterschaft so auffaßt, hat die Mutter eine Stütze und einen Halt. Der wird ihr nie die Sorge um das Kind und die Verantwortung für dasselbe allein zuschieben.

„Du ruffst mir aber...“

„Sobald wir dich brauchen, ganz gewiß. Wirft das Mädle schon schreien hören...“ setzte sie neckend hinzu.

„Sagt die auch ein Mädle! — Nix Mädle — einen Zuben will ich!...“

„Männer haben viel mehr Angst als wir — was rechte Männer sind...“ sagte die Mutter, als der Vater gegangen war. „Setzt schenkt uns der liebe Gott ein Kindlein, und da will ich nicht wehleidig sein. Wenn es auch hart hergeht...“

Da die Wehen immer heftiger wurden, bestand ich nun doch

darauf, daß die Mutter auch zu Bett gehen müsse. In immer kürzeren Abständen setzten die Schmerzen ein. Die Hände krampften sich in die Decke. Wie eine Welle raste die Qual durch den Leib, daß die Mutter mit den Zähnen knirschte und in ein leises Stöhnen ausbrach, wenn die Wehen den Höhepunkt erreichten. kaum aber ebten sie etwas ab, da wischte sich die tapfere Frau die Tränen aus den Augen.

„Das Leben ist so hart... das Kindlein weint, wenn es auf die Welt kommt... Nein, die Mutter soll nicht auch weinen. Einen frohen Gruß soll sie ihm geben... Liebe soll froh sein und lachen...“

„Wie soll das Kleine denn heißen?“

„Josef oder Josefina — je nachdem. Will doch sehen, wer nun recht bekommt, der Vater oder ich? Ob er den Bubem bekommt oder ich das Mädchen?... Was hast du denn gedacht, Lisbeth, wie du zuerst einmal so dabei warst...?“

„Ich hab immer an die liebe Muttergottes denken müssen. Hab mir gedacht, wie sie wußte, daß ihr einziger Sohn nun an den Ölberg geht, gefangen wird, gequält... da hat sie sicher alles so mitgelitten in ihrer Kammer, bis sie es nicht mehr aushalten konnte und zu ihm gegangen ist — gerade unter das Kreuz... Was so eine Mutter leidet für ihr Kind, hat die liebe Gottesmutter bei der Geburt des Kindes nicht durchkostet, aber um so mehr in den letzten Stunden... Ja, und am End ist dann Ostermorgen. Wenn das Kindlein da ist, das scheint mir immer wieder rechte Osterfreude. Das Leid ist überwunden — neues Leben ist erstanden — Liebe hat gesiegt. Mutterliebe darf sich freuen über den Sieg, den sie errungen...“

„Ist ein lieber, feiner Gedanke, Lisbeth. Nur darfst du es nicht machen wie die Apostel: einschlafen und weglaufen. Du mußt bleiben und wachen, helfen und...beten. Weißt, in solchen Stunden, da fühlt man, daß man einen Herrgott braucht — eine Kraft aus einer anderen Welt...“

Um drei Uhr morgens hatten die Schmerzen ihren Höhepunkt erreicht. Wir sprachen nun nichts mehr miteinander. Die Mutter war so in dem Weh begraben — und mich hatte doch eine tiefe Erregung erfaßt. Zum ersten Mal allein

in solch einer Stunde mit Mutter und Kind. Mir war es, als faßte meine Seele mit tausend Händen nach dem Vater im Himmel...

Dann war der Josef da.

Matt und erschöpft lag die Mutter in den Rissen. Doch wie ich das quiekende Blirschlein wasche und richte, flammen plötzlich aufs neue die Wehen bei der Mutter auf. Rütteln und Schütteln den müden Leib in immer stärker anstürmenden Wellen.

Und das Josefchen kam in einer halben Stunde nach.

Da lachten wir beide. Die Mutter mit Tränen in den Augen. Josef und Josefine: ein salomonisches Urtheil, fürwahr! Nun hatten Vater und Mutter ihren Wunsch erfüllt. Und wie ich der Mutter auch das zweite Bündelchen zureiche, macht sie ein Kreuzlein auf die gerunzelte Stirn. Der erste Muttersegen. Und küßt das Kleine: „Bist uns gerade so lieb wie dein Brüderlein. Brauchst keine Angst zu haben, weil du hintendrein gekommen bist...“

Zu Tode erschöpft schlief die Mutter ein.

War das eine Überraschung, als der Stationsvorsteher früh um einhalbsechs Uhr zum Dienst wollte und das Pärchen so rosig wie Marzipan in dem weißen Korb gewahrte. Und als einige Stunden später die drei Geschwister den Segen bestaunten, konnte das Fragen und Verwundern kein Ende finden.

„Ein Brüderlein und ein Schwesterlein! Woher sind die gekommen?“

„Vom lieben Gott,“ sagte der Vater. „Der hat sie uns geschenkt.“

„Vom Himmelsvater? Aus dem Himmel? Wie sind sie dann hergekommen? Hat sie ein Engelein gebracht?“

„Ein Engelein ist mitgekommen. Eines mit dem Brüderchen und eines mit dem Schwesterchen. Ihre Schutzengelein. Die bleiben nun immer bei ihnen. Und ihr müßt ganz lieb mit Brüderlein und Schwesterlein sein, weil sie gar so klein und zart sind. Sonst muß der Engel traurig werden.“

Sechs kleine Händchen streichelten die kleinen Wesen in dem Korb. Drei kleine Mündchen küßten sie so lange, bis sie zu weinen anfangen ob dieser ungewohnten und noch

unverstandenen Zärtlichkeit. Da mußten wir der Liebe Einhalt gebieten.

„Aber wer ist nun das Brillberle?“ Die sechsjährige Lieselotte schaute sehr nachdenklich drein.

„Das mit dem roten Bändchen am Säckchen...“

„Aber wenn du einmal das Rittelle verwechselst...?“

Da kam die Tante von der Bahn. So sprang die Aufmerksamkeit des Kindes ab. Der Stationsvorsteher richtete sich wieder zum Ausgehen.

„Vater, wo gehst du hin? Noch eine Tante holen?“ ...

„Nein, in die Kirche. Dem lieben Gott für die Kindlein danken...“



Srdentlich stolz auf meine Leistung bin ich am Sonntagmorgen nach Hause gegangen. Die Meinen saßen gerade beim Morgentaffee. „Hast du es wirklich gut gemacht?“ ... war der Mutter erstes Wort.

„Ja freilich, Mutter. Und gleich zwei. Einen Knaben und ein Mädchen.“ Als wir zusammen zur Kirche gingen, war die Neugierkeit schon durch den Ort geist. Allenthalben gab es ein Fragen und Necken, als ob ich wirklich für den doppelten Segen verantwortlich sei. Und ich quittierte mit gleicher Münze: „Da könnt ihr sehen, daß ich meine Sache recht gelernt habe. Ihr traut mir ja doch nur halb.“ So kam ich am besten weg und hatte die Lacher auf meiner Seite. —

Ein paar Tage darnach kam der Bauer vom Brandhof um drei Uhr morgens. „Um Gottes Willen, was ist?“ Mutter war ganz außer sich vor Schreck, als die Glocke bei Nacht gezogen wurde.

„Ach, das wird für mich sein, Mutter. Da mußt du dich nun schon daran gewöhnen, daß so etwas kommt.“ Ich werfe ein Tuch um und schaue zum Fenster hinaus.

„Lisbeth, kommt auch mit zu meinem Weib.“

Es ist noch ganz Nacht. Funkelnde Sternlein stehen dicht gedrängt am Himmel. Ich denke, so muß es einst in Bethlehem gewesen sein, als Maria und Josef Herberge

suchten für das Kindlein, das kommen sollte. Wie wir so unseres Weges schritten, sagte der Brandhofer:

„Lisbeth, es ist mir ja arg unangenehm — aber die Babet ist schon da. Das ging so: Ich schick unsere Marie am Abend ins Dorf. ‚Geh‘ und sag‘, die Lisbeth soll kommen.‘ Da geht der Fraß die Babet holen. Und wie ich das merke und schimpfe, da sagt‘ er: ja, die Lisbeth bringt doch gleich zwei Kinder ins Haus und wir haben mit einem gerade genug. . . Eines ist genug Geschäft zum Windelnwaschen und genug Geschrei. Was man mit Kindern alles erleben kann. . .“
Ich denke, ja das kommt davon, wenn man so dummes Zeug an sie hin redet, daß ich die Kindlein bringe. Zu dem Bauer aber sag‘ ich: „Ja, Brandhofer, das geht aber doch nicht, daß zwei Hebammen da sind. Denkt doch, wie das für die Babet nun ausseht. . .“

„Ach, die sitzt am Ofen und schläft wie ein Raß. Glaub‘, sie ist nicht ganz nüchtern gewesen, als sie kam. Hat zuerst gevespert, und unser neuer Rost ist stark. Ist hinterm Ofen eingeschlafen. Mein Weib hat zehnmal gerufen und ich hab‘ sie gerüttelt und geschüttelt — aber sie wird nicht hell. Da sagt‘ mein Weib: Jakob, hol mir doch die Lisbeth. Wenn das arme, alte Weib nun so verschlafen ist — ich trau‘ ihr halt nicht dann. Es ist so schon nicht recht wie sonst dieses Mal. . .“

Es ist ja ein Jammer, daß die Babet nichts zum Leben hat. Wenn eines so im Beruf alt und wackelig geworden ist, sollte auch im Alter gesorgt sein. Wir sind doch schließlich auch beinahe Beamte. Beziehen aber kein Gehalt und auch keine Pension. Müssen immer bereit stehen bei Tag und bei Nacht. . . und die Verantwortung. . .

„Wenn es nur wegen der Tage ist — dann in Gottes Namen. Das Weib ist mir wichtiger,“ sagt‘ der Bauer in meine Gedanken hinein. „Werd‘ so ein Kalb verkaufen müssen am nächsten Markttag. . .“ —

Die Brandhoferin hatte leider recht. Es war wirklich nicht in Ordnung dieses Mal. Das Kind hatte eine falsche Lage. Aber es war zu spät für mich, einzugreifen. Die Geburt war schon so weit vorgeschritten, daß nichts zu ändern war.

„Brandhofer, Ihr müßt den Arzt holen. Es gibt eine Zangengeburt und ist höchste Zeit. Sättet mich früher rufen müssen.“

„Der alte Doktor Wille geht nicht mehr aus bei Nacht und sein Sohn ist verreist. So muß ich halt den Doktor Mary rufen. In Gottes Namen — da kann er ja nicht viel schaden...“

Mary war vor zwei Jahren zugezogen. Manche sagten, er sei vorher im Suchthaus gewesen. Ich wußte damals noch nicht, wie die Dinge lagen.

Unser Herr Pfarrer hatte zu mir gesagt, zu dem sollte ich keine gesegnete Mutter und überhaupt keine Frau schicken. Aber nun, wo es um Leben und Tod ging, hatten wir keine Wahl.

Doktor Mary kam. Verbrüßlich, unordentlich angezogen, mit zerzausten Haaren; schmutzigen Händen, die er erst waschen mußte. Er hätte es vielleicht nicht getan, wenn ich es ihm nicht sehr energisch bedeutet hätte. Darauf ein Blick voll Verachtung.

„So, so ... zwei weise Frauen — zwei sehr weise Frauen — bringen nicht einmal den Bams heraus...“ war das erste Wort, das er sagte. Ich hätte ihn ohrfeigen mögen. Redet man so in Gegenwart einer Mutter, die mit dem Tod ringt und kämpft um das Leben ihres Kindes?... Überhaupt, der ganze Mensch sah so salopp aus. Gewiß, es war Nacht — aber trotzdem... Ich schließe nach dem Aussehen des Menschen immer auf sein Inneres, auf seine Seelenhaltung. —

So tapfer die Frau auch war, der Schmerz war größer als aller gute Wille. Der Bauer und ich mußten sie halten, niederdrücken, damit sie nicht durch gar zu heftige Bewegungen das Kind und sich noch mehr gefährde. Und wie sie so gefesselt gehalten wurde, schien das Weh verdoppelt. Nichts war mehr im Raum als das Stöhnen und Wimmern der Mutter, das Bäumen und Rütteln des zermarterten Körpers. Später habe ich oft denken müssen, wenn junges Volk so zynisch und schmutzig redete, das sollten sie einmal mitmachen! Sie würden das Werden des Menschen, ihre eigene Mutter mit anderen Augen

ansehen lernen! Raum schien ein Wehensturm am Verebben zu sein, als auch schon ein neuer anbrach. —

Unter Ziehen und Stemmen, Halten, Stöhnen und Bluten kam endlich, endlich das Kind aus dem Schoß der Mutter. . . Zerrissen und blutend, zu Tod erschöpft, liegt das arme Weib in den Rissen. . .

„Nichts zu machen. . .“ schnarrt die harte Stimme des Arztes durch den Raum, über dem noch das Schweigen des durchlittenen Grauens lastet. Er legt das blaurot angelaufene, wohl erstickte Kind — ein Mädchen — achtlos beiseite. Wie ich schnell mich über das Kind beuge und ihm die Nottaufe gebe, fügt er spottend hinzu: „Begießen sie es nur! Hilft ihm doch zu nichts. Da müßten Sie schon ihren Jesus von Nazareth holen, der ja die Toten auferwecken kann. . .“

Mit einem Ruck sitzt die Mutter in den Rissen. Vergessen Schmerz und Not; vergessen die Gefahr, in der sie selbst noch schwebt. . .

„Ruhe, Ruhe!“ schreit der Arzt und versucht sie niederzudrücken. „Lisbeth, tu doch was mit dem Kind! . . . Fang doch an. . . probiere es doch. . . es ist gewiß nicht tot. Ich hab' noch nie ein totes Kind gehabt. . . elf lebendige hab' ich in den Rissen liegen. . . das zwölfte muß auch leben. . .“

„Was, elf lebendige! Frau, elf Kinder! Sind Sie noch bei Trost! Sind Sie doch froh, wenn nicht noch eines dazu kommt. . .“

„Und ich will kein totes Kindle. . . nun fang doch an, Lisbeth. . . probier es doch. . . beim Karl hat man auch gemeint, er sei tot und der Doktor Wille hat ihn zum Leben gebracht. . .“

„Das werde ich als Arzt doch wohl wissen, Frau, daß mit dem Bams da nichts zu machen ist — der ist nicht mehr lebensfähig.“

„Jetzt hab' ich so viel durchmachen müssen. . . und nun soll das Kind auch leben. . .“ Ich glaube, im nächsten Augenblick wäre die Mutter aus dem Bett gesprungen. Es wäre ja ihr Tod gewesen. —

„Seid nur zufrieden, Brandhoferin, ich tu, was möglich ist. . .“

Viel Hoffnung hatte ich ja selbst nicht. Aber ich fing an, an dem Kindlein zu schaffen, wie es nur immer möglich ist in solchen Fällen. Mit den Schwingungen, mit künstlicher Atmung, mit heißen und kalten Wechselbädern... was ich in der Hebammenschule einmal gesehen hatte, wandte ich an. —

„Hören Sie einmal, Frau, da müssen wir aber morgen noch darüber reden. Zwölf Kinder ist ja unerhört. Wie können Sie Ihre Gesundheit so ruinieren. Da muß eine Änderung geschaffen werden. Ist nur eine Kleinigkeit, daß Sie von der Last für die Zukunft befreit sind. Nach der Geburt von heute dürfen Sie nicht noch einmal so weit kommen...“

„Helfen Sie meinem Kind. Ich will kein totes... und wenn es noch dreizehn und vierzehn werden, ist mir eins...“

Ohne noch ein Wort zu sagen, packte der Arzt zusammen und ging. Auf das Kind sah er gar nicht mehr hin. Das war für ihn eine erledigte Sache. „Guten Erfolg zur Auferweckung der Toten!“ rief er mir noch unter der Stubentüre zu. Der Bauer ballte die Faust. „Ich möcht' ja den Hofhund loslassen hinter dem G...kerl... wenn nur der junge Doktor Wille da wäre! — Aber so... der kommt noch einmal ins Zuchthaus...“

Ach, es schien wirklich ein vergebliches Mühen zu sein. Lieber Gott, schau, die Freud' dürftest du dem Tropf nun doch nicht lassen, daß er uns auch noch fernerhin darum ausspotten kann... schau, um deiner Mutter willen, sei gut mit dieser armen Mutter und gib ihr ihr Kind...

Immer wieder, wenn ich ermüdet aufhören wollte, sahen mich die angstvoll flehenden Augen der Mutter an. Sie schlief nicht ein — trotz aller Erschöpfung. Die Sorge um ihr Kind erhielt sie wach. Es wird doch nicht tot sein... es wird doch...

Schon wollte ich doch jede Hoffnung aufgeben. Da... wahrhaftig, das Kleine fing an zu atmen... leise, kaum merklich... aber doch... doch... ich traute meinen Augen kaum... auf einmal zitterte ein Schrei durch die Luft... es lebt!

„Mein Kindle!“... selig streckt ihm die Mutter die Arme entgegen, küßte, segnete es. Der Vater stürzte herbei und

staunte das kleine Wunder an. Nach zweistündiger ununterbrochener Arbeit — der Vater hatte mich zuweilen ablösen müssen — war das Kind wirklich für das Leben gerettet. Ich hatte es selbst nicht geglaubt, gegen den Ausspruch des Arztes. Hatte es nur nicht über das Herz gebracht, der Mutter die Bitte zu versagen. —

Als der Arzt wiederkam, stand er sprachlos vor dem Korb mit dem kleinen zappelnden Ding. „Unglaublich, solche Suggestionskraft...“

In diesen Tagen trug ich den Kopf wohl ein wenig höher als sonst. Das ganze große Glück des Berufes war über mich gekommen. Herrlich war es, helfen zu können. Herrlich, im Dienst zu stehen an Mutter und Kind! Der Anfang meiner Tätigkeit war für mich ja auch sehr ermunternd gewesen. Daß es auch noch anders kommen sollte, konnte ich mir damals gar nicht denken. „Mutter, ich bin doch froh, Hebamme zu sein. Ist doch ganz etwas anderes als alte Fesen zusammenzunähen! So lebendiges Leben schützen, Erden- und Himmelsbürger schaffen zu helfen...“

Babet schimpfte natürlich im Ort herum, obwohl sie die ganze Geburt verschlafen hatte. Als sie das Kind zur Taufe tragen durfte und das damals übliche Geschenk von Pate und Patin erhielt, gab sie sich zufrieden. Der Mutter war es zwar gar nicht recht, daß ich dies der Babet überließ. Mir eigentlich auch nicht. Nicht des Geschenkes wegen, sondern weil ich immer so gern zur Taufe gegangen bin mit „meinen“ Kindern. Ja, es ist doch immer ein wenig mein Kind, das ich da zur Kirche trage. Doch was tut man nicht des lieben Friedens wegen. Und die Babet ist ein armes Weib; die paar Mark und der Taufstaftee tun ihr gut.

* * *

Mitten in einer stillrömischen, finsternen Dezembernacht schrillt die Hausglocke in den höchsten Tönen. Ich muß wohl gut geschlafen haben. Fand mich nicht so schnell zurecht. Ist das Feueralarm... Wo mag es brennen... Da wird aufs neue am Draht gerissen, daß das Glücklein

sich überschlägt und abzustürzen droht. „Schnell aus dem Bett, Lisbeth,“ ruft die Mutter, „das gilt ja dir! Muß irgendwo etwas Wichtiges sein, daß man in einer solchen Nacht rufen kommt.“ Schon reiß’ ich das Fenster auf. „Wer ist unten?“

„Auf den Bärenhof sollt Ihr kommen, und zwar gleich. Die Frau ist sehr in den Wehen!“

„Die junge Bäuerin?... Mit dem ersten Kind?... Warum habt ihr nicht eher geschickt?“

„Ach, gestern war noch gar nichts,“ brummt der Knecht. „So ein Hundewetter heut’ nacht... kalt wie in Sibirien...“

„Warum habt Ihr kein Fuhrwerk? Ist doch bald eine Stunde Weg“ ... ich hab’ den Riegel weggeschoben und ihn in die Stube gelassen. Brennt noch ein wenig Feuer im Ofen. Meine Wetterstiefel stehen darunter. Die ziehe ich noch schnell an...

„Fuhrwerk? Ihr kennt den Bauern schlecht. Könnt ja dem Roß was schaden in der Kälte und Nacht...“

„So, und ich? Mir schadet wohl alleweil nichts?“

„Ich und Ihr... ha, wir zwei gehören nicht zum Viehstand auf dem Bärenhof. Wenn wir verrecken, ist’s doch dem Bauern gleich... Nimm ihm nichts und bring ihm nichts. Also...“

So machten wir uns in Gottes Namen auf den Weg. Eben schlug die Kirchuhr eins, als wir aus dem Dorf hinaus auf die Landstraße kamen. Sui, pfliff da ein Ostwind über das Land her. Durch das Kopftuch froren mir die Ohren fast ab und die Nase. Ein feiner Eisregen setzte ein. Zum Glück kamen wir bald in den Wald. Es war wohl nichts weniger als gemüthlich bei der stockfinsternen Nacht. Doch die Tannen wehrten einigermaßen dem Wind und dem Sprühregen. Der Knecht hatte seine Laterne um den Hals gehangen, vergrub die Hände in den Taschen. So stampften wir nebeneinander her. Zum Sprechen war keines aufgelegt. Man hatte das Gefühl, daß einem der Wind bis in die Lunge hinunterpfeift, wenn man den Mund öffnet. Als wir zum Wald hinaus kamen, war die Landstraße bereits mit einem glashellen Eis überzogen. Um jeden Schritt mußte

man sich vorwärts ringen. Rutschte weiter zurück, als man vorkam, so lange die Straße anstieg. Dann bogen wir auf einen Feldweg ab. Da gaben die unebenen Schollen doch einigen Halt gegen das Glatteis. Und endlich schlug der Hofhund an. Hoch reckten sich die Mauern des Bärenhofes vor uns auf. Man hätte sie in der Dunkelheit überrennen können. Nicht einmal in den Hof hinaus brannte ein Licht.

In der Stube drinnen war es kalt. Niemand hatte inzwischen ein Feuer angezündet. Im Schlafzimmer flackerte ein schwacher Lichtschein. Ein Kerzenstummel glimmte neben dem Bett auf dem Nachttisch. Wie ich die Petroleumlampe anzünde, fing der Bauer, der neben seinem Weib im Bett lag, zu knurren an: „Muß man auch das teure Licht schon wieder brennen. . .“

„Hättet Ihr mich nicht holen lassen, so könnt' es meiner halber ausbleiben. Doch zu meiner Arbeit muß ich sehen.“

Es war, wie ich gleich vermutet hatte; mindestens vierundzwanzig Stunden zu früh hatte man nach mir geschickt. Bei dem ersten Kind sind die Frauen meist sehr ängstlich. Es war alles in guter Ordnung. So tröstete ich die junge Mutter, sie müsse halt Geduld haben und solle versuchen zu schlafen. Und weil ich in der finsternen Nacht nicht nochmals eine Stunde heimwärts laufen wollte, schürte ich in der Wohnstube das Feuer an und setzte mich daneben. Drinnen brummte der Bauer fort und fort zwischen einem mörderischen Schnarchen. So oft er merkte, daß der Lichtstrahl aus der Stube durch die Ritze drang, oder so oft ich am Ofen rüttelte, zog drinnen ein Donnerwetter auf. Das ist unsereiner nun auch gewohnt und macht sich nichts mehr daraus. Sich über solche ungute Dinge zu tranken, gehört zu den Kinderkrankheiten des Hebammenberufes, die man im ersten Jahr überstehen muß. So allmählich bekommt man dann eine Krokodilhaut. —

Als es Tag geworden, sah ich nach der Bäuerin. „Hat noch gute Weile. Mit dem ersten Kind geht es gewöhnlich nicht so schnell. Ich will nun zu den anderen Wöchnerinnen gehen und komme gegen Mittag wieder.“

„Um Gottes Willen — erst gegen Mittag! Ihr dürft mich doch nicht auffizen lassen, Lisbeth! Habt mir doch schon so lange versprochen, daß ihr kommt... wenn inzwischen was passiert...“

„Es passiert gewiß nichts, Bäuerin. Schaut, ich bin doch nun schon drei Jahre im Amt und hab' schon bald zweihundert Rindlein auf die Welt gebracht. Da kennt man sich doch aus...“

„Aber was soll ich denn anfangen die ganze lange Zeit...“

„Ein wenig aufstehen und in der Stube umeinander gehen. Das Bettlein richten für das Kleine und die Wäsch' — und sonst so. Vergeht die Zeit schneller und das Warten wird nicht so sauer. Ein frohes Gesicht machen und ein Liedchen singen...“

Die Magd hatte in der Stube den Kaffee aufgetragen. Der Bauer und das Gesinde setzten sich um den Tisch. Da sagte die Magd: „Lisbeth, Ihr werdet doch einen Kaffee nehmen, ehe Ihr weggeht. Habt doch die ganze Nacht nichts gehabt...“ Der Bauer brummte etwas Unverständliches. Ob Zustimmung oder Verweis konnte ich nicht entziffern. Und ich trank meinen Kaffee und ging. —

Als ich gegen elf Uhr mit meinen Dienstgängen fertig war und noch zu Hause zu Mittag essen wollte, stand der Rossbub vom Bärenhof schon wieder vor dem Haus. Natürlich nur der Bub — nicht etwa auch die Ross'. „Ihr sollt doch schnell kommen!“ rief er mir schon von weitem zu.

Ich wußte ja, daß es keine Eile hat. Aber schließlich ging ich doch halb mit ihm. Was tut man nicht, wenn so eine junge Mutter in Sorge und Not ist.

„Es muß ein Stammhalter werden! Einen Erben für den Hof!“ sagte der Bauer, als ich wiederkam.

„Und wenn es ein Mädchen wird, so ist es auch recht,“ sagte ich dagegen. „Da kann niemand etwas bestimmen und muß jeder nehmen, was kommt.“

„Dann soll es nur gleich der Teufel holen, wenn es eine Geiß ist! Kann keine Frauenzimmer brauchen zum Aussteuern. Das Sach muß ganz beieinander bleiben.“

„Bauer, verständigst Euch nicht. Ein Mädchen ist auch Euer Kind so gut wie ein Bub'. Und vielleicht seid Ihr

eines Tages noch froh, wenn ihr eine Tochter habt. Es ist schon manchem so ergangen.“

Darauf kam wieder das undefinierbare Knurren. Er schob den Teller unwirsch beiseite; stand auf und ging in den Stall. Knecht und Magd lachten hinter ihm drein. Dann sagte die Magd plötzlich ernst: „Wenn es nur um Gottes Willen nicht am End' wirklich ein Mädchen ist. Das hätte ja keinen guten Tag bei dem S..kopf, dem dreckigen...“

Die Bäuerin ließ mich nicht mehr gehen. Ich mußte bei ihr bleiben, obwohl es noch lange keine Eile hatte. Sie hatte ja auch so viel auf dem Herzen und wußte keinen Menschen, dem sie es einmal ausschütten konnte. Wie ganz anders hatte sie sich einst die Ehe gedacht. Und nun — nichts. Wie hatte der Bauer schön tun können, als er auf die Brautschau kam! Jetzt aber war sie ihm nichts mehr wie die Kuh im Stall. Zum Arbeiten brauchte er sie — im Haushalt mußte er eine Wirtschaftlerin haben. Und... nun ja... und...

„Ihr hättet ihn gleich in den ersten Wochen besser ziehen müssen, Bäuerin. Nun ist es alleweil fast zu spät dazu...“

„Ja, Lisbeth, da kann man halt nichts machen...“

Ach, wie oft hab' ich das hören müssen: da kann man nichts machen. Ein andermal will ich davon erzählen, wie das ist...

Auf einen langen Nachmittag kam noch eine ganze lange Nacht. Dann endlich kam das Kind auf die Welt. Wohl zehnmal war der Bauer in die Stube gekommen: „So macht doch endlich einmal ein End'...“

„Da ist gar nichts zu machen. Das muß man eben abwarten. Man kann der Natur nicht vorgreifen.“

Eine halbe Stunde später war er schon wieder da. „Immer noch kein End'! Herrschaft, mit euch Weibskleut...“

Endlich war das Kindlein da. Natürlich ein Mädchen. Wie meist, wenn die Eltern es absolut nicht wollen. Man könnte zuweilen glauben, die Natur treibe ihren Spott mit den Menschen.

„Ist es ein Bub?“ schrie der Bauer.

„Nein, ein Mädchen.“ Er glaubt mir nicht. Reißt mir das Kind fast aus der Hand. Wirft es im Zorn der Mutter

auf das Bett hin, daß es hätte das Rückgrat brechen können. „Geht zum Teufel miteinander!“ Und rennt davon. — Viele Wochen lang war der Bauer tagtäglich sinnlos betrunken. Wir haben das Kind zur Taufe getragen, ohne daß er davon wußte. Eine Schwester der Bäuerin und ich. Niemand war zum Taufstaftee geladen. Die Mutter getraute sich nicht vor dem Zorn des enttäuschten Vaters. Dann bin ich nicht mehr auf den Bärenhof gegangen. Meine Arbeit war für diesmal getan. Als ich von dem Bauern meine Tage forderte — das waren damals zwölf Mark — gab er mir nach langem Gepolter und Gebrumme acht Mark. Ich hätte ja nichts getan als gewartet, und das sei damit teuer genug bezahlt. —

Das Mädchen wuchs heran. Niemand wußte, ob es der Bäuerin oder der Magd gehöre. Schon nach zehn Monaten kam der ersehnte Bub wirklich an. Ich erschraf, als ich das Kind sah. Wenn nicht alle Anzeichen trogen, war es ein richtiger Idiot. Im Rausche und Zorn erzeugt! Schon vor der Zeugung hatte der Vater ja die Keimzellen vergiftet durch seine andauernde Betrunktheit. Konnte es anders sein? —

Ja, nun hatte er einen Stammhalter. Und was für einen! In die Schule kam er nie. Seine geistigen Fähigkeiten reichten nicht einmal aus, die einfachsten Dinge mit dem richtigen Namen zu nennen. Und als er in die Entwicklungsjahre hineinwuchs, war keine Magd mehr sicher vor ihm, mit solcher Gewalt erfaßte ihn die Sinnlichkeit. Ihr ein Gegengewicht zu sehen vermochte er bei seiner geistigen Minderwertigkeit ja nicht. Und so kam es so weit, daß man ihn in einer Anstalt verwahren mußte.

Auf den ersten Buben folgten noch drei andere. Die waren zwar auch keine Kirchenlichter. Da aber der Bauer das sinnlose Trinken doch aus Geiz wieder aufgegeben hatte, konnten sie gerade so unter dem üblichen Durchschnitt mitkommen.

Doch als die Buben herangewachsen waren, kam der Weltkrieg. Zwei kamen nicht wieder nach Hause. Und der Jüngste nur als armer, blinder Krüppel.

* * *

Seinen Erben hatte der Bärenhof aber doch. Es war an einem Kirchensonntag. Vor dem Dorf draußen standen Schaubuden aller Art. Jung und alt war auf den Beinen. Seit das Hochamt zu Ende war, drehte sich das Karussell. Der arme Gaul, der immer im Kreis gehen mußte, erbarmte mich ordentlich. Damals waren die Karussells noch nicht mit Dampf betrieben oder elektrisch. Die Schiffsschaukeln schwingen übermüthige Burschen so hoch, daß sie fast aus den Angeln flogen. Vor dem Schießstand ergöhten sich die Männer; versuchten, ob sie seit der lang entschwundenen Militärzeit wohl noch einen Treffer erzielen konnten. Hinter grell bunt bemalten Budenwänden waren die sonderbarsten Dinge zu sehen: das Riesenmädchen, das 483 Pfund wiegen sollte, ein Kalb mit zwei Köpfen und sechs Beinen, eine echte indische Abgottschlange, Folterkammern aus dem schwarzen Mittelalter. Mein Gott, mir läuft heute noch eine Gänsehaut über den Rücken, wenn ich an die Bilder denke! Dann wieder waren Glücksräder da, an denen man für zehn Pfennig drehen durfte und vielleicht etwas gewann — vielleicht auch nicht. Zuckerbuden, Lebkuchenbäcker, Eirtenhönig, Spielwaren aller Art — natürlich billigste Ramschware, Geschirrstände mit unglaublich sinnlosen und unnötigen Dingen, wie sie die damalige Zeit in allen Zimmern in Menge aufzustellen liebte. Und eine ununterbrochene, vielfach abgetübte Indianermusik schwirrte durcheinander und verdrehte die Köpfe. —

Bei uns ist die Kirmeß immer ganz besonders gut beschickt. Auch richtige Affen und Kamele kann man da sehen neben vielem anderen. Und so findet sich das Jungvolk von nah und fern da zusammen. Man fährt Karussell. Trägt seine Neugierde hier und dort herum spazieren. Macht seine Bemerkungen über dies und jenes — nicht immer in den Grenzen des Anständigen und Schicklichen. Hier muß der Bursch' das Mädchen frei halten. Wenn dann die jungen Leute in schon merklich gelockter Stimmung endlich in das Dorf kommen, wo in jeder Wirtschaft Tanzmusik erschallt, dann wendet sich das Blatt. Auf dem Tanzboden bestreitet das Mädchen die Auslagen für sich und den Burschen. —

Am solch einem Kirrnesfontag bin ich bei Einbruch der Dämmerung durch den Ort gekommen. Begegnet mir die Paula vom Bärenhof. Die Haare fliegen um das erhitzte Gesicht. Die merkwürdig glänzenden Augen verraten, daß der Alkohol schon eine ganz bedenkliche Rolle spielte bei diesem kaum siebzehnjährigen Dmg. Sie war auch gerade aus dem Hirsck gekommen.

„Bist ganz allein hier, Paula? Ist keiner von euren Buben im Ort?“

„Weiß ich je einmal, wo die Buben sind! Auf und davon bin ich nach dem Mittagessen. Will auch einmal etwas haben vom Leben!“

„Aber jetzt, Kind? Kannst doch nicht allein den Weg durch den Wald laufen. Es wird ja Nacht, ehe du richtig zum Ort draußen bist.“

„Soll ich warten, bis mich mein Alter holen kommt? Das könnte lange gehen?“

„Komm mit mir heim. Im Adler neben uns sind sicher Leut' aus X., die dich mitnehmen. Die haben ja den gleichen Weg.“

„Im Hirsck ist auch einer, der nach X. geht. Der kommt gleich nach.“

Da kam gerade der Rosknecht vom Waldhof in X. aus der Wirtschaft. Der libelste Gesell' weit und breit. Keine Magd blieb auf dem Hof seinetwegen. Er selbst rühmte sich in jeder Wirtschaft, daß bald kein Mädchen mehr in X. wäre, das ihm nicht schon gehört habe. Wiederholt war er mit dem Gericht zusammengekommen wegen schmutziger Sachen...

„Mit dem Rosknecht wirst du doch nicht gehen wollen, Paula! Weißt etwa nicht, wie es mit dem ist? Mit dem darf kein anständiges Mädchen sich zeigen.“

„Was liegt mir daran, was die Leut' reden...“

„Wenn er dir aber was zuleid' tut? Das Leben ist lang, und an so einem Kreuz hat die Frau zu tragen all ihre Tage. Komm mit mir. Wir werden schon jemand Rechtes finden, mit dem du heimgehen kannst. Es sind doch noch mehr Leut' aus X. am Ort...“

Am liebsten wäre ich einfach mit dem Mädchen gegangen; doch ich mußte noch zu einer Mutter. Die wartete eben auf mich.

„Ich brauch' niemand!“ rief das Mädchen und lief davon. Doch nicht ohne sich umzusehen, ob der Rostknecht auch wirklich folgen würde. Gerade kam der Wagner Josef aus seinem Haus.

„Josef, halt doch den Rostknecht eine Weile auf. Dort läuft die Paula vom Bärenhof. Wenn die im Wald zusammenkommen, gnad' Gott!“

„Der ist mir der liebste gerade nicht...“ brummte der Josef. „Aber in Gottes Namen...“

Die zwei Männer gingen wieder in den Hirschen zurück. Das wäre ja noch einmal gut gegangen, denk' ich. Mach' meine Arbeit fertig und leg mich beruhigt ins Bett. „Der hat sie gewiß nicht mehr eingeholt,“ sagt der Josef am anderen Tag. „Eine volle Stund' hab' ich ihn aufgehalten...“

Wenn aber ein Mädchel einmal ins Unglück rennen will, kann es niemand davor bewahren.

Auf dem letzten Kilometerstein, ehe der Wald anfing, saß die Paula und wartete. Hatte sie Angst, allein durch den Wald zu gehen? Zweimal kamen Leute vorbei, die den gleichen Weg gingen und sie ansprachen. Aber sie schloß sich ihnen nicht an. Sie wartete eben...

Natürlich auf den einen, vor dem man sie gewarnt hatte. Den ganzen Nachmittag hatte sie mit ihm getanzt. Und er hatte Dinge gewußt, die ihr sonst niemand sagte. Von denen sie doch schon so lange gern etwas wissen wollte. Alle Mägde auf dem Hof waren gescheiter als sie. Lachten spöttisch und schwiegen, wenn sie in die Gesinbekammer kam. Nahmen sie nicht ernst, weil sie noch so jung und dumm war. Überhaupt, was die sich dachten! So dumm war sie lange nicht mehr, wie die sich einbildeten. Und heute sollte sie noch das Letzte wissen. Er hatte es ihr versprochen, ihr im Wald noch etwas extra Feines zu sagen. In der Wirtschaft machten die Menschen so viel Lärm — da mußte man immer wieder aufhören... doch im Wald, da war man allein. Namentlich wenn man den Fußpfad ging gleich rechts ab. Den ging heute abend wohl niemand mehr. Da konnte man ungestört alles bereden, Neugier und Sinnlichkeit, von Alkoholtrausch geweckt, reicheten einander die Hand.

Eine umnebelte, ungezügelter Phantasie reichte Bild an Bild. Und so sah das siebzehnjährige Ding in der lauen, warmen Sommernacht und wartete auf das sichere Verderben...

Die Straße her kam ein einsamer Schritt. Der Rostknecht. Er sah das Mädchen am Wegrand sitzen. Stand still. Wahrhaftig, die Dirne wartete! War bereit. Das gab noch einen feinen Abschluß für den Kirchensonntag! Sei, nur die Äpfel gegessen, die sich einem so bereit in den Weg warfen...

„Sockel, du kommst aber lange nicht...“

„Bin halt noch aufgehalten worden. Ich dachte, du wärest schon lange daheim. Hast extra auf mich gewartet?“

„Wir haben es doch so ausgemacht...“

„Natürlich, ja. Ihr Weibslent' seid ja so neugierig...“

Er zog ihren Arm durch den seinen. Bog ab von der breiten Straße in den stillen Wald. Warm und schwill war die Sommernacht. Kein Lüftlein wehte und kein Tautröpflein rieselte hernieder. Wilde Tauben gurrten leise. Ein Schmalreh rief nach seinem Gefährten...

„Das lockt seinen Burschen und wartet auch. So ist es auf der Welt. Die Tiere im Stall und die Tiere im Wald, wenn ihre Zeit da ist, drängen sie zueinander hin. Und die Menschen sind auch nicht anders geschaffen. Ist genau das gleiche. Nur daß sie immer dumme Geschichten machen und meinen, sie wären etwas anderes. Ist doch genau so. Die Dirn drängt zum Bursch und der Bursch zur Dirn... Spürst du es etwa nicht selber heute, daß etwas in dir ist, das wartet und ruft...“

Er nahm sie in die Arme und küßte sie. Immer und immer wieder. Bis die Sinnlichkeit zur hellen Flamme ausloderte und das Mädchen immer weiter hinabglitt in ihre Glut. Ohne sich zu besinnen, folgte sie ihm Schritt für Schritt auf dem Weg ins Verderben. War ohne Widerstand auch zu dem Letzten gewillt und bereit... wie in einem Zauberbann. Die Wogen der aufgetauten und plötzlich befreiten Leidenschaft schlugen über ihr zusammen. Es kam ihr gar nicht zum Bewußtsein, was sie tat. Bis der Becher der sündhaften Lust zur Reige ging. Dann trennte man sich. „Morgen, ja morgen wieder...“ rief sie ihm noch nach, als sie schon unter dem Hoftor stand.

Spätherbstnächte in sinnloser Leidenschaft vergeudet reiheten sich aneinander. Dann war es naß und kühl im Wald geworden. Und es schien, als ob zugleich auch ein Herbstreif über dem Feuer der Leidenschaft sich ausbreitete. Der Kofthnecht fand Entschuldigungen. blieb schließlich auch aus ohne eine solche. „Bist aufgeklärt genug und brauchst mich nicht mehr,“ sagte er kalt und wandte sich einer anderen zu. „Hab' ich dir etwa etwas versprochen? Die Natur hat ihr Recht und damit fertig...“

Sei, war die einst so stille, scheue Paula in diesen Wochen frech und dreist geworden! Die Mägde tuschelten vielsagend miteinander. Der Bauer, der nach dem Unglück mit seinem ältesten Buben noch verbissener geworden war, merkte von all dem nichts. Der Bäuerin fiel das veränderte Wesen ihrer Tochter wohl auf. Sie war es aber gewohnt zu schweigen und sich zu ducken. Als auf eine scheue Frage das Mädchen ihr frech über den Mund fuhr, ließ sie die Dinge laufen. Wozu dem Schicksal in die Arme greifen wollen... es erfüllt sich ja doch...

An den unerträglich langen Winterabenden nach Dreikönig, da die Tanzvergügen allmählich ein Ende fanden und man bei einem Hundewetter wohl oder übel daheim bleiben mußte, schlichen zuweilen sonderbare Gedanken an Paula heran. Ein Schreck fuhr ihr in die Glieder. Eiskalt und bleischwer. Wenn — ja, wenn am Ende gar... Ihr war nun oft so seltsam zu Mut. So ganz schlecht wurde ihr immer wieder... und das Nieder wollte zu eng werden. Meinetwegen, mag es gehen wie es will. Was soll man da machen, wenn es so in der Natur liegt... Das Schicksal des Menschen erfüllt sich dann eben. Und so schob sie solche Gedanken weg, so weit es nur immer ging...

Es gelang ihr gut, die Sorglose zu sein. Zwar im Dorf herum munkelte man allerlei. Mir trug es dieser und jener zu; auf dem Bärenhof aber traf das Ereignis ein wie ein Blitzstrahl aus blauem Himmel.

Zur Zeit der Heuernte war es. Alles, was Hände hatte, war auf den Wiesen. Das Wetter war unbeständig in diesem Sommer. Auch die Bäuerin war am frühen Morgen mit hinausgegangen. Dann kam sie heim. Sie sorgte

sich nun doch ernstlich um ihre Tochter, die in den letzten Wochen oft sehr schlecht aussah und tagelang im Bett blieb. Als sie in die Stube trat, lag das Mädchen am Boden und krümmte sich in Schmerzen. Da lief die Mutter hinaus auf die Wiese, rief ihren jüngsten Buben und schickte ihn ins Dorf zum Arzt. Der war über Land. Ein Bauer rief den ratlosen Buben an, was sei. „Ei, geh' nur zur Lisbeth, die wird schon helfen können bei der Paula!“ So kam er dann zu mir und klagte seine Verlegenheit.

Ich ging mit, weil ich der Sache auch nicht traute, und kam gerade noch im letzten Augenblick zurecht. Ein dicker Bub kam auf die Welt, als ich die Stube betrat. Fassungslös rang die Bäuerin die Hände. Nichts, gar nichts war gerichtet. Ich mußte das arme Würmlein zunächst in einen blau-rot gewürfelten Rissenbezug und Handtücher einwickeln. Starr und hockig lag das Mädchen im Bett, stierte nach der Decke und sprach kein Wort. Sah sich nicht einmal um nach dem Kind.

„Das paßt nun zum Kirmesfonntag,“ sagte ich. „Satt am Ende gar auf den Roßknecht gewartet im Wald, statt heimzugehen...“

„Na und wenn — was geht es Euch an? Wenn das so in der Natur liegt, daß uns Weibern dieses geschieht...“ In der Rückerinnerung an die kaum überstandenen Schmerzen heulte sie plötzlich laut auf. Da wußte ich, daß doch nicht alles verloren war. Und sagte ihr manches Wort von Mutterleid und Mutterfreud — von dem verschlossenen Garten der heiligen Unschuld, den man nicht entweihen darf, von dem Elend der Kinder, die so kein Nestlein haben, in dem sie aufwachsen können... Und merkte, daß manches den Weg zu ihrem Herzen fand. Es dämmerte in einer verwirrten Seele...

„Warum hat kein Mensch zuvor ein rechtes gutes Wort zu mir gesprochen?... Warum?“

Als der Schritt des Bauern im Hausflur erklang, klammerte sie sich mit beiden Händen an mich fest: „Um Gottes Willen, bleibt da...“

Wie der mich an dem Bett stehen sah, das zappelnde kleine Bündel daneben, stürzte er mit einem Fluch auf

die junge Mutter. Hätte sie wohl erwürgt, wenn ich nicht dazwischen gestanden wäre.

„Bauer, denkt an den Tag, da ich zum erstenmal in Eurem Hof gewesen bin. Hättet Ihr damals das Mädchen nicht so verflucht — Gott weiß, der heutige Tag wäre Euch erspart geblieben. Ihr seid schuld, Ihr allein. Das ist die Frucht Eures Fluches bei der Geburt und die Folge Eurer Lieblosigkeit all die langen Jahre. Habt Ihr einmal ein gutes Wort für Eure Tochter gehabt? Einmal ihr eine Freude gemacht? So, jetzt eßt die Suppe, die Ihr Euch eingebrockt habt. Und jeder im Dorf wird sagen: dem Bärenhofbauern ist's recht geschehen. Der Eltern Fluch rächt sich an den Kindern, das ist eine alte Wahrheit. Da sieht man es wieder...“

„Das darf nicht aufkommen... das Kind muß aus dem Haus...“

„Bauer, es wissen schon lange alle im Orte darum und warten auf die Kindtaufe. Da seht Ihr, was für ein guter Vater Ihr gewesen seid bis heute, daß Ihr von Eurem Kind nicht wißt, was das ganze Dorf sich erzählt. Laßt den Buben hier und seid gut mit ihm — dann hat das Gerede am schnellsten ein Ende.“

So blieb das Kind wirklich im Haus, und die Großmutter war herzlich gut mit ihm. Sie war nun durch das viele Leid ihrer Ehe sehr aufgeschlossen für manchen guten Rat und besprach sich oft mit dem Pfarrer und dem Hauptlehrer, wie man einer ungunen Veranlagung — wie man sie bei dem Kind befürchten mußte — vorbeugen und entgegenarbeiten könne. Sie verstand es, daß solcher Eltern Kind einer ganz besonderen Pflege bedurfte.

Der alte Bauer tat dem Kind nichts zuleide. Das war viel für ihn. Mehr durfte man vorerst nicht verlangen. Als der Krieg ihm so unerbittlich einen seiner Söhne nach dem anderen genommen hatte, da war er schließlich froh an dem strammen Knaben, auf dem nun die Zukunft des großen Hofes lag.

Für die Paula hatte ich einen Platz ausfindig gemacht bei Ordensfrauen in der Schweiz. Eine Art Haushaltungsschule. Da es nebenbei Familienpension war, wurden die

Mädchen unentgeltlich aufgenommen, mußten aber zwei Jahre bleiben und mitarbeiten. Sie waren gehalten wie die Kinder des Hauses und durften reichlich an allen rechten Freuden teilnehmen. Da fand das Mädchen sich selbst zurück. Sie blieb freiwillig vier Jahre und kam als rechte treue Tochter und Mutter heim. Ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

* * *

Sa, liebe Frau Rösch, es ist schon so. Sie bekommen noch einmal ein Kleines.“

„Mein Gott, das kann doch gar nicht sein! Denken Sie doch... in meinen Jahren...“ Die Mutter, die da bei mir in der Stube saß, war ganz aufgeregt, als ob ich ihr die Diagnose einer unheilbaren Krankheit gestellt hätte.

„Das ist doch durchaus nichts Unnormales, Frau Rösch. Das kommt verhältnismäßig oft vor, so anfangs Vierzig. Im Unterweiler die Kronwirtin hat in zwölfjähriger Ehe keine Kinder gehabt, bis sie gegen vierzig kam. Da erhielt sie nun in den letzten Jahren noch drei: einen Buben und zwei Mädchen. Und in der Hebammenschule hatten wir eine Frau, die mit sechsundvierzig Jahren das erste Kind bekam.“

„Wie wird das gehen... Ich kann es immer noch nicht glauben...“

„Vorausichtlich ganz normal. Sie haben doch früher bei Ihren anderen Kindern auch keine besonderen Beschwerden gehabt?“

„Nein, das nicht. Mir ging es eigentlich immer ganz gut. Aber denken Sie doch, die Kinder! Die Marie ist nun siebzehn und die Berta, die Kleinste, elf Jahre. Die Knaben fünfzehn und dreizehn. Die merken doch, daß etwas los ist, wenn einmal so die Zeit kommt. Wie muß ich mich da schämen...“

„Aber Frau Rösch, vor was denn? Sie sind doch verheiratet. Daß Kindlein kommen — so kommen — ist doch Gottes Anordnung. Da müßte sich ja der Schöpfer selbst schämen über seine Werke. Wie sagte doch Sara im alten

Bund: Freude hat mir Gott bereitet. Jeder der es hört, wird sich mit mir freuen, weil ich in meinen Jahren noch ein Kind haben darf. . . .“

„Es wäre mir ja schon recht, wenn die größeren Kinder nicht wären. Aber die sind nun zu groß, um nichts zu merken, und zu klein, um es recht zu verstehen.“

„Ja, Frau Rösch, wenn die Kinder dann in einigen Wochen so etwas von anderen Leuten zugetragen bekommen, dann denken sie freilich weiß Gott was. Sie wissen ja, wie man so redet von diesen Dingen. Aber wenn Sie selbst es nun ihren Kindern sagen würden, dann ist es ein liebes feines Geheimnis — dann tragen sie es mit Ihnen und freuen sich mit Ihnen.“

„Aber das kann man doch nicht sagen. . . .“

„Ich hab' es schon vielen gesagt, Frau Rösch. Wenn ein großes Mädchen im Haus ist, wenn ich so irgendwo hinkomme, dann sag ich ihm immer Bescheid. Und ich hab' allemal beobachtet, daß sie dann ganz froh sind. Das ist, wie wenn man ihnen eine große Last abnimmt. Dann sind sie stets sehr gut und lieb mit der Mutter, was vorher oft nicht der Fall ist.“

„Jetzt hat man immer gesagt, der Storch bringt die Kinder. . . .“

„Richtig. Und nun wird Ihr Kleines mitten im Winter kommen, wenn kein Storch weit und breit vorhanden ist. Wissen Sie, den Storch mag ich schon gar nicht leiden. Das dumme Gerücht, daß ich immer die Storchentante sein muß. Und für so dumm soll man die Kinder auch nicht halten, daß sie das noch glauben, wenn sie — wie Ihr Kleinstes — elf Jahre alt sind! Nein, alles Menschenleben kommt von Gott. Auch das Kleine. Reden Sie doch einmal mit Ihrem Mann darüber. Ich würde den Kindern an Ihrer Stelle bald sagen, daß noch ein Geschwisterlein kommt, und daß sie mir nun helfen müssen, alles schön herzurichten. . . .“

„Aber dann fragen sie doch eben: Wo kommt es her? Woher weißt du das denn im voraus? . . .“

„Dann würd' ich sagen: Eigentlich kommt das Kindlein gar nicht mehr, sondern es ist schon da. Ist schon mitten

unter uns. Ihr könnt es nur noch nicht sehen. Habt ihr nicht im Katechismus gelernt, daß Gott die Menschen erschaffen hat? Auch unser Kleinstes ist vom lieben Gott gekommen. Unter dem Herzen der Mutter hat Gott die Wiege gerichtet für die Kindlein. Und wenn er einer Familie eines schenken will, dann schickt er ein Seelchen zu der Mutter. Das schläft nun in der Wiege unter ihrem Herzen. Da entsteht auch der Leib zu der Seele. Und wenn das Kind groß genug ist, kommt es auf die Welt. Dann holt man es aus der Wiege unter dem Herzen der Mutter, die ihm zu eng und klein geworden ist, und legt es in den Waschkorb oder das Bettchen. Da kommt die Lisbeth und hilft der Mutter.“

„Ja, wenn man es so anschaut...“

„Warum sollte man es denn nicht so anschauen? Und nur guten Mut, Frau Kösch. Die Kinder sind nun bald groß und kommen allmählich aus dem Haus. Da sind Sie vielleicht noch froh an dem Kleinen, das noch lange bei der Mutter bleibt.“

„Mein Mann sagt auch: Mutter gräm' dich nicht. Wenn es so ist, dann wird das unser Sonnenschein für die alten Tage.“ —

Einige Wochen später bin ich zu der Besenbinders-Familie gegangen. Vor dem Ort draußen, dem Weiher zu, steht das kleine windschiefe Haus. Man glaubt, es müsse einmal vom Sturm in den Weiher hineingefegt werden, so neigt es sich schon zur Seite. Aber ich hab' es nie anders gesehen. Manch' stattlich' Haus hat der schreckliche Gewittersturm vor drei Jahren abgedeckt in unserem Ort; aber über dieses hat er hinweg geblasen. War ihm wohl nicht der Mühe wert. Oder hat es sich so gut an die Erde hin ducken können? Damals sagte der Besenbinder:

„Viel Kinder, viel Vaterunser. Wenn mein Haus einfällt, wessen Haus soll dann der Herr behüten?“

Aus jedem der kleinen Guckfenster schauen bei Sturmwetter mindestens ein halb' Duzend Auglein heraus. Alle hell und blank wie der Weiher. Wenn aber die Sonne scheint, ist von den sechzehn Kindern keines im Haus. Die zwei ältesten Mädchen sind im Dienst. Ich hab' ihnen Stellen besorgt.

Es sind fleißige, ordentliche und so goldig frohe Menschen, daß man sie auf den Stellen nicht mehr missen möchte. Der größte Bub ist auf dem Gutshof in der Landwirtschaft. In die Fabrik will der Besenbinder seine Kinder nicht schicken. „Ist nichts für mein Volk,“ sagt er. „Das ist an Sonne und Luft gewohnt; will singen und springen können.“ Und die Frau sagt, im Dienst lernen die Mädchen, was sie später im Haushalt brauchen. Auf einer guten Stelle können sie gerade so viel sich ersparen wie in der Fabrik, wo eines das andere anmacht zum Gelbhaushaben. —

Dreizehn Besenbinderkinder sind noch im Haus. Aber nie sieht man eines müßig herumstehen. Die Mädchen nähen und flicken, waschen und putzen, schon wenn sie neun Jahre alt sind, sehr nett und ordentlich. Die Buben helfen dem Vater oder arbeiten in der Ernte und im Frühjahr neben der Schulzeit bei den Bauern im Taglohn. Sie schaffen wie ein Alter, sagen die Leut' im Ort. Aber es sind halt Besenbinder! Alleweil muß gesungen und gepfiffen sein! Das ist bei uns ein untrüglich Zeichen von Leichtsinne und ich hab' schon manche Lanze darum brechen müssen. Die Kleinsten Besenbinderlein hüten die Schäflein und die Geiß; tragen Futter heim für den Winter, betreuen das stets vorhandene Wickelkind. Denn die Mutter geht auch in den Taglohn. —

Natürlich ist die Besenbinderin Stammgast bei mir. Das war überhaupt in jener Zeit — so zwanzig Jahre vor dem Krieg — nichts so Seltenes, vielmehr die Regel. Man hatte so seine guten Familien, in die man alle zwei Jahre etwa hineinkam. Bei denen man zu den geheimnisvoll bescherenden Wesen gehörte wie der Nikolaus und der Osterhas.

Heuer hab' ich die Besenbinderin von dem siebzehnten Kind entbunden. Es war ein lachender warmer Novembertag. Der Himmel lachte offenbar selbst zu dieser Überfülle von Segen. Und der Besenbinder lachte auch, als er das kleine Mädchel in seine großen, harten Hände nahm und küßte. Mir wurde beinahe Angst, er zerbricht es. Aber nein, er tat es mit ganz geübter väterlicher Behutsamkeit. Er hatte

nicht warten können, bis es gewickelt war; aus dem Badewasser nahm er es mir weg. Und wie das Kleine zu schreien anhub, fing er an, es zu trösten:

„Mußt nicht weinen, Mädele, liebes. Bist du so weit bist, ist wieder eines aus dem Haus. Bekommst schon auch noch einen Teller und ein Pläslein im Bett... bist uns gerade so lieb wie das Erste...“

„Das wird nun doch wohl das Letzte sein, Lisbeth? Mein Weib ist nun fünfundvierzig Jahr. Wir haben diesmal wirklich nicht mehr an so was Kleines gedacht. So nach allem... was sich so ändert. Aber jetzt ist es da und wird auch wieder groß. Das wird nun unser Sonnenschein für die alten Tage...“

Da schaute Köschs Marie schlichtern zur Thür herein.

„Darf ich wohl reinkommen?“

„Nur zu, können gerad' eine Kindsmagd brauchen,“ sagte der Besenbinder und hielt ihr das zappelnde Dinglein entgegen. Da gelang es mir endlich, es dem glücklichen Vater abzunehmen und einzupacken.

„Ach,“ staunte das Mariele, „ist ja ganz nackend... und so klein...“

„Hast gedacht, die kommen gleich mit den Windeln auf die Welt?“ neckte der alte Besenbinder.

„Lisbeth, wann packt man es wieder um...?“

„So oft es naß oder schmutzig ist. Und alle Morgen wird es gebadet.“

„Darf ich dann mitkommen? Bitte, ja! Ich möcht' es doch gern können, bis unser Kleines kommt. Vaters Schwester hat heut geschrieben, sie kann nicht abkommen. Glaubst du nicht, daß ich das Kleine besorgen könnte und die Mutter? Daß wir niemand brauchen? Ich hab' ja noch kein Kleines gesehen — aber wenn du mich nun mitnehmen würdest zum Herrichten...“

„Aber selbstverständlich kannst du das. Bist doch siebzehn Jahr alt...“

„Sag du es doch der Mutter, Lisbeth. Gestern hat sie mit dem Vater darüber gesprochen, daß sie mich zu Verwandten schicken will über die Zeit — ist doch ein Unsinn, gelt? Wo sie doch nun Hilfe braucht...“

„Bleib' du nur daheim und versorg' dein Mutterle. Sei aber auch jetzt schon recht lieb und hilf ihr bei der Arbeit.“

„Gelt, es ist doch eine große Last für eine Mutter, so ein Kindlein immer unter dem Herzen zu tragen... das wächst und immer größer wird... und das ist doch bei uns auch einmal so gewesen...“

Die Kirchenglocke läutete zum Angelus. Die Stube füllte sich, als kämen die Kinder wie die Heintzelmännchen aus dem Boden gekrabbelt. Ei, staunten die das Kleine an, das in dem Waschkorb lag. Ist doch immer wieder ein neues Wunder! Wie der Vater den großen Topf voll Kartoffelsuppe auf den Tisch stellte, war die erste Frage: „Bekommt das Kleine auch ein Süpple?“

„Nein, vorerst noch nicht.“

„Warum schickt der liebe Gott euch denn gar so viele Kinder ins Haus? Ihr wißt ja bald nicht mehr, wohin damit...“ fragte Marie.

„Wahrscheinlich weil wir sie so gern haben mögen,“ sagte der Besenbinder darauf.

„Und welches ist nun eigentlich das Liebste?“

„Ei, — alleweil das Letzte!“

Am Sonntag vor Weihnachten kam das Sonnenscheinchen bei Röschs auf die Welt. Die ganze Familie freute sich über das Christkind und die Mutter hatte gute Tage. Der Vater hatte den Kindern Bescheid gesagt, und sie wetteiferten geradezu darin, der Mutter etwas Liebes zu tun. —

Seitdem sind lange Jahre durch das Land gezogen. Die Kinder wurden groß. Stellten sich auf eigene Füße. Gründeten einen eigenen Hausstand. Verließen das Elternhaus. Selbst die Besenbinderhütte war leer geworden. Doch hie und da kamen die Kinder wieder heimgeflogen zu Vater und Mutter. Sie hatten eine rührende Anhänglichkeit an das Elternhaus bewahrt. Rein Festtag kam ohne Grüße und Geschenke an die Eltern. Doch das Leben zwingt die flügge gewordenen Vöglein, sich eigene Nester zu bauen. —

Die Sonnenscheinchen waren daheim geblieben. Nahmen den müde gewordenen Eltern die Arbeit aus den Händen

und umsorgten sie treu in ihren alten Tagen. Und als man die Eltern zu Grabe trug, waren die Sonnenscheinchen noch jung genug, sich ein eigenes Leben zu gestalten. —

Oft hab' ich die Erfahrung gemacht, daß diese späten letzten Kinder die besten Stützen der Eltern werden — wenn man sie nicht sinnlos verzieht. —

* * *

Beim Schlachter Herrmann erwartet man auch etwas. Das erste Kind soll dort kommen. Er ist ein reicher Mann und kann sich etwas leisten. Das weiß auch niemand besser als er. Zwar, seine Wirtschaft hat nicht den besten Ruf. Junges Volk, das einmal recht unbehindert umtreiben will, geht zum Herrman. In der Metzgerei soll es manchmal sonderbar zugehen. Jedenfalls ist sicher, daß man jedes Stück Vieh, auch das verendete, beim Herrman anbringen kann. Dafür verschickt er auch seine Wurstwaren weit in die Städte. Was alles darin sei, wisse nur der liebe Gott, sagen die Lehrbuben.

Das alles aber hat den Herrman nicht so sehr zum reichen Mann gemacht als vielmehr sein ausgedehnter Viehhandel. Wo irgend im Umkreis ein Stück Vieh verkauft wird, hat er seine Hand im Spiel. Bis Polen und Westpreußen betreibt er seinen Handel mit Borstentierchen und anderen eßbaren Vierfüßlern. Durch diese im großen betriebene Schweinerei ist er unser Geldkönig geworden. —

Also bei diesem Schlachtermeister Herrman erwartet man das erste Kind. Schon seit drei Wochen muß ich täglich bei der Frau hereinschauen. Sie hätte doch noch keines gehabt und wisse nicht, wann es so weit sei, daß man mich braucht. Die alte Babet kommt auch jeden Tag auf Besuch und freut sich, wenn sie eine Wurst zur Vesper bekommt. Mir ist es eine große Verlegenheit, daß sie immer noch zu den Wöchnerinnen geht. Nicht weil sie mir schadet. Die Frauen merken es selbst, daß das arme, alte Weib dem Beruf einfach nicht mehr gewachsen ist. Aber sie hängt mit einer unglaublichen Zähigkeit daran. Nun ja, sie hat eben nichts zum Leben. Die Gemeinde gibt ihr ganze zehn Mark im Monat. —

Dreimal schon hat mich der Herrmann bei Nacht gerufen — für die Katz' natürlich. Wenn es der Frau ein wenig nicht gut ist, dann glaubt sie schon, es sei bei Matthäi am letzten Kapitel. Wenn mich aber nicht alles täuscht, geht es noch vier Wochen.

Endlich, Gott sei Dank! Alles hat ja einmal ein Ende. Auch die Schwangerschaft der Frau Herrman. Also endlich, nach fünf Nachtbesuchen, nach achtwöchigem täglichen Nachsehen, nach dreimal vierundzwanzigstündiger Wartezeit im Haus kam ein Knabe auf die Welt. Eine ganz normale Geburt. Etwas langsam, wie meist beim ersten Kind. Das war eine Sache! Herrschaft noch einmal, wenn alle Mütter so ihr Kind bekämen, dann möchte ich nicht mehr Hebamme sein. Hat die Frau sich aufgeführt! Bei ein wenig Wehen schon, wo andere Mütter die Zähne zusammenbeißen und lachen, getobt — geflucht —. Ich konnte gar nicht so schnell „Gelobt sei Jesus Christus“ sagen, wie sie sakramentirte. Zweimal ist der Herrman zum Arzt gelaufen. Ich weiß nicht, was die zwei alles gelesen hatten in medizinischen Hausbüchern, von Narkose bei der Geburt, von Zangenhilfe. . . ? Doktor Wille kam; sah sich die Sache an — und ging. „Man greift der Natur nicht vor, wo gar keine Veranlassung dazu vorliegt,“ sagte er. „Es ist alles in Ordnung. So eine schöne normale Sache! Wünsche guten Verlauf!“

Endlich war es überstanden. Ich weiß nicht, für wen das Glück größer war, für die Mutter oder für mich. Der Vater war außer Rand und Band über den Stammhalter. Alle Kinder, die am Laden vorbei liefen, bekamen eine Wurst geschenkt. Es sei ein Prinz geboren worden! Das müsse man ebenso feiern wie Kaisers Geburtstag. —

Inzwischen brüllte das Söhnlein genau so, wie es zuvor die Mutter getan. Hab' selten so ein ungutes Kind in die Hand bekommen. Es schien, als ob alle Unbeherrschtheit und aller Zorn von Vater und Mutter sich in ihm zusammengefunden hätte. Von Anfang an war er der Haustyrann. Bei Tag wollte er schlafen; bei Nacht mußte ihn die Magd durch alle Stuben tragen, daß er nicht brüllte. Ich erhob Einspruch dagegen:

„Erzieht den Burschen vernünftig. Er hat schon etwas mitgebracht, was nicht gut ist. Gewöhnt ihn belzelden an Gehorsam und Selbstbeherrschung und Ordnung.“

„Ach nein, man muß dem Kind seinen Willen lassen. Es ist ganz falsch, den Willen zu brechen, wie man es früher getan hat.“

„Gewiß soll das Kind einen rechten Willen haben. Den soll man süßen und pflegen. Aber es ist doch ein Unterschied zwischen Eigensinn und Zorn und vernünftiger Willensbildung. Mit dem uneingeschränkten Erfüllen aller seiner Wünsche und Begehren erzieht ihr das Kind für das Zucht haus.“

„Wenn er einmal Verstand hat, wird er seine Unarten schon lassen. Man muß einem Kind Freiheit gewähren, sich zu entwickeln. Muß seine persönliche Individualität wahren...“

Da war mit keiner Vernunft belzukommen. Sie hatten sich so in das unverstandene neumodische Zeug hinein verrannt, alles war vergebens. Nun ja, die Kindererziehung ist schließlich nicht meine Sache. Dafür bin ich nicht verantwortlich. Wenn sich jemand einen gut gemeinten Rat nicht gefallen läßt, hat er selbst das Nachsehen. Man bringt es nur nicht fertig, zu solchen handgreiflichen Dummheiten zu schweigen — im Interesse der Kinder. Die sind mir immer ein wenig ans Herz gewachsen.

Sum Entgelt für meine Mühe schickte uns der Schlachtereimeister ein halbes Schwein ins Haus. Wir wußten kaum, wohin mit dem fetttriefenden ungewohnten Honorar. Er wollte sich nicht lumpen lassen.

Nach Jahresfrist etwa rief mich Frau Herrman einmal herein, als ich am Haus vorüberging. Sie glaubte sich wieder in Hoffnung; und es war auch so. Da saß gerade der Heinz mitten auf dem Stubentisch. Hatte Mutters große Schere in den Händen; segelte hin und her auf seinem Thron, den Fenstern entlang, schnitt den Blumen Blätter und Blüten ab.

„Und nachher ist man da zu Mittag,“ konnte ich mich nicht enthalten, zu bemerken.

„Was will ich machen? Er bleibt mir halt sonst nicht sitzen, wenn er nicht an das Fenster kann...“

Ich nahm dem Bürschlein die Schere aus den Händen. „Wenn er sich die Augen mit aussticht, Frau Herrman...“ Da bekam der Tropf einen puterroten Kopf; ballte beide Fäuste, strampelte, schrie und tobte, daß es ein wahrer Staat mit ihm war.

„Ja,“ lachte der Vater, „da steckt was drin in dem Bursch. Der hat eine Schneid' und läßt sich nichts gefallen. Das wird ein rechter...“ und die Mutter entschuldigte sich:

„Er schreit halt so lang, bis man ihm gibt, was er haben will. Was will man da machen... Ich geb' es ihm halt, daß er Ruhe gibt. — Wenn er einmal Verstand hat, wird das schon anders. Er ist ja noch so klein...“

Ich hatte das Bürschlein, ohne etwas zu sagen, ein wenig energisch am Wickel gepackt, mit seinem Thron auf die Erde gesetzt. „Ob du still bist und deine Sach' machst...“ und schaut ihn fest an. Starr und stumm hockt er da... schnauft auf aus den tiefsten Gründen... getraut sich nicht mehr zu mucken ob solcher ungewohnter Behandlung... schaut zu Vater und Mutter hilfesuchend umher. Die sind aber gerade so platt wie er und wissen nicht, an welchem Zipfel sie zupacken sollen. Schauen sich gegenseitig an. Ich weiß heute noch nicht, ob es Staunen oder Entrüstung war. Und wie das Bürschlein nun wirklich fertig ist und sich der Mutter still an den Rock hängt, da sagt sie: „Man sieht halt, daß Ihr keine Kinder habt. Sonst könntet Ihr nicht so mit ihnen sein. Er ist doch noch so klein und hat doch noch keinen Verstand...“

Am liebsten hätte ich da gesagt, dann paßt er zu euch. Aber ich war still und ging. Da ist Hopfen und Malz verloren.

Wie das Schwesterlein auf die Welt gekommen war, saß die Familie in der Stube draußen bei Tisch. „Mag it esse!“ brüllte der Heinz und warf den Teller mitsamt der Suppe mit gutem Schwung auf den Boden. Der Vater lachte: „Immer energisch, mein Sohn! Jetzt bist nicht mehr allein im Haus und mußt dein Bubenrecht wahren.“ Heinz war vom Stuhl hinuntergerutscht. Wie sein Vater nach ihm greifen wollte, schlug er zu und rief: „Ransch mich...“ worauf der Alte sich schüttelte vor Lachen. Ram

zu uns in die Schlafstube: „Habt ihr es gehört? Ist doch ein Mordsbub, der Heinzell!“ —

O ja, er war ein Mordsbub und wurde alle Tage besser. Alle Kinder liefen davon, wenn er auf die Straße kam. Bald fuhr er in einem Siegentwagen und schlug auf die Tierlein ein; bald zerrte er ein Lämmlein am Strick zu Tode, bis sich der Landjäger darenmischte. Bald riß er den kleinen Hühnern Beine und Flügel aus. „Ach, es sind ja nur Viecher! Warum soll man dem Kind die Freude nicht lassen.“ Für Tierquälerei hatte auch des alten Herrmans verrohtes Gemüth kein Verständnis.

Die zwei Schwesterlein, die noch nach Heinz geboren wurden, waren so klug und starben in den ersten Jahren. Dadurch kam Dr. Marg ins Haus. Und für mich gab es keine Arbeit mehr bei Herrmans. „Es ist gut, wenn man nur ein Kind hat. Dann bleibt das Sach' beisammen,“ sagte Herrman nun. —

Der Heinz ging in die Schule. War ein verstoßter hinterlistiger Kamerad, vor dessen Tücke niemand sicher war. Da er hier sein Unwesen nicht offen treiben durfte, war er insgeheim um so verschlagener. Wiederholt regte der Lehrer an, den Buben in Zwangserziehung zu tun. Es wollte es aber niemand mit dem Herrman verderben. Und so geschah nichts. An einem Kirmesfest gerieten Vater und Sohn in Streit. Nachdem der dreizehnjährige Bengel schon am Vormittag den ganzen Inhalt der Ladentasse durchgebracht hatte, griff er am Mittag nach dem Schlüssel zum Geldschrank. Das war dem alten Herrman zu bunt. „Der gehört mir, so lang ich der Herr im Haus bin. Verstanden!“ Da faßte der Bub im Zorn das Schlachterbeil und schlug nach dem Vater. Der Schlag ging fehl. Herrman aber stand wie vom Blitz getroffen. Da gingen ihm auf ein mal die Augen auf. Und zugleich ergriff auch ihn ein unbändiger Zorn. Zum ersten Mal packte er den Buben und verprügelte ihn. Sinnlos und maßlos natürlich. Hätte ihn wohl tot geschlagen, wenn nicht die Mutter, die Gesellen und die Magd sich dazwischen geworfen hätten. Das ganze Haus Herrman lief mit blauen und schwarzen Beulen herum. Der Heinz lag wochenlang im Bett. —

Der Vater hatte gründliche Arbeit getan. Doch es war zu spät. Diese plötzliche Wandlung rief nur alles auf den Plan, was an Rache, Eclike und Rohelt in dem Burschen schlummerte. Und der Saß trat hinzu...

Einige Monate später hat er den Vater wirklich mit dem Schlachterbeil erschlagen. Heimtücklich aus lauerndem Hinterhalt...

Ein furchtbarer Aufruhr im Ort. So etwas war nicht geschehen seit Menschengedenken. Und doch... und doch... es sahen es alle ein und fühlten es alle: Vater und Mutter hatten selbst das Unheil heraufbeschworen, das sie nun zerschmetterte. In diesen Tagen besannen sich manche Eltern darauf, daß Kindererziehen eine wichtige und schwere Aufgabe ist; daß man damit nicht warten darf, „bis sie einmal Verstand haben...“

Bände könnte unsereiner schreiben von Elterndummheit, die durch falsche Erziehung, oder durch gar keine, das Unglück über ihr Kind und sich selbst gebracht hat. Früher gab es in den Familien noch einen gewissen Brauch, nach dem man erzogen hat. Die Kinder sahen und übernahmen ihn von den Eltern. Heute ist mit vielem anderen auch diese Erziehungsstradition aus den Familien entschwunden. Zum Teil mit durch die umgestalteten wirtschaftlichen Verhältnisse. Die neuen Mütter stehen ihren Sprößlingen nun so oft hilflos gegenüber. Haben den Kopf voll neuer Schlagworte und wissen weder mit diesem Neuen noch mit dem bewährten — aber ihnen entschwundenen — Alten mehr etwas anzufangen. Es täte bitter not, vor der Trauung einen Nachweis über die nötigen Kenntnisse in der Kindererziehung zwangsweise bezubringen....

* * *

„Ist es möglich, Lisbeth, wenn man sich nur ein einzigmal vergessen hat... nur ein einzigmal...“

Sildegard, des Fabrikdirektors einzige Tochter saß bei mir in meinem Stübchen. Wir kannten uns schon aus der Schulzeit. Hatten manchen freien Tag einst miteinander verspielt. Ihr Vater hatte eine Villa draußen vor dem

Ort; nahe am Wald. Später waren wir uns ziemlich fremd geworden. Sie war im Ausland im Pensionat gewesen, und als sie wiederkam, war sie eine junge Dame. Ihr Leben lag nun in anderen Kreisen als das meine. Man war viel auf Reisen; hatte Gesellschaften. Ohne hochmütig zu sein, hatte der übliche Lebensstil ihr eine Schranke gezogen gegenüber dem Einst.

Jetzt war Hildegard seit einiger Zeit verlobt.

„Möglich ist es schon, Hildegard. Doch was bringt dich auf die Vermutung? Wann glaubst du, daß...“

„Es sind nun eben acht Wochen. Wir hatten am Tage zuvor eine große Tour gemacht in die Berge. So war ich recht müde und legte mich am Nachmittag ins Bett, während die Eltern nach J. ins Theater fuhren. Da kam ganz unerwartet mein Bräutigam. Er müsse mir unbedingt etwas Wichtiges und Gutes sagen, ließ er mir durch das Mädchen ausrichten. So warf ich rasch nur mein leichtes Hauskleid über, ordnete mein Haar und ging zu ihm in die Wohnstube. Es war ja herrlicher, warmer Sommer.

Du weißt vielleicht nicht: er ist Jurist. Die Zukunftsaussichten waren schlecht. Der Beruf ist überfüllt. Nun hatte er unversehrt eine sehr gute Stellung bei einem Großunternehmen erhalten. Frei lag die Zukunft vor uns. War das ein Subel! Er blieb beim Nachtessen. Wir ließen uns einen guten Wein holen — hofften, daß die Eltern bald kämen. Aber — wie es manchmal das Verhängnis flügt — sie ließen uns warten...

Ach, es ist schon richtig, wie man immer sagt: man soll sich nie auch nur ein wenig gehen lassen. Meine leichte intime Kleidung riß die Schranke nieder, die sonst zwischen uns gestanden hatte — und schließlich wurde ich sein Weib. Nur dies eine Mal. Nun war ich wissend geworden. Nie wieder könnte ich es über mich bringen, so nachlässig zu sein... und nun ist es zu spät zur Vorsicht...“

Ich stellte noch einige Fragen gesundheitlicher Art. Der Verdacht Hildegards schien begründet. Immerhin war noch keine Gewißheit zu geben möglich. Ich riet ihr, auf alle Fälle auf eine baldige Heirat zu drängen, wenn doch die Zukunft nun gesichert sei; bat sie, in zwei Monaten

wiederzukommen. Dann könnte ich ihr Bestimmtes sagen.

Ganz frohgemut ging das Mädchen. Doch mir ist das Herz auf einmal so schwer geworden. Das nimmt kein gutes Ende! Solche Ahnungen trügen mich nicht, wenn ich auch nicht beweisen kann, woher sie kommen. Was würde ich nicht freudig darum geben, wenn ich die jungen Menschen überzeugen könnte davon, daß die Gelegenheit zu meiden das allererste und allerwichtigste Gebot ist für eine glückliche Ehe! Wieviel Lebensglück ist schon an dieser Klippe zerschellt! Man denkt nichts Böses — und will nichts Böses — man läßt die Vorsicht weg — und tut das Böse. Und ist es auch nur ein einzigmal — das lange Leben ist verpfuscht und ruiniert. . .

Sildegard kam nach zwei Monaten wieder. Da konnte ich ihr mit Gewißheit sagen, daß sie ein Kindlein unter dem Herzen trug. Sie nahm es ganz ruhig auf. In vierzehn Tagen sei Hochzeit.

„Lisbeth, du sagst doch gewiß niemand etwas. Meine Familie würde ja außer sich geraten. Es ist ja nun alles gut. Erich ist nicht katholisch — er gehört überhaupt keiner Kirche an, leider. Aber er hat mir katholische Trauung versprochen, und mit den Kindern dürfte ich machen, was ich wolle. Das sei Sache der Mutter, die aufzuziehen.“

„Sildegard, ich bin zum Schweigen verpflichtet. Da hast du gewiß nichts zu befürchten. Wenn nur dein Mann dich nicht enttäuscht. Diese religiöse Einstellung sieht verdächtig aus. Habt ihr den Vertrag bei dem Notar geschlossen wegen der Kindererziehung?“ (Damals waren solche notarielle Abmachungen noch rechtsgültig.)

„Nein, Lisbeth. So viel Vertrauen muß man doch zu einander haben! Wie sollte es sonst in der Ehe gehen?“ Man rüstet zur Hochzeit draußen in der Villa. Solche Dinge bleiben nicht geheim. Bald sprach der ganze Ort davon. Ordentlich neugierig sind jung und alt, wie so eine hochherrschafftliche Hochzeit vor sich gehen wird. Das hat man bei uns noch nicht erlebt. Daß ein großer Bauer heiratet und der Schmaus drei Tage dauert, das

war schon öfters da. Und daß kleinere es nachmachen wollten, wobei es schließlich ging wie auf der Hochzeit zu Rana — nur daß kein Wunder den fehlenden Wein herzauberte — das hab' ich hier auch schon erlebt. Der Spott geht heute noch um.

Drei Tage vor der Hochzeit kommt Hildegard des Abends zu mir. Um zehn Jahre gealtert — verweint — ratlos. Bin ich erschrocken...

„Alles ist aus, Lisbeth... alles...“

Am Mittag war ein Notar aus der Hauptstadt gekommen im Auftrag ihres Verlobten und hatte ihr mit vielen schönen Worten einen Ehevertrag zum Unterzeichnen vorgelegt. Sein Auftraggeber fände, daß es auf alle Fälle besser sei — sie möchte also morgen kommen zum Vollzug...

„Wir haben uns unser Wort gegeben und sind untereinander einig. Ich sehe nicht ein, was ich unterschreiben soll? Und wenn schon, warum kommt Erich nicht selbst wegen solcher Sachen...?“

„Sie müssen doch einsehen, gnädiges Fräulein, daß es meinem Klienten sehr unangenehm ist, jetzt erst so heikle Fragen zu berühren. Aber seine Stellung und seine Verbindungen zwingen ihn dazu.“

„Wozu? Um was reden Sie denn eigentlich herum?“

„Je nun: die Hauptsache bei diesem Vertrag: die Ehe kann nur zivil geschlossen werden. Eine kirchliche Trauung ist doch ein Anerkennen eines Bekenntnisses, eine Reverenz vor einer Kirchengemeinschaft. Das würde die ganze gesellschaftliche Stellung Ihres Gatten gefährden. Würde ihn unmöglich machen in den Kreisen, die er zu einem weiteren Vorwärtkommen braucht...“

„Erich hat mir katholische kirchliche Trauung versprochen. Ich gebe ihm sein Wort nicht zurück.“

„Sie können doch unmöglich auf einer solchen Formalität beharren...“

„Darauf beharre ich. Und auf der katholischen Kindererziehung.“

„Ich muß Sie aber dringend bitten, sich diese Sache noch einmal zu überlegen. Dann würde sich mein Klient ge-

nötigt sehen, von der Heirat zurückzutreten. Er kann unmöglich seine ganze Existenz, seine ganze Karriere aufs Spiel setzen wegen einer solchen Laune...

„Ich muß es mir ganz entschieden verbitten, daß Sie meine religiöse Überzeugung als Laune bezeichnen! Wir haben nichts mehr miteinander zu bereben. Wenn mein Verlobter einen Vertrag aufsetzen will, so soll er selbst damit kommen...“

„Gnädiges Fräulein, ich muß Sie noch einmal darauf aufmerksam machen: wenn Sie sich nicht damit einverstanden erklären, daß die Ehe nur zivil geschlossen wird und die Kinder in keinem Kirchenbekenntnis erzogen werden, so sieht sich mein Klient genötigt, die Verlobung zu lösen“

„Lisbeth, drei Tage vor der Hochzeit! Der ganze Ort spricht schon davon. Und das Kind... das Kind...“ weinte das Mädchen. „Schau, da hat mich eine Erbitterung gepackt... eine Verachtung für den Mann, dem ich vertraut hatte, mehr als mir selbst... mehr, als ich verantworten kann. Und gehe es nun, wie es will: ich kann zu dem ersten Unrecht kein zweites hinzufügen. Ich kann meinen Glauben nicht verleugnen und die Seele meines Kindes verkaufen, ehe es nur geboren ist...“

„Ich gab dem Notar den Verlobungsring zurück und sagte: „So melden Sie Ihrem Klienten, daß ich auf die Ehe mit einem so charakterlosen Mann verzichte. Lieber tot — als ein ganzes Leben an einen solch gefinnungslosen Menschen gebunden sein...““

Auffschluchzend vergrub das Mädchen das Gesicht in die Hände.

Was nun?

Nie habe ich selbst so schwer gelitten unter der ganzen Tragik, die auf dem Leben der Frau liegt, wie in solchen Stunden. Da sündigen beide gleicherweise: Mann und Frau. Und der Mann geht frei und unbehelligt davon, als sei gar nichts geschehen, während die Frau ihr Leben lang an der Last und Sorge für das Kind zu tragen hat. Warum hat nur der eine Teil die Folgen der gemeinsamen Sünde zu leiden? Ich möchte manchmal die Macht haben, Naturgesetze umkehren zu dürfen...

„Wissen deine Eltern darum, Hildegard?“

„Nein. Weder das eine — noch das andere...“

„So will ich zu ihnen gehen und mit ihnen reden.“

„Vater wird furchtbar zornig werden, Lisbeth.“

„Mich kann er nicht umbringen. Sei nur zufrieden. Ich komme schon lebendig wieder her. Und du bleibst inzwischen hier. Der Streit wird nur ärger, wenn du dabei bist...“

Es war nicht leicht, den ahnungslosen Eltern reinen Wein einzuschütten. Als sie endlich die Sachlage begriffen, geriet der Vater außer sich vor Zorn. Er verbot mir, je wieder sein Haus zu betreten. Als ob ich für die Sache verantwortlich gewesen wäre! Doch ich war froh, Blitzableiter zu sein; daß das arme Mädchen den Sturm nicht erleben mußte. Seine Tochter existiere für ihn nicht mehr! Sie solle es nur nie wagen, nochmals ins Haus zu kommen...

Dann besann er sich eines anderen. Sie muß einfach heiraten! Um jeden Preis! In einer solchen Zwangslage gibt es keinen anderen Ausweg...

Zum guten Glück war sie volljährig. Ob er es verantworten könne, sein einziges Kind so ins Elend zu stürzen? fragte ich nun. Ob er als katholischer Mann einen solchen Lumpen — ja, einen Lumpen heiße man so einen Menschen, und wenn er zehnmal Akademiker sei! — also ob er einen solchen Erzlumpen zum Schwiegersohn wolle?

So ließ er den Plan wieder fallen. Wir stritten bis in die Nacht. Ich versuchte alle Register zu ziehen; aber mit keinem kam ein reiner Ton zustande. Da sagte ich endlich, daß ich das Mädchen zu einer Bekannten in eine kleine Entbindungsanstalt bringe. Sie würden sich hoffentlich darauf besinnen, daß sie die Eltern des Kindes wären — und daß es gerade im Unglück ein Unrecht an Vater und Mutter hat...

Einige Monate später hat Hildegard einen prächtigen, gesunden Knaben bekommen. Der alte Direktor aber weigerte sich hartnäckig, Mutter und Kind zu sich zu nehmen. Seine Tochter dürfe jederzeit in das Elternhaus zurück — aber ohne Anhang. Er wäre bereit, für das Kind eine Abfindungssumme in standesgemäßer Höhe zu

zahlen. Doch darauf ging Hildegard nicht ein. Sie wollte ihr Kind nicht verleugnen. Und so zog das tapfere Mädchen es vor, eine Stelle anzunehmen und bei seinem Kind zu bleiben. Dank ihrer guten Sprachkenntnisse fand sie leicht eine Stellung als Fremdsprachen-Korrespondentin, und es gelang auch, eine gute Familie ausfindig zu machen, die Mutter und Kind aufnahm. Bei ihr war der Knabe gut aufgehoben, während die Mutter dem Broterwerb nachgehen mußte. Wohl ist es dem einzigen einst so verwöhnten Kind bitter schwer gefallen, nun täglich die Berufsarbeit zu verrichten in abhängiger Stellung; zu sparen und einzuteilen, um mit dem für zwei Personen doch knappen Gehalt auszukommen. Doch sie hat es geschafft. Und nie hab' ich ein Wort der Klage gehört.

Der kleine Paul ist ein prächtiger Junge geworden. Als er zehn Jahre alt war, habe ich ihn in den Schulferien einmal zu mir aufs Land genommen und ein wenig Vorsehung gespielt. Da hat richtig das Herz des Großvaters Feuer gefangen. Er bot nun seiner Tochter an, die Kosten der Ausbildung des Kindes im Jesuiten-Kolleg in Feldkirch zu übernehmen. Und dieses Mal brachte die Mutter auch dieses Opfer für ihr Kind. Da war es besser aufgehoben, als sie es neben der Berufsarbeit erziehen konnte.

Inzwischen kam der Weltkrieg und hat manche Wandlung geschaffen. Heute sind Mutter und Kind im Elternhaus — und niemand spricht mehr von jenen Tagen...

* * *

Vierundzwanzig Stunden sitze ich nun bei der Bäuerin im Unterveller, und noch ist kein Ende abzusehen. Die Wehen kommen und gehen; rütteln und schütteln das arme Weib, das sich windet und krümmt wie ein zertretener Wurm. Aber die Geburt setzt nicht ein. Immer wieder verebbt der Sturm, ohne sich auf das Ende hin zu konzentrieren.

Vierundzwanzig Stunden in Sorge und Not, in aufbäumendem Weh, in Hangen und Bängen — vierundzwanzig Stunden sind eine lange, lange Zeit. Wenn ein Mensch sich in Schmerzen windet eine lange, dunkle Nacht, wie

atmet man auf, wenn endlich der Morgen graut, der Tag heraufkommt. Das Leben flutet ein wenig heran. Menschen kommen und gehen. Reden wohl manchmal das ungeschickteste Zeug — aber es ist doch eine Abwechslung, eine Ablenkung. Doch wie der Abend naht und das Auge vor sich nur wieder die Nacht sieht — die lange, dunkle, schmerzgefüllte...

Solche vierundzwanzig Stunden sind endlos lange auf der Welt. Auch für den, der bei der Mutter wacht und wartet, hofft und bangt und ihr eigentlich doch gar nicht helfen kann.

Immer wieder durchrütteln die Wehen das arme Weib. Und die Geburt setzt nicht ein.

„Bauer, habt Ihr nun endlich den Arzt gerufen? Es ist etwas nicht in Ordnung bei Eurem Weib!“ Gegen Mittag schon hatte ich ihn gebeten, nach Doktor Wille zu schicken, und als er zum Vesper kam, daran erinnert.

„Ach was, Natur braucht Zeit. Mußt warten können,“ sagt er untwirsch und geht in den Hof. Ich ihm nach.

„Mit dem Warten ist es nicht getan. Ich merke doch, daß etwas nicht normal ist heuer. Schickt nach dem Arzt.“

„Es braucht halt seine Zeit. Im Stall kannst auch drei Nächte warten. Was ihr Weibslent' gleich für ein Geschrei habt...“

Der Abend brach an. Es dämmert gegen Weihnachten zu sehr früh am Abend. Unruhig blinkte das Petroleumlicht in der Krankenstube. Malte lange zitternde Schatten an die Wand hin. Es fing an zu regnen, und der Wind klatschte die schweren Tropfen gegen die Scheiben. Draußen heulte der Hund. Und es zog ein leises Grauen durch das Haus: das Wehen des Todes, der nach seinem Opfer sah. Die Magd schaute mit starren Augen in die Krankenstube und bekreuzte sich. Auf dem Ledersofa neben dem Kachelofen hockte der Bauer und stierte vor sich hin.

„Habt Ihr nun nach dem Arzt geschickt? Euer Weib stirbt!“

„Der wird sich bedanken bei dem Sundenwetter... verdammte Weibslent', werdet doch abwarten können. Hab' das Geld nicht zum Hinauswerfen. Kostet so schon genug.“

Aber natürlich, bei Euch soll es schnell gehen, daß Ihr weiter kommt. Hast Angst, es geht dir was durch!"

Die Nacht sank herab. Eine dunkle, stockschwarze Nacht. In der Krankenstube war es still; unheimlich still. Und nun flauten die Wehen ab; wurden kürzer und schwächer... schienen ganz ausbleiben zu wollen. Still war es in der verborgenen Werkstatt unter dem Herzen der Mutter. Keine Herztöne mehr zu hören...

Da kommt der Kossknecht in die Stube. Und ich ruf ihn an. „Feltz, um Gottes Barmherzigkeit willen, lauf' in den Ort und hole den Arzt. Das Kind stirbt im Mutterleib und die Mutter dazu.“

Der schaut nach dem Bauern hin. „Werdet warten können, bis Tag ist. Kostet einen Haufen Geld jetzt bei Nacht. Natur braucht Zeit.“ Und reckt sich auf dem Sofa aus zum Schnarchen. Da geht der Knecht still aus der Stube, nimmt die Laterne und geht ins Dorf. Er kennt seinen Bauern. Hat mehr Herz für seine Bäuerin als der Bauer für sein Weib.

Wie sind Stunden so lang und bang in solchen Nächten. Endlich kommt der Knecht. Leise klopft er am Fenster. In die Stube getraut er sich nicht vor dem Sorn des Bauern. Der Arzt sei gerade weggerufen worden, ehe er ins Dorf kam. Aber er würde nachkommen, habe seine Mutter gesagt.

Die Bäuerin ist eingeschlafen. Auf den bleichen Wangen aber blühen langsam rote Flecken auf. Ich greife zum Thermometer. Die Temperatur beginnt merklich zu steigen. Endlich nach Mitternacht kommt der Arzt.

„Zu spät,“ sagt er. „Wieder einmal einen halben Tag zu spät.“

Dem Bauern bleibt das beabsichtigte Gepolter in der Rehle stecken. Wenn sie stirbt, es ist deine Schuld! Mörder! zuckt es ihm durch den Sinn.

„Seit vor Mittag schon dränge ich darauf, daß man Sie rufen soll, Herr Doktor. Man sah doch, daß es nicht in Ordnung war...“

Noch einmal muß der Knecht hinab ins Dorf in die Apotheke. Er läuft, so schnell er kann. Aber wieder ver-

geht eine lange, bange Stunde. Mit Aufgebot aller Mittel, mit Einspritzungen, mit Zangen und Haken wird nach einer weiteren Stunde ein totes Kind aus dem Mutter Schoß entfernt. Ein Knabe ist es gewesen. Erstikt im Mutterleib. Bei der Mutter aber war bereits eine Infektion durch das Leichengift eingetreten.

Fünf Tage später haben wir sie begraben.

Wie irrsinnig gebärdete sich der Bauer in diesen Tagen. Nun stand er da mit seinen drei kleinen Kindern und konnte die Frucht seines Geizes einheimfen. Der alte Pfarrer hatte Mühe, ihn vom Selbstmord abzuhalten, daß nicht noch ein weiteres Unglück zu dem einen kam.

Zu spät!

* * *

Nicht lange nach diesem ersten Fall habe ich noch einmal die ganze Tragik des Wortes mit erleben müssen: zu spät durch eigene Schuld!

Draußen vor dem Ort stehen die Fabriken. Nahe dabei sind Arbeiterhäuser, häßliche, alte Kasten; und weiter dem Walde zu siedeln sich allmählich die besseren Beamten der Werke an in kleinen Einfamilienhäusern. In jenen Tagen stand erst eine dieser Villen. Hier wohnte einer der technischen Inspektoren mit seiner jungen Frau. Wenn man es richtig sagen will, so heißt es: hier wohnte die junge Frau. Denn der Inspektor war viel mehr in der Wirtschaft oder in der nahen Stadt als zu Hause. Er war nicht gerade liederlich, aber ein äußerst willensschwacher Mensch in punkto Alkohol und Liebe. Dem geringsten Anreiz gab er nach — ohne Maß und Grenze. Dabei war er ein äußerst begabter Mensch. Sonst hätte ihn sein ungeordnetes Leben längst seine Stellung gekostet. Aber er holte in wenigen Stunden wieder reichlich ein, was er in halben Tagen verabsäumt hatte.

Das ging in der Fabrik; im Umgang mit Maschinen, Präparaten, in der Gestaltung neuer Ideen. Aber es ging nicht bei einem lebendigen Menschen.

Bei einem Ferienaufenthalt in einem Bergstädtchen lernte er seine Frau kennen. Und wie es manchmal geht im

Leben: so lange er dort war, ging alles gut. Sie war ein sehr stilles, liebes Mädchen; zu zart besaitet für die Verhältnisse, in die sie hineinkam. Ganz selten sah man sie einmal im Ort. Da sie evangelisch war, fuhr sie Sonntags zuweilen in die Stadt in die Kirche; bei uns war nur ein katholisches Gotteshaus. Draußen am Waldrand stand noch kein anderes Haus als das ihre. Und so lebte sie still für sich und ihre Blumen, die rings um das Haus in farbenprächtiger Fülle blühten. Ihr Mann gab sich keine Mühe, sie in andere Familien einzuführen. Er fürchtete wohl, sie könnte da manches erfahren. Und sie selbst fand den Weg nicht zu den Menschen.

Einige Monate nach ihrer Verheiratung kam ihre Mutter einmal auf Besuch. Damals kamen die beiden Frauen dann auch zu mir, um die junge, werdende Mutter vormerken zu lassen. Mir schien es damals schon, als läge ein tiefes Leid in den dunklen Augen. Doch ich wollte nicht fragen. Im Verlauf der folgenden Monate schaute ich zuweilen nach ihr, wenn wir einmal an einem Sonntag ein wenig spazieren gehen konnten. Sie zeigte mir dann, was sie für das Kindlein gerichtet hatte. Unermüdblich strickten und nähten die sorgenden Mutterhände an zierlichen kleinen Dingen. Sie fragte nach diesem und jenem. War sie doch nach alter Sitte noch ganz unwissend in die Ehe gekommen, wie das einst als höchstes Ideal gegolten hatte. Aber etwas lag auf dem Herzen, lag in den Augen. Etwas, das sich losringen wollte und doch nicht losringen konnte. Und ich getraute mir nicht zu fragen aus Angst, doch vielleicht noch ungeahnte Dinge in ihre Seele hineinzutragen.

Einige Wochen nach der Verheiratung schien es, als ob der Inspektor ein anderer geworden wäre. Einige Wochen nur, dann fing das alte Bummelleben wieder an. Seiner Frau log er vor, daß ihn die Arbeit so sehr in Anspruch nehme. Aber die Verfassung, in der er sich meist befand, wenn er nach Hause kam, konnte ihr doch nicht verborgen bleiben. So blind kann auch wohl die größte Liebe nicht machen.

Und es kam die Zeit heran, wo man mit der Möglichkeit

einer Geburt rechnen mußte. Eines Morgens war es der jungen Frau besonders übel, und beim Mittagessen zogen so leise die ersten Wehen heran.

„Komm' heute abend nur schnell nach Hause, Johann. So rasch, als es nur geht. Ich glaub', unser Kindlein kommt.“

„Aber ganz selbstverständlich, Maria. So bald ich mich vom Werk losmachen kann...“

„Sonst schicke mir lieber jemand ins Haus, daß ich nicht so allein bin, wenn es schlimmer werden sollte und man die Lisbeth rufen muß...“

„Wo denkst du hin? Ich bin selbstverständlich bald wieder hier.“

„Hast du der Mutter geschrieben gestern?“

„Ach nein. Bin nicht dazu gekommen.“

„Soll ich es nicht lieber gleich machen, und du nimmst die Karte mit?“

„Laß nur. Ich schicke ihr ein Telegramm. Sie weiß ja, was ist, und wird nicht erschrecken.“

Um fünf Uhr packte er in der Fabrik auf und ging. Vor dem Eingangstor aber traf er einen guten Bekannten, einen Versicherungsinspektor. Der war gerade nur heute hier. „Zu dumm! Ich sollte doch heim...“

„Auf ein halbes Stündchen wird es nicht antommen. Das erste Kind kommt nicht so schnell. Wir haben uns doch so lange nicht gesehen! Und, was ich sagen wollte, der Erdmann ist auch da. Der von den Farbwerken. Der kommt gleich nach...“

Man lehrt ein. Sitzt hinter dem Wein. Ist gemeinsam zu Abend. Alte Jugendstreichs wachen auf — gemeinsame Abenteuer... Vergessen ist das arme Weib daheim mit seiner bangen Not und Sorge. Immer dichtere Schleier wirft der Alkoholrausch über die nächste Gegenwart. — Draußen am Waldrand wartet die werdende Mutter auf die Heimkehr ihres Gatten. Immer heftiger werden die Schmerzen. Immer größer die Angst vor dem Heranschleichenden — Unbekannten... Sie sitzt am offenen Fenster und schaut den Fußpfad entlang. Merkt nicht, daß die Herbstluft bedenklich kühl ist. Er muß doch kommen — muß doch. Es dämmert, und der Abend bricht her ein—

es ist Nacht geworden. Gott, mein Gott, wenn er doch käme! Wenn er doch jemand zu mir geschickt hätte. Warum kommt auch die Mutter nicht? Hat Johann das Telegramm auch wieder vergessen? Nun bin ich so allein, und das Grauen ringsum... Sie legt den Kopf auf das Fenster Sims und fängt herzbrechend zu weinen an. All der Schmerz und die Not der vergangenen Monate, die sie so still in sich vergraben hatte, bricht sich nun durch. Wie lange, merkt sie nicht. Irgendwo schlägt eine Uhr, und automatisch fängt sie zu zählen an — zehn Uhr. Und er ist noch nicht da. —

Nun muß ich fort zu den Menschen — irgendwohin — kann nicht mehr warten — kann nicht mehr...

Die Füße tragen sie nur mit großer Mühe. Unter den Schmerzen krümmt sie sich zur Erde. Und reißt sich weiter den Zaun entlang — weiter, von einem Baum zum andern — bis endlich in dem ersten Arbeiterhaus noch ein Licht brennt. Da klopfst sie ans Fenster. Eine alte Frau — eine Mutter — tritt mit dem Licht in der Hand unter die Türe. „Mein Gott, Frau Inspektor, was ist...“ und zieht sie herein. In der Stube bricht die junge Mutter zusammen. „Mein Mann kommt nicht heim... und ich kann nicht mehr warten.“

Die alte Frau ist eine Mutter. Die versteht viel, ohne viel zu fragen. Betret das junge Weib auf dem Sofa; trägt Rissen herzu; weckt ihren Sohn, der schon zu Bett gegangen. „Lauf' schnell zu der Lisbeth!“ Kocht einen heißen Tee. Spricht ein paar liebe, tröstende Worte. Das ginge alles bald vorbei. Und dann sei die Mutterfreude da an Stelle des Leides. Die Männer, nun ja, die sind halt so. Immer wieder aufgehalten. Wissen ja auch nicht, wie es bei uns Frauen ist. Sollten auch Kinder bekommen müssen — dann wäre sehr vieles besser auf der Welt, versucht sie ein wenig zu scherzen.

Sie war nicht wenig überrascht. Fieber, Schüttelfrost, Geburtswehen... zu viel auf einmal. So schickte ich sogleich nach dem Arzt. Doktor Wille meint, er wisse noch nicht recht, was wird. Jedenfalls eine schwere Erkältung. Vielleicht auch nur die Aufregung. Der Sohn

des Hauses war bei der Unfallstation der Fabrik. Und die beiden Männer tragen die junge Mutter sorgsam zurück in ihr Heim.

Es kam eine schwere, bange Nacht. Gegen ein Uhr kam der Chemann nach Hause. Taumelnd und polternd. Wurde plötzlich nüchtern und fing an zu heulen wie ein Kind, als er uns am Bett seiner Frau stehen sah und die Situation zu begreifen begann. Da packte ihn Doktor Wille am Kragen und beförderte ihn in das andere Zimmer. Ohne ein Wort zu sagen. Verriegelte die Thür. „Versoffenes Schwein...“ knurrte er, „wir brauchen Ruhe hier.“ — Gegen Morgen war ein Mädchen da. Aber ehe der Arzt das Haus verließ, konnte er bereits eine doppelseitige schwere Lungenentzündung feststellen. Man rief nun wirklich telegraphisch die Schwiegermutter herbei. Das Fieber stieg und stieg. Und am dritten Tag starb die junge Mutter. Das Herz hielt nicht mehr durch. Das arme Herz... wer will ermessen, was es zuvor schon hatte durchhalten müssen...

Der Inspektor war nicht mehr von dem Bett gewichen. Raufte sich die Haare. Bettelte mit den zärtlichsten Worten nur um einen Blick — nur um ein Wort — fing sogar an zu beten in seiner Not.
Zu spät!

* * *

Die Fabrikschöte der Spinneret und Weberet ragen hoch auf zum Himmel und speien dicke, schwarze Rauchwolken aus, als wollten sie es, daß das Wert vergrößert wurde und täten sich ordentlich etwas darauf zu gut. Eine Textilwarenfabrik ist vor kurzem neu hinzugefügt worden. Immer mehr Arbeiterbevölkerung wird in unseren einst so stillen Ort hineingezogen. Alle Schattenseiten der modernen Industrie zeigen sich und verdunkeln immer mehr unseren einst so klaren Himmel. Nun ballen sich stets aufs neue finstere Gewitterwolken daran zusammen.

Die Zementfabrik steht still. Sie hat keinen Absatz für ihre Ware, und die Lager liegen voll Vorräte. Allerdings,

es soll auch keine hervorragende Qualität Zement sein. Die eigenen Baugeschäfte hier am Platz verarbeiten ihn nicht. Vor der Errichtung dieses Werkes war ein langer Streit in der Gemeinde darum, weil viele sich dem Unternehmen widersetzten. Der ständige Staub sei eine Gefährdung der allgemeinen Gesundheit, sagten sie. Und hatten gewiß nicht unrecht. Im weiten Umkreis um das Werk sind Baum und Strauch, Feld und Wiese nun stets mit einer dicken grauen Staubecke überzogen. Einige Bauern haben lange prozessiert deshalb wegen Schädigung ihres Besitzes. Es kam aber nicht viel mehr dabei heraus, als daß bis heute Feindschaft besteht zwischen einigen Familien. Nun liegt das Werk still. Ob es wieder in Betrieb gesetzt wird, weiß noch niemand. Man spricht davon, daß die Zementfabriken alle sich untereinander verbinden und daß dann nur noch die ganz guten Werke arbeiten sollen. Eigentlich wären wir hier alle froh, wenn die Staubsfabrik das Sandwerk gelegt bekommt. Aber die Sache ist heute nicht mehr so einfach. Nun sind viele Arbeiter mit ihren Familien hergezogen. Die sitzen nun auf der Straße. Haben kein Brot und keine Aussicht, sich es hier zu verdienen. Das andere Werk hat seinen Stamm gelernter Arbeiter und Arbeiterinnen. Viel Jungvolk ist darunter aus der ganzen Gegend. Da können die Zementarbeiter zumeist nicht unter-schlupfen. Und die Arbeitslosenversicherung bestand noch nicht.

Mit der Errichtung der Fabriken ging eine grundsätzliche Wandlung vor sich hier am Ort. Es kamen arme Leute her. Arme Leute, die nichts hatten als das bißchen Lohn. Die gar nichts hatten, sobald diese large Quelle einmal versagte. Die nie etwas zurücklegen konnten, weil der Lohn viel zu knapp war, und die darum von der Hand in den Mund leben mußten, ihren Kindern nichts geben konnten als abgeschmälzte Kartoffeln und Wassersuppen und trockenes Brot. Für die es ein Festtag sein mußte, bis einmal ein Stück Fleisch in den Kochtopf kam oder ein selbstgezogenes Kaninchen.

In den ersten zwanzig Jahren war die Arbeiterkolonie ein gutes Arbeitsfeld für mich. Da bin ich oft hingekommen.

Mit der Bezahlung war es ja zuweilen anders. Meist hatten die Frauen ein paar Mark vorgespart. Manchmal aber auch nicht. Dann schickte man hin und wieder zwei Mark am Samstag auf Abschlagszahlung. Sie hatten wenigstens alle den guten Willen, und ich habe nie nachgerechnet, ob die Taxe erreicht wurde oder nicht. Ich dachte eben, ich arbeite dem Christkind zulieb bei den Armen, die nicht zahlen können. Krankenkassen gab es wohl seit einigen Jahren für die Arbeiter; aber die Kosten der Geburt übernahmen sie damals noch nicht. Dafür mußte jede Familie sich selbst umtun.

Dennoch waren es zumeist keine verlotterten Familien, wie man sie heute so oft antrifft. In der Regel war der Haushalt ganz geordnet. Klein und schmal beieinander. Doch man spürte noch den guten Geist der vorausgegangenen Generationen darin. Die Frauen verstanden noch etwas vom Haushalt und wußten das Wenige, das sie besaßen, recht zu erhalten und zu verwalten. Wenn auch die Betten blau und rot gewürfelt bezogen waren und geflickt, sie waren sauber und ganz. Wenn auch zwei und drei Kinder in einem Bett schliefen (das Zusammen-schlafen war in unserer Gegend einst überhaupt die Regel), das Bett war gut im Stand.

Ich habe mich oft gewundert, wie die Frauen, von denen viele in die Textilfabrik gingen, es fertig brachten; denn die Arbeitszeit betrug damals zehn Stunden.

An einem Mittwochvormittag ruft man mich in die Textilwarenfabrik. Sonderbar überrascht mache ich mich auf den Weg. In einer Ecke des großen Nähsaales drängen sich die Menschen. Voran natürlich die halbwüchsigen Burschen, die gar nichts hier zu tun haben und aus den anderen Räumen zusammengelaufen sind in der Pause. Sie stecken die Hände in die Taschen und machen mit stieren gierigen Bloßaugen allerhand anzügliche Bemerkungen zu den Mädchen hin, die klütern und die Säße recken. Ein armes Weib liegt am Boden und krümmt sich in den Wehen. Ist an einer Maschine zusammengebrochen und kann nicht mehr nach Hause. Das Kind ist schon unterwegs.

Da träumt sich eine Mutter und ringt mit dem Tod um ein neues Leben, das ein Stück ihres Herzens mitnimmt auf die Welt — während ringsum die dummen Mäuler zischen und spötteln und sinnlich Feuer in unreinen Augen flackert... Und um alle, die da so schamlos herumstehen, hat doch auch einmal eine Mutter also gelitten und geblutet...

Mich faßte ein Grauen. Zum erstenmal sah ich mich einer anrückenden neuen Zeit gegenüber. Und zugleich ein Zorn...

„Schert euch an die Arbeit, ihr dummes Volk! Brauch' keine Zuschauer hier! Denkt an eure Mutter, die erretwegen auch einmal eine solche Stunde hatte. Marsch — alles hinaus! Brauch' niemand zum Gaffen!“ Mit einem energischen Ruck schiebe ich die Nächststehenden rückwärts. Ein Gebrumm und Geknurr steht auf — aber der Kreis weicht zurück. Einige schämen sich wirklich und gehen. Andere möchten zwar furchtbar gern bleiben, getrauen sich aber nun doch nicht. Endlich schlagen sich die Vorarbeiter und Werkführer auf meine Seite. Räumen den Saal. Die Arbeiterinnen müssen an ihre Maschinen. Treibriemen sausen und Räder schnurren...

Die Mutter sprach kein Wort. Als die Geburt beendet war, wickelten wir das Kleine in eine Arbeitsschürze. Zwei Männer von der Betriebsunfallhilfe stehen mit einer Bahre bereit und tragen Mutter und Kind schnell nach Hause.

Raum liegt die arme Frau im Bett, da trippeln kleine Füße die Treppe hinauf. Fünf Kinder kommen aus der Schule; die Kleinsten aus der Kinderbewahranstalt. Die sind nicht wenig erstaunt, als da im Badzuber wieder ein Kleines strampelt, das die Mutter aus der Fabrik mitgebracht hat. Der älteste achtfährige Knabe aber fängt an zu weinen:

„Nochmals eines mehr, das Brot essen will...“

Da schmilzt auch die Erstarrung, die über der Mutter lag. Und das arme Weib schluchzt auf. Eines, das Brot essen will... und sie hat ja kein Stück im Haus. Der Mann ist seit drei Wochen arbeitslos. Ausgesperrt aus der Ze-

mentfabrik. Die wenigen Unterstützungsgelder der Arbeiterklasse sind längst aufgebraucht. Sie können sich nicht mehr selbst weiterhelfen. Und die Arbeitgeber bekümmern sich nicht darum, wie die Arbeiter weiter existieren können. „Ihr Kochtopf ist gefüllt — aber wir? Seit drei Wochen bringt der Mann keinen Lohn. Da hab' ich mich aufgemacht und bin wieder in die Fabrik gegangen. Bis vor sechs Wochen hatte ich da geschafft und die Arbeit aufgeben müssen, weil mir immer so elend wurde an der Maschine... und nun bin ich auch arbeitslos... es ist ja noch vier Wochen zu früh...“

Die Kinder drängen sich an das Bett heran, wie ich das Kleine gerichtet habe und es der Mutter reiche. „Auch noch ein Mädl“, ganz zärtlich hat sie das kleine Bündel im Arm. „Wenn du nur ein Junge wärest. Könntest leichter durch das Leben kommen, armes Mädl...“ Und Muttertränen tropfen auf das Kleine herab.

Kinderhände recken sich scheu und heimlich über die Bettdecke. „Brot, Mutter.“ „Müßt warten, bis der Vater kommt. Er ist heute beim Schloßbauern zum Dreschen. Da wird er wohl Brot mitbringen. Josef, könntest auch hingehen und ihm sagen, daß ein Mädchen gekommen ist.“

Arbeitslos! — Kein Mensch weiß, wie das ist, wenn er es nicht miterlebt hat. Die Bauern hier am Ort wissen gar nicht, wie gut sie es haben. Immer ist Brot im Haus. Braucht sich niemand zu sorgen, daß es ausgeht. Andere aber sitzen am Morgen vor dem leeren Schrank, haben Hände und Füße und möchten arbeiten — und niemand gibt ihnen etwas zu tun. Die Kinder weinen um Brot, und die Eltern können ihnen nicht helfen. Sind arbeitslos, schämen sich, sie auf den Bettel zu schicken. Und die Kleinsten weinen an der Mutter Brust, denn sie ist leer. Kann keine Milch mehr geben. Die Mutter hat ja selbst nichts zu essen.

Arbeitslos — wie soll es werden, wenn nun der Winter kommt — morgen — übermorgen. All' die langen, kalten Tage — kein Holz — keine Kohle — keine Arbeit... In diesen Tagen bin ich zu allen Frauen gegangen, denen

ich im letzten Jahr ein Kindlein gebracht hatte, und hab' gebettelt für meine arbeitslosen Mütter. Die Not konnte ich nicht mehr mit ansehen. Und allein helfen kann ich auch nicht. Wenn ich auch am Morgen einen Topf voll Kaffee mitnehme und Brot und am Abend eine Suppe — es sind ihrer zu viele für mich. So ziemlich alle Frauen rafften sich auf. Die eine schickt einen Korb voll Kartoffeln. Der Herrmann einen Topf Schmalz. Andere einen Laib Brot, Eier, Speck, Mehl, was man auf dem Lande so hat. Geld ist rar gewesen in diesen Jahren. Aber Lebensmittel schätzte man nicht hoch und gab gern, wenn gerade etwas ans Herz griff wie dieser Fall. Und die Bauern gingen allmählich dazu über, einem arbeitslosen Familienvater tageweis' Arbeit zu geben in Hof und Feld. Die Mauer wurde ein wenig eingerissen, die sie bisher von dem „Fabrikvork“ getrennt hatte. Zwar entschädigten sie dieselben zumeist in Naturalien, nicht in Geld. Aber das war ja gleich. Wenn nur die Familien nicht Hunger leiden mußten.

* * *

Wier Wochen nach der Geburt gingen die armen Mütter wieder in die Fabrik. Sie wären schon nach vierzehn Tagen wieder gegangen, wenn nicht ein entsprechendes Arbeitsverbot sie daran gehindert hätte. Um einige Tage übertrat man das sowieso. Was sollten sie machen, wenn die Männer arbeitslos waren? Da sie meist gute Arbeiterinnen waren, drückte man gern ein Auge zu und nahm sie wieder. Auch war der Überschuß an Arbeitskräften nicht so groß wie heute. In kurzer Zeit hatte ich in diesem Winter sechs Mütter entbunden, die alle gleich wieder in die Fabrik gingen. Was sollte aus den Kindern werden?

Nachdem ich mit unserem Herrn Pfarrer und Doktor Wille darüber gesprochen hatte, gingen wir miteinander zum Fabrikherrn und trugen unser Anliegen vor. Er war nicht so asozial, wie ich befürchtet hatte. Wohl verzog der Direktor das Gesicht in spöttische Falten: „Warum hat das dumme Volk so viel Kinder? Minderwertiges

Menschenmaterial. . ." Aber der Fabrikherr ordnete an, daß eine Stillstube eingerichtet wurde. Und die Mütter erhielten je eine halbe Stunde Pause am Vormittag und Nachmittag, daß sie die Kinder stillen konnten. Nun nahmen die Mütter die Kleinsten mit in die Fabrik. In der Stillstube wurden sie untergestellt. Meine Schwester und ein paar andere Mädchen wechselten um mit der Beaufsichtigung, indes die Mütter arbeiteten. Einige gute Bauersfrauen fanden sich auch bereit, alle Tage Milch zu liefern zum Frühstück für die Mütter.

Wir hatten beabsichtigt, der alten Babet das Kinderhüten zu übertragen. Da hätte sie doch den ganzen Tag eine warme Stube gehabt und eine kleine Entschädigung wollte der Fabrikherr zahlen. Aber sie konnte es nicht mehr leisten. Es war leider so weit mit ihr gekommen, daß sie alles vertrank. Und wenn sie nichts mehr besaß, einen Schnaps zu kaufen, dann heulte sie den ganzen Tag und schimpfte über mich, nach zehn Jahren noch — weil ich ihr das tägliche Brot weggenommen hätte. An solchen Tagen stellte sie sich dann bei uns zum Mittagessen ein. Eine merkwürdige Gedankenverbindung! Doch es wurde ihr natürlich immer gern gegeben.

Einen merkwürdig guten Blick für die Mütter hatte sie sich trotz allem bewahrt. Wo ein Kindlein erwartet wurde, tauchte sie auf und trug sich an zur Geburtshilfe. Dann gaben die Frauen ihr eine Flasche Wein, einen Krug Most oder einen Schnaps, daß sie zufrieden war. So kam sie immer wieder dazu, zu trinken. Auch dann noch, als die Gemeinde ihr die zehn Mark Rente nicht mehr gab, sondern ihr eine Stube und Holz im Armenhaus anwies.

So traurig es an sich ist, wenn ein Menschenkind den schiefen Weg hinabrutscht, mir machte gerade dieser Fall die Arbeit leichter. Es bestand bei unseren Müttern noch die Unsitte, in der Schwangerschaft Schnaps zu trinken. Die einen sagten: die Geburt gehe leichter. Und die anderen: man bekäme schöne Kinder davon. Wenn sie nun auf meine Belehrungen und mein Schnapsverbot nichts geben wollten, dann stellte ich ihnen die Babet als Exempel vor Augen: da seht ihr, zu was ihr es bringt mit der Zeit

und vor allem, wozu ihr eure Kinder erzieht. Und fragt einmal den Lehrer in der Schule, ob nicht die Kinder, deren Väter so viel im Wirthshaus sitzen, die dümmsten von allen sind! Das half dann doch. Dumme Kinder mögen die Mütter nicht. Ungezogene sind ihnen viel, viel lieber.

Und die Stillstube half mit, das Stillen der Mütter durchzusetzen. Von hundert Wöchnerinnen stillten kaum noch zehn ihr Kind, als ich Hebamme wurde. Der alten Babet war das egal. Die ließ sie tun, was sie wollten. Und da gab es eine Weisheit zu hören: Man wird alt! Es macht häßlich! Man hat keine Zeit! Es verursacht zu viel Geschäft! Es ist unanständig! Das ging oft hart her, bis ich eine Mutter so weit hatte. Aber ich gab da nicht nach, ging nicht weg vom Bett, bis es klappte. Wenn die Mütter dann das Stillen einmal angefangen hatten, dann merkten sie bald, wie gut es für das Kind und für sie war und führten es weiter durch. Aber zuweilen mußte man schon alle Heiligen vom Himmel holen, bis man sie dazu brachte.

Als wir die Stillstube einrichteten, war ich zehn Jahre im Amt. Die Zeit vergeht — man weiß nicht wie. Ich bin sehr gern Hebamme gewesen. Möchte es am liebsten heute noch sein. Man ist nicht auf Rosen gebettet. Das haben die Geschichten wohl gezeigt, die ich bisher erzählte. Und ich bin noch lange nicht am Ende damit. Während ich schreibe und in meine Notizen schaue, fällt mir immer noch etwas ein. Das muß noch hinzu und jenes. Aber trotz allem: ich möchte nichts anderes mehr sein als Hebamme. Einmal hatte ich es mir ja auch anders gedacht. Ist das eine Freud', wenn man wieder so ein Kindlein der Mutter in die Arme legen kann. Wenn ein Vater es behutsam ans Herz legt und einen härtigen Kuß auf das kleine Gesichtlein drückt. Heimlich und scheu ein Kreuzlein ihm macht. Meist schauen die dummen Väter zuerst herum, ob ich es auch gewiß nicht sehe! Wenn sie wüßten, wie gut es ihnen steht, Priester des Hauses zu sein und zu segnen! Und wenn es gar hart und schwer hergeht und doch ein gutes End' nimmt, dann glaubt man oft, man könnte die Hand des himmlischen Vaters küssen, die geholfen hat.

Selbst an Betten, wo man das Kind nicht will, bin ich froh, dabei zu sein. Daß doch jemand da ist, der das Kleine mit ein wenig Liebe begrüßt, wenn es auf die Welt kommt. Daß doch nicht alle ihm feindlich gesinnt sind. Ich denke mir immer, so wie man das Kindlein empfängt, so müsse es sich auch zu den Menschen stellen in seiner ganzen Entwicklung. Und es ist doch ein Bote Gottes. Es kommt mit einem ganz bestimmten Auftrag von Gott in das Leben hinein. Vater und Mutter sollen ihm helfen, seine Aufgabe zu erfüllen. Einen Boten Gottes aber muß man mit Liebe und Achtung empfangen. So will wenigstens ich das tun. Und manchmal kann man in der Mutter Seele verschüttetes Gold aufgraben — gerade in solcher Stunde. In so langen, bangen Nächten und Tagen kann man vieles wecken in Menschenherzen. Selten sind sie so empfänglich wie in solcher Lage. Selten so aufrichtig und wahr. Über dem Schmerz und der Angst vergessen sie das Verstellen und Schauspielen, das wir sonst alle mehr oder weniger an uns haben. Gerade deshalb kann man ihnen dann auch besser beikommen.

Die Väter sind meist ganz butterweich. Was rechte Väter sind. Sie fühlen, daß die Mutter da für sie mit-leidet. Daß die beiderseitige Freude — oder auch die Freude, die nur einseitig von ihnen genossen wurde — von der Mutter allein mit bitterem Leid nun bezahlt werden muß. Darum sind rechte Männer auch rührend besorgt um ihre Frauen in dieser Zeit. Sind oft viel ängstlicher und aufgeregter als die Mütter selbst. Ich stelle sie darum meist vor die Türe; laß sie wohl hie und da der Mutter ein gutes Wort geben; aber wenn sie immer um uns herum sind, machen sie mit ihrer Ängstlichkeit nur Unruhe und Aufregung. Es gibt leider auch ganz andere.

Aber ich wollte nicht von den Männern jetzt erzählen, sondern von den Berufscolleginnen. Es ist nicht überall so wie hier. Da habe ich es besonders schlecht getroffen. Wie es mit der Babst ist, daß weiß man ja schon. Sie ist halt ein armes Weib. Wenn sie nicht trinken würde, könnte man ihr schon helfen. Aber das tut sie nun eben. Es liegt wohl auch eine gewisse Gefahr in unserem Beruf,

dazu zu kommen. Man stellt uns so gern einen Wein hin oder ein Schnäpßchen, wenn wir warten müssen oder alle Tage kommen, Mutter und Kind zu versorgen. So gewöhnt man sich allmählich an solche Bedürfnisse. Ich verzichte deswegen auch immer darauf, wenn es geht, ohne die Spender zu kränken. Wenn man sieht, wieviel Unheil der Alkohol in die Familien bringt, tut man das gern zur Sühne.

Früher habe ich die Babet die Kinder zur Taufe tragen lassen. Doch das geht nun auch nicht mehr. Das Tauftragen ist doch immer ein besonderer Spaß. Da fühlt man sich ordentlich, wenn man wieder so ein Kleines durch den Ort tragen kann! Wir haben ihm geholfen, daß es da ist. Sind die ersten gewesen, die es begrüßt haben. Nun sind auch wir es, die es zum lieben Gott tragen, daß ein Simmelkind daraus wird. Es ist doch immer ein wenig „unser Kind“.

In den letzten zehn Jahren ist ein Streit über die Taufe entstanden. Manche Hebammen haben es für unstandesgemäß erklärt, die Kinder zur Taufe zu tragen. Nicht wegen der Taufe, sondern weil es Sitte ist, daß Pate und Patin der Hebamme eine Taufgabe geben. Es kommt auf den Sinn an, den man da hineinlegt. Andere sagen, es sei ein Trinkgeld! Nun ja, das ist nicht nett und kann als kränkend empfunden werden. Aber warum muß es denn ein Trinkgeld sein? Die wenigsten unter uns werden doch hoffentlich diese Taufgabe — so wie ein Kutscher oder Kellner — vertrinken! Also ist das Wort falsch angewandt. Die Finanzen der Hebamme sind meist nicht rosig. Es gibt nicht wenig Eltern, welche die Tage von vierzehn Mark kaum oder nicht ganz aufbringen. Warum sollen Pate und Patin nun nicht ein wenig mittragen an den Kosten der Geburt des Kindes, indem sie der Hebamme eine Taufgabe machen? Wenn man es so ansieht, ist es sicher nicht schlimm. Wem es aber auch so nicht gefällt, der kann doch ruhig sagen, er bitte, davon abzustehen. Man macht immer so viel Lärm um unnötige Dinge im Leben, finde ich. Die Babet ist aber nicht das einzige Kolleginnenkreuz hier in der Gegend. Im Nachbarort ist eine ganz neue von

außwärts zugezogen, eine Frau U. Die macht der dortigen Hebamme schwer Konkurrenz und versucht nun auch, hier in meinen Bezirk hereinzukommen. Weil die Laxe jetzt vierzehn Mark ist, bietet sie sich an für zehn Mark. Es ist nur, um die Leute zu fangen. Nachher rechnet sie Nebenauslagen, daß mehr dabei herauskommt als bei uns anderen. Ein paar Geburten hat sie mir weggeschnappt. Aber die Freude war kurz über den Gewinn bei den Frauen. Sie stellte so große Anforderungen an ihre persönliche Verpflegung, man mußte ihr so gut und so oft etwas auftragen, daß nichts gespart war. Und dann kamen die Nebenauslagen noch zum Schluß.

Dabei hat sie ein Mundstück — das ist wie ein aufgezogener Wecker. Hört überhaupt nicht mehr auf zu rasseln. Und neugierig ist sie — viel ärger als eine Geiß. Sie macht alle Schränke auf und schaut, was darin ist. Auch dann, wenn man ihr alles hergerichtet hat, was sie braucht. Und dann trägt sie die Leute aus, daß es eine Schand' ist. Bis zum Hemd, das die Wöchnerin anhatte — bis zum Speck, den der Mann gevespert hat —, wird alles von einem Bett an das nächste hingeschleppt, rund im ganzen Ort herum. Von anderem gar nicht zu reden. Einige Familien sind nun spinnefeind darum miteinander.

Ich sitze auch nicht wie ein chinesisches Böse am Bett bei den Müttern. Wir reden auch miteinander. Ernstes und anderes. Darum muß man doch nicht andere austragen. Es gibt so viel Vernünftiges und Gutes zum Reden. Ich würde niemals etwas erzählen, was mir hier passiert ist. Wenn ich einmal sage, zum Trost oder zur Warnung, wie es schon bei anderen ging, dann ist das immer ganz wo anders geschehen. Unsereiner sieht viel, sehr viel. Das ist sicher. Man kommt zu jeder Stunde in die Familien. Das ist nicht wie beim Herrn Pfarrer, den man in die gute Stube führt, wenn er sich einmal blicken läßt. Wir greifen mitten hinein in den Haushalt. Manchmal sogar ganz unvermutet. Aber gerade deswegen muß man doch sehr vorsichtig sein mit jedem Wort, das man sagt. Und schweigen können muß man — fast wie der liebe Gott.

Kürzlich war eine Oberhebamme aus der Landeshauptstadt

hier. Sie hatte alle Kolleginnen des Bezirks zu einer Besprechung eingeladen. Acht waren gekommen von fünfzehn. Sie legte uns nahe, einen Verein zu gründen zur Wahrung unserer Interessen. Ich fand das sehr nett und sagte, man solle einen Fortbildungskurs anregen. In zehn Jahren ändert sich doch viel. Die älteren unter den Kolleginnen schimpften aber, das sei nur, um Konkurrenz machen zu können. Sie könnten nicht mehr abkommen, weil sie Familie hätten, und dann wollten die jungen alles besser wissen. Kinder kämen immer gleich auf die Welt. Das verstünden sie schon recht.

Es war vielleicht zu früh, daß ich das jetzt schon sagte. Jedenfalls werde ich mich einmal nach einer Fortbildung umsehen. Ich finde es ganz schrecklich, wenn Menschen versuchen, einen Mangel an Ausbildung durch möglichst viel Einbildung zu ersetzen. Und dazu kommt man auf diesem Weg, wenn man immer so selbstbewußt daran festhält, es recht zu wissen und zu tun.

Von dem Verein wollten die Kolleginnen auch zumeist nicht viel wissen. Eine sagte, man müsse gerade irgendwohin, wenn Versammlung sei. Eine andere, das Geld sei knapp, und dann solle man nur Beitrag zahlen wie in allen Vereinen. Und was aus dem Geld würde, erfahre man doch nie. Ich sagte dagegen, wenn ein Verein bestünde, dann könnte man auch erreichen, daß für die alten Hebammen gesorgt werden müsse. Da stellte es sich nun heraus, daß ich allein aus dem ganzen Bezirk in der Invalidenversicherung war, die seit 1889 bestand. Ich habe es damals sogleich bei dem Schultheiß durchgesetzt, daß die Marken geklebt werden mußten, zur Hälfte von der Gemeinde. Die anderen wußten noch gar nichts davon. Da konnten sie nun sehen, wie gut es wäre, daß man zuweilen unter sich zusammenkommt und auch die Standesinteressen miteinander bespricht. Es waren denn auch sechs von den acht dafür. Und wir beschloßen, jeden Monat einmal uns zu treffen. Ein richtiger Verein war das noch nicht. Doch es wird mit der Zeit schon werden — hoffe ich.

Schon im anderen Jahr gelang es mir, vier Wochen fortzukommen zu einem Nachschulungskurs. Ich will im

Beruf auf der Höhe bleiben. Wo es um Menschenleben geht wie bei uns, kann man gar nicht eifrig genug sein mit der Erweiterung und Vertiefung seiner Kenntnisse. Eine Kollegin hat zwar bei der nächsten Zusammenkunft nicht genug spotten können. Das macht aber nichts. Es menschelt eben überall — auch unter uns Hebammen. Das darf mir den Beruf nicht verleiden. Auf den ersten Streich fällt kein Baum. Vielleicht finden wir uns doch noch zusammen...

* * *

„Schon wieder,“ sagten die Frauen, „bekommt die Bahnwärterin ein Kind! Das ist ja schrecklich. Jetzt das vierte, und das erste kommt erst in die Schule an Ostern. Das kann ja noch recht werden. Das kommt davon, wenn man so jung heiratet...“

„Schon wieder,“ sagten auch die Männer untereinander am Bierisch. „Der Bahnwärter ist ja verrückt. So die Kinder in die Welt zu setzen.“ Manch einer von denen, die da saßen, hatten selbst nicht weniger. Manch einer wußte ganz gut, daß es bei ihm nur ein Zufall war, daß ihrer nicht so viele sind, daß nach seiner Lebensführung wohl alle zehn Monate hätte eines da sein können. Es war damals noch nicht so, daß die meisten Männer versuchten, die Natur zu hintergehen. Aber nun, da einigte das „Schon wieder!“ riefen, schwiegen alle, und keiner getraute sich, eine andere Ansicht zu äußern. Nur der eine, den es zunächst betraf.

„Schon wieder, ja. Bei uns ist es halt immer gleich so weit. Was will man da machen. Wir leben auch nicht ausgelassener wie andere.“

„Ja, Mensch, da muß man sich eben helfen!“ rief der dicke Handlungsreisende, der nur ein Kind hatte. „Wirßt doch nicht so dumm sein, daß du es nicht weißt, wie der Mann zum Vergnügen und zum Genuß der Liebe kommt ohne ihre lästigen Folgen.“

„Ich will das nicht wissen. Ich hab' ein rechtes Weib daheim, keine Dirne. Verstanden!“

„Mensch, beim Militär haben das alle gewußt. Und seitdem ist die Technik weiter fortgeschritten...“

„Beim Militär seid ihr zu den Dirnen gegangen in die öffentlichen Häuser mit euren Praktiken. Da tragt sie meinetwegen auch heut noch hin. Ich halte mein Haus sauber. Ich bin eins mit meinem Weib, wie es die Natur gegeben hat. Für alles andere aber danke ich.“ Der Bahnwärter fing an ärgerlich zu werden. Dann sprach er gut deutsch, wie er dachte.

„Wir sind auch anständige Menschen — aber eben vernünftige Menschen. Was habt ihr von den vielen Kindern, wenn ihr sie nicht aufziehen könnt? Ist es nicht besser, eines zu haben und für dieses recht zu sorgen?“

„Es gibt mir niemand etwas für meine Kinder, und darum geht es auch niemand etwas an. Und ich sag es noch einmal: wir leben anständig, und andere... Dazu ist mir die Mutter meiner Kinder zu gut — und jede andere zu schlecht. Guten Abend.“

Er stand auf, zahlte sein Bier und ging heim zu seinem treuen Weib und seinen lachenden Kindern. Aber ein Unmut saß doch zu tiefst in seinem Herzen. „Schon wieder,“ klang es ihm aufs neue in den Ohren, wenn er sein Weib ansah. Sehr schweigsam war er heut; ganz gegen seine Gewohnheit. Sonst wußte er immer allerhand zu erzählen, was ihm unter Tags begegnet war. Seit einigen Wochen verwaltete er die Haltestelle beim nächsten Ort und hoffte dort ständig zu werden. Das Diensthaus war größer; der Garten auch. Es lag so schön frei, daß man sich etwas Kleinvieh halten konnte. Das Gehalt war auch etwas höher. Der Oberinspektor hatte ihm heute morgen versprochen, ihn an erster Stelle vorzuschlagen, weil er ja „schon wieder“ ein Kind bekomme. Und während ihn zuerst dieser Hoffungsstrahl so froh gestimmt hatte, daß er sich ganz gegen seine Gewohnheit auf dem Heimweg ein Glas Bier leistete, so ärgerte ihn nun dieses „schon wieder“. Prüfend sah sein Weib ihn an. Was hatte er nur? Sie konnte es nicht ergründen. Als die Kinder nach dem Abendessen ins Bett gebracht waren, gab sie ihm den Brief seiner Mutter, der heute gekommen war.

„Daß ihr schon wieder ein Kindlein bekommt...“ „Kreuz Türken! Schon wieder!“ Der Bahnwärter schlug mit der

Faust auf den Tisch, daß die Teller sprangen, die die Mutter eben wegräumen wollte. „Schreibt die Mutter nun auch noch ‚schon wieder‘! Und wir waren unsrer doch elf daheim!“

„Ist doch nicht böß gemeint, Peter.“

„Überall heißt es ‚schon wieder‘. Man kann sich bald nicht mehr sehen lassen, ohne angerempelt und verspottet zu werden. Ich hab’ es Ihnen aber gesagt heute, was los ist! Gründlich hab’ ich es Ihnen gesagt. Die werden mich in Ruhe lassen fortan...“

Uha, dachte sein Weib, da fehlt es. Wie gut, daß ich all die Zeit mein Leid verschluckt und es ihm nicht zugetragen habe. „Schon wieder“ — wie oft hat man es zu mir gesagt. Ist ihr Mann nicht geschelter?

„Komm’, Peter, du weißt doch, wie dumm die Männer sind. Laß die nur mal reden. Wenn einer am Bierisch das große Maul aufstut, getraut sich keiner etwas anderes zu sagen, wenn es um ernste Dinge geht. Wenn er auch zehnmal eine andere Ansicht hat. Nur wenn es an die Politik kommt, überschreien sie sich gegenseitig. Wenn es gilt, sich zu einer sittlichen oder religiösen Frage zu bekennen, verschlupfen sie unter den Tisch. Das muß dich nicht kränken. Wir zwei haben es uns versprochen, uns gegenseitig den Weg aufwärts zum Licht, zum Himmel zu führen. Uns zu helfen in allen Schwierigkeiten, allen Nöten, allen rechten Wünschen. Auch in denen, die in der Natur liegen. Und wir sind einander Mann und Weib, wie es für uns beide gut ist. Das geht niemand etwas an. Wenn dabei Kindlein kommen — sie kommen von Gott. Und der, der ihnen Zähne gibt, der wird auch für das Essen sorgen. So werden wir sie schon aufbringen.“

Sie war eine tapfere Frau, die Bahnwärterin. Eine der tapfersten im Ort. Ich hab ja schon drei Kindlein da auf die Welt geholfen. Als aber bei dem vierten eine jung verheiratete Schwester von ihr ahnungslos ins Haus kam und ganz entsetzt ausrief: „Schon wieder!“, da brach sie denn doch in bittere Tränen aus. Schon seit Monaten machten ihr die Verwandten des Mannes Vorwürfe, daß sie schon wieder so sei; den Mann mit solchen Kin-

bern belaste! Auch die besseren Beamten- und Geschäftsfrauen am Ort spotteten über den Kinderlegen. Bei manchen war es Dummheit; bei anderen sollte es ein Scherz sein. Bei einigen war es auch der Geist einer anderen Zeit. Die Mutter aber traf das Wort allemal wie ein Nadelstich, je tiefer, je öfter es sich wiederholte. Schließlich rang das aufgestaute, einsam getragene Weh sich durch, nachdem die physische Kraft unter dem Einfluß der Wehen nicht mehr ausreichte.

Als es mir gelungen war, sie zu beruhigen, erzählte sie mir:

„Auf meiner letzten Dienststelle war ich bei einem Arzt. Er hatte eine sehr gute Praxis. Vermögen war auch da. Reiche Leute, wie man sagt. Da wurde ein Kind geboren. Als die Schwiegermutter zur Taufe kam, sagte sie zu der jungen Frau: ‚Nun sieh aber zu, daß nicht schon wieder ein Kind kommt. Da müssen wir Frauen viel energischer sein.‘ Die Frau Doktor nahm sich den Rat wohl zu Herzen — und versagte sich ihrem Mann. Nach zwei Jahren hatte der Arzt ein uneheliches Kind in einem Borort. — Das hat mich dazu gebracht, über solche Fragen nachzudenken. Er sagte es damals selbst: meine Frau versagt sich mir ja, also . . . Und als ich mich verheiratet habe, sagte er mir noch einmal: ‚Verlangen Sie nicht zu viel Enthaltsamkeit von Ihrem Mann und seien Sie gut mit ihm. Männer sind zumeist anspruchsvoller als normale Frauen. Das liegt in der Natur und muß verstanden werden. Ich sage nicht, daß man sich ausleben soll — gewiß nicht. Aber es hat nun einmal alles seine Grenzen, und bei Verheirateten ist das anders als bei Lebigen . . .

Das hab’ ich mir oft überlegt. Sagt nicht auch St. Paulus: es ist besser verheiratet zu sein, als daß man brenne? Es ist doch der Zweck der Ehe, sich gegenseitig zu helfen, gerade auch in dieser Not . . .

Lisbeth, wir leben nicht schlechter als andere. Wir enthalten uns immer wieder eine Zeit, um die Kraft darin zu üben und zu vermehren. Nach dem ersten Kind waren es drei Monate; dann schon sechs. Das letztemal fast ein Jahr. Aber wenn ich merke, daß mein Mann Tag und

Nacht keine Ruhe mehr hat, daß es fast über seine Kraft geht — daß Gefahr besteht, er könnte der Versuchung unterliegen und die Ehe entweihen (Männern ist das ja so leicht gemacht!), dann muß ich doch sein Weib sein. Ganz abgesehen vom verpflichtenden Gottesgebot muß ich das, weil ich ihn lieb habe und ihm helfen will.

Es ist halt ein Verhängnis bei uns, daß immer gleich ein Kindlein kommt. Doch wenn alles Leben in Gottes Hand liegt, so ist das auch recht so. Und ich trag mein Kreuzlein — und trag es gern. Kinder sind doch so lieb. Gerade die ganz kleinen. Und es ist ein Segen im Haus damit, mit so einem goldigen kleinen Ding...“

Just an dem Tag, da das Kindlein geboren war, erhielt der Bahnwärter die bessere Stelle. Es sei ein Geschenk für sein Kind, sagte der Oberinspektor, der übrigens selbst fünf hatte. Das Ereignis wurde wieder am Bierisch verhandelt. Da aber auch der alte Doktor Wille dabei war, gab es scharfe Gegenpartei. Nun einer das Wort führte, getrauten sich auch andere mit ihrer Meinung heraus.

„So ein rückständiger Mensch,“ brummte der dicke Reisende. „Dem sollte man nicht noch offiziell unter die Arme greifen.“

„Wenn man lebt — wie man eben lebt,“ sagte der alte Arzt, „dann muß ein Mann auch den Mut haben, die Folgen auf sich zu nehmen. Sonst ist er ein erbärmlicher Wicht.“ Der war noch vom alten Schlag.

„Aber das ist doch nun heut einmal anders...“

„Anderß werden Naturgesetze nie. Man kann es verstehen, daß willensschwache Menschen, die es nie gelernt haben, sich zu beherrschen, oder die das einfach nicht tun wollen, zu solchen Mitteln greifen... Aber das Richtige ist es nie. Und ganz besonders ist es geradezu ein Verbrechen, die Menschen dazu veranlassen zu wollen. Da werden doch die intimsten Beziehungen zwischen Mann und Frau so sehr ins Licht gezerrt, daß sie alle Weiße verlieren. Was Freude miteinander sein soll, wird zum Ekel aneinander. Was gegen die Natur getan wird, rächt sich immer. Es ist im tiefften Grunde eine Verarmung, eine Beraubung, ein Schaden für den Menschen...“

„Der Mensch muß doch lernen, die Natur zu beherrschen...“

„Gewiß, die Natur in sich beherrschen. Aber was Sie meinen, ist keine Beherrschung der Natur. Beherrschung wäre, seinen Trieb zu zügeln und auf die Befriedigung zu verzichten. Aber die Lust, losgelöst von ihrem Zweck, genießen zu wollen, ist ein Mißbrauch, ein Überlisten der Natur. Eine Vergewaltigung, die nicht ungestraft geschieht. Ich könnte Ihnen mehr als ein Ehepaar bringen, das beiderseitig sich einfach ruiniert hat in den Nerven. Könnte Ihnen mehr als eine Ehe nennen, wo es nicht mehr stimmt, eben deswegen. Glauben Sie mir altem Arzt, die Menschen richten vielmehr zugrunde dadurch, als sie scheinbar gewinnen. Sie wollen Geld sparen, statt Kinder aufzuziehen, und sie tragen es dann zum Arzt und Apotheker und in die Kurhäuser. Sie wollen Lust genießen — und im tiefsten Herzen eckeln sie sich voreinander; bleiben unbefriedigt, unerlöst. Kommen nie zur wirklichen Ruhe der abgeklungenen Lust. Man mag sich nicht mehr — ohne zu wissen, warum. Ich warne Sie sehr, sich in diese Strömung, die gegenwärtig Deutschland überfluten will, hineinreißen zu lassen...“

Einer der Männer, der zum Gratulieren kam, hat es im Bahnwärterhaus erzählt.

Die Frage ist damals zum erstenmal so in mein Blickfeld gerückt. Zugleich aber auch ein sicheres Verstehen, daß es viel leichter ist, immer allein zu sein und die Gelegenheit zu meiden, als verheiratet zu sein, ein Recht aufeinander zu haben, Gelegenheit Tag und Nacht, und sich dennoch zu beherrschen. Es gehört sicher ein ganz großer Heroismus dazu, in der Ehe lange enthalten zu leben. Aber wenn man will — kann man. Das habe ich oft von andern erfahren. Doch es muß eine anerzogene und gut geübte Willenskraft da sein, sonst bricht sie zusammen.



„Ein Christkindlein kommt zu mir, Lisbeth! Schreib mich nur auf für die Zeit!“ ruft mir an einem Samstag die Frau Oberlehrer zu, wie ich gerade am Schulhaus vorbeirade.

Ich springe vom Rade und gehe zu ihr an den Gartenzaun. Das ist der neueste Fortschritt, daß ich mir zur Jahrhundertwende ein Fahrrad beigelegt habe. Ich war die erste Frau, die man hier auf dem Rad gesehen hat. Am Anfang sind alle Leute, Kinder wie Große, auf der Straße stehen geblieben und haben mich angestaunt, als ob ich ein Jahrmarttskamel wäre oder ein Tanzbär, wie man sie manchmal durch den Ort führt. Männer kommen von auswärts schon lange auf dem Rad in die Fabrik. „Nun kann es nicht mehr fehlen bei uns,“ spotteten die Leut’, „nun kommen die Rindlein per Rad auf die Welt.“

Das macht gar nichts. Andere dürfen auch eine Freud’ daran haben. Für mich ist das neumodische Ding sehr praktisch. Ich spare viel Zeit und komme schnell wo hin, wenn es sein muß. Warum sollt’ man in vernünftigen Dingen nicht mit der Zeit gehen?

Man fängt nun auch an, das elektrische Licht einzuführen. Die Fabrik gibt ab an Privatleute. Wenn nur schon alle es hätten! Ist doch ein anderes Arbeiten als mit den schlechten stinkenden Petroleumlampen, die heute noch üblich sind. Die Rindlein haben doch die sonderbare Gewohnheit, mit Vorliebe bei Nacht anzukommen. Eigentlich ist es eine komische Sache mit diesem neumodischen Licht. Man dreht am Schalter und es brennt! Mutter ist furchtsam, es ginge nicht mit rechten Dingen dabel zu. Doch ich denke: wenn die Menschen so etwas Neues erfinden, dann hat unser lieber Herrgott wieder jemand etwas tiefer in seine Rarten schauen lassen. Es ist noch vieles auf der Welt, das wir nicht wissen und verstehen.

Also, wie ich da vom Rad gesprungen bin, ruf’ ich ganz überrascht: „Ja, ist es möglich, Frau Oberlehrer?“

„Nicht wahr, das ist eine Sonntagsfreude. Mein Mann weiß es noch gar nicht. Ihr fahrt doch heim? Nun, dann kommt ein wenig herein. Wir trinken ein Kaffeele zusammen. Dafür sind wir Frauen ja immer zu haben.“

So kehre ich morgens um halb zehn schon im Schulhaus ein zum Kaffeeklatsch. Im allgemeinen halt' ich mich fern von solchen Dingen. Man soll mir nicht nachsagen wie einer Kollegin, daß ich die Frauen das ganze Jahr aus-
nütze zum Vespere und man mich suchen gehen muß, wenn man mich braucht. Aber man muß bei allen lieben Grund-
sätzen ab- und zugeben können und das Kind nicht mit dem
Bad ausschütten! Wenn einmal eine Mutter so eine
besondere Freud' hat, warum soll ich mich nicht mitfreuen?
Wir Hebammen sind doch in gewissem Sinn Mutter
aller.

Es ist erst Juli. Aber auf dem Nähtisch liegen schon so
allerliebste kleine Sachen, wie sie das Christkind brauchen
kann. „Ich kann es bald nicht erwarten, bis es so weit ist.
Hab' gleich heute morgen angefangen, alles hervorzu-
suchen...“

„Saben Sie denn keine Angst, weil es schon zweimal so
hart gegangen ist?“

„Daran denkt man doch nicht! Ist nichts schneller ver-
gessen als Mutterleid bei der Geburt. Das geht rasch
vorbei. Aber das Kindlein bleibt da. Und ist doch das
Schönste auf der Welt, so ein kleines Ding.“

Da fiel mir wieder das Wort unseres Seelandes ein:
„Das Weib ist traurig, wenn seine schwere Stunde ge-
kommen ist. Hat sie aber das Kind geboren, so denkt sie
nicht mehr daran vor Freude, daß ein Mensch zur Welt
gekommen.“ Wie gut er doch die Mütter kannte! Oft
schon hab' ich daran denken müssen.

„Ja, manchmal möchte man sie mitnehmen.“

„Doktor Wille sagte, man könnte die Geburt Ende des
siebenten Monats einleiten. Da sei das Kind lebensfähig.
Aber ich glaube, ich werde es doch lieber nicht tun. Ich
hab' doch Angst, es schadet ihm, wenn man es gewaltsam
zu früh aus seinem warmen Bettlein herausreißt. Da
will ich lieber ein paar böse Stunden auf mich nehmen,
als dem Kind einen Schaden zufügen — vielleicht fürs
ganze Leben.“

Es gibt doch herrliche Mütter, in allen Kreisen. Ober-
lehrers haben nun zwei Kinder. Das eine ist acht, das

andere vier Jahre alt. Die Frau hat immer eine sehr schwere Geburt, fast unstillbare Blutungen. Mit „ein paar Stunden“ war es wirklich nicht getan. Es ging stets auf Leben und Tod und ein langes Siechtum folgte. Und doch wagt sie es wieder...

„Ich hab' einen guten Mann, Lisbeth. So gibt es nicht viele. Beim ersten Kind sagte der Arzt: ‚Es darf so schnell keines mehr kommen. Sie müssen Ihre Frau schonen, bis sie wieder gesund ist.‘

‚So lange Sie es vorschreiben,‘ sagt mein Mann sofort. Sie waren im Nebenzimmer; glaubten ich sei eingeschlafen und sprachen darum frei und offen miteinander.

‚Es wird Ihnen ja schwer fallen in Ihrem Alter, in einer so jungen Ehe. Aber es muß nun einmal sein. Und so die anderen Sachen...‘

‚Nicht davon zu reden, Herr Doktor. Das werde ich meiner Frau nie zumuten. Aber wissen Sie vielleicht sonst einen beachtenswerten Wink?‘

‚Sie könnten das Schlafzimmer trennen — mit Nikotin und Alkohol sehr zurückhaltend sein — wenig Fleisch essen, scharfe Gewürze meiden. Und vor allem möglichst viel Ablenkung. Andere Interessen in den Vordergrund schieben. Vielleicht auf eine Prüfung hin arbeiten, sich auf Musik stürzen oder was Ihnen gerade liegt. Gartenarbeit, überhaupt körperliche Entspannung ist nicht zu vergessen.

Und vor allem, vor allem, Herr Oberlehrer, Ihre Phantasie beherrschen und auch solche Zärtlichkeiten meiden, die direkt in Beziehung stehen mit der letzten und tiefsten Liebesbezeugung. Man darf in solchen Fällen, wo einmal ein fester Entschluß nötig ist, nicht die kleinste Konzession machen, dann kommt man sicherer und leichter ans Ziel.

Nur ein ganzer, aufrechter Mann bringt es fertig, seine Kraft zu bewahren; sie in andere Energien umzusetzen, so lange es nötig ist. Und über uns ist auch noch einer, der Kraft gibt, wo sie uns nicht ausreicht.

Ihr kommt in so viele Häuser, Lisbeth. Und ich kann mir denken, daß es noch mehr Ehen gibt wie die unsere. Daß noch manchmal kein Kind kommen soll eine Weile.

Darum erzähle ich Euch das. Ihr könnt anderen damit helfen.“

„Es ist nur leider meist so, daß die Menschen glauben, es müsse alles von selbst gehen und sofort versagen, wenn es nicht klappt. Sie lassen sich gehen; treffen keine Vorsichtsmaßnahmen gegen sich selbst und glauben nicht mehr an die Kraft aus der Höhe,“ sagte ich.

„So schwere Zeiten gehen nicht gut vorbei ohne die Kraft von Gott. Auch bei uns hat es trotz allem harte Stunden gegeben. Dann haben wir uns besonnen und eines hat zu dem anderen gesagt: Komm, wir beten miteinander. Und der Sturm ist immer verebbt.“

„Das sollte man den Menschen wieder beibringen können: den Glauben an die Kraft Gottes und das Beten darum. Wie oft hab' ich das schon denken müssen,“ sagte ich darauf.

„Aber man muß auch selbst tun, was vernünftig ist. Ich war sehr froh, daß ich die Ratschläge des Arztes mitgehört habe und mithelfen konnte. Es war so nett. Ich sagte nichts, daß ich darum wußte. Männer sind in solchen Dingen sehr empfindlich und lassen sich nicht gern durchschauen. Mein Mann hat mir auch nicht gesagt, wo es hinaus soll. Damit er mich und das Kind nicht störe bei Nacht, sagte er drei Wochen nach der Geburt, wolle er vorerst weiter im anderen Zimmer schlafen. Ich änderte den Küchenzettel und sagte, für stillende Mütter sei es gut, viel Gemüse, wenig Fleisch und wenig gewürzt zu kochen. Dann stellten wir fest, daß mein Mann zur Korpulenz neige und Beschäftigung haben müsse und mieteten noch ein Stück Gartenland zu dem unseren. Und jedes hat seine Freude gehabt, dem anderen unbemerkt zu helfen.

Ein gutes Jahr nach der Geburt bin ich zum Arzt gegangen. Voller Hoffnung. Aber er sagte: ‚Nein, Sie müssen noch warten.‘ An diesem Abend habe ich bitterlich geweint. ‚Du bist böß‘ hereingefallen mit mir,‘ sagte ich zu meinem Mann. ‚Sast gar nichts von deiner Frau — wie andere Männer.‘

„Deswegen habe ich dich gerade so lieb wie vorher. Du hast doch deine Gesundheit durch mich für das Kind ver-

loren. Für unseren Buben. Was wäre ich für ein Tropf, wenn ich dich das entgelten ließe! Ist unser Leben nicht auch so reich und schön mit unserem Kind?

Drei Jahre nach der Geburt — endlich — war der Arzt zufrieden. Ein Jahr später kam unser Meinrad auf die Welt. Das wißt Ihr ja selbst. Dann wurde es wieder so wie das erstemal. Und nun erwarten wir den dritten Knaben...“

Das Christkindlein kam am heiligen Abend. Es ging auch diesmal wieder sehr hart. Aber es ging. Und es war wirklich ein Knabe. Als ihn die Mutter in den Armen hielt, sagte sie: „Franz, nach vier Jahren muß nun das Mädchen kommen. Damit wir auf unsere alten Tage auch eine Stille haben.“

„Ja, mein armes Hascherl, das wollen wir einmal abwarten. Wird' mal erst wieder gesund und stark.“

Draußen sagte der Arzt: „Ich weiß nicht, was größer ist: Ihre Selbstbeherrschung oder der Mut Ihrer Frau.“

„Meine Frau,“ antwortete der Oberlehrer, ohne sich zu besinnen. „Bei mir ist das nicht so schlimm. Das hat mir meine Mutter anerzogen. Selbstbeherrschung, Selbstüberwindung — immer und immer wieder. Du sollst einmal ein Mann werden, kein Trauerwedel, und mußt das können, Franz.“

Schon mit drei oder vier Jahren hieß es: „Willst du nicht den Kaffee ohne Zucker trinken? Das Brot ohne Butter essen? Weil Advent ist oder Fastenzeit. Probier' einmal, wie oft du es fertig bringst. Und was du so an dir ersparst, das bringst du diesem armen Kranken...“

Später, in der Schulzeit: „Geh' mit deinem Geld in der Tasche an den Buden auf dem Jahrmarkt vorbei, am Kürtenhontig usw. Kauf' dir nichts und schenke die drei Groschen morgen dem Jakob oder dem Sepp. Ein rechter Bub muß zu seinen Wünschen nein sagen können und ein frohes Gesicht dabei machen und pfeifen...“

Die Mutter selbst hat es auch so getan.

Wenn wir Buben Streit hatten: Du, sagt die Mutter, hau dem Michel morgen keine herunter. Er ist ja ein frecher Bengel gewesen. Aber schau', es ist niemand da-

heim, der ihn richtig erzieht. Geh' deines Weges und tu' ihm nichts. Schimpfen und poltern kann jeder dumme Junge. Sich beherrschen ist viel schwerer...

Und später war es auch noch so. „Mit den Mädchen herumzuziehen und zu tun wie alle, das ist leicht und billig. Das kann der dümmste Laffe. Du aber mußt rein bleiben. Sei mit jedem Mädchen höflich, als wenn es deine Schwester wäre — aber mit keinem zärtlich, bis du einmal heiratest. Vergeude deine Vaterkraft nicht, daß du einmal rechte gesunde und vollwertige Kinder zeugen kannst. Ein Mann geht seinen Weg gerade und sicher, nach seiner inneren Überzeugung. Ein Waschlappen läuft mit dem großen Haufen der charakterlosen Lumpen...“

Sehen Sie, durch diese Erziehung danke ich es meiner Mutter, daß meine Ehe trotz allem so voll Sonne ist und wir beide froh und glücklich sind. Ich kann auch heute nein zu meinen Wünschen sagen. Aber andere, die es nicht als Kind gelernt haben, können es einfach nicht. Auch sittliche Kraft muß dem Menschen in langer, mühevoller Arbeit anerzogen werden. So kann auch der Mann rein bleiben, rein in die Ehe kommen, treu in der Ehe sein, auch in schwierigen Zeiten — wenn er will.“

* * *

Ein Schatten liegt auf so vielen Ehen. Ein grauer, düsterer Schatten, der das Herz der Mutter nicht mehr froh werden läßt; der sie drückt und hemmt und hindert alle Tage und überall. Wo er ist, da weicht er nicht mehr. Schon am ersten Tage der Ehe breitet er sich aus. Ein unentrinnbar Geschick — und leider eigene Schuld.

Wie ich das so schreibe, da steht nicht etwa ein Menschen-schicksal mir vor Augen. Nicht eine Mutter. Fünfzig, hundert, tausend fast könnte ich hier reden lassen von ihrem Leid; ihrem verschiedenartig gestalteten und doch in der Wurzel ganz gleichen Leid.

Mein erstes Kind im neuen Jahrhundert kam in einer Buchhaltersfamilie auf die Welt. Es war ein netter, kleiner Haushalt. Eine Dreizimmerwohnung in den Beamtenhäusern der Fabrik. Nichts zuviel war da, aber

auch nichts zu wenig. Man konnte sich so richtig gemächlich fühlen.

Sie mußte eine gute Hausfrau sein. Alles war pünktlich vorgerichtet, was man in einer solchen Stunde braucht. Für das Kleine war alles zierlich gearbeitet; nichts übertrieben gepußt. Das Abendessen für den Mann stand bereit. Auch für mich hatte sie vorgesorgt für die Nacht, falls es sehr lange gehen sollte. Die Frau selbst war sehr still; fast gedrückt. Etwas Eingeschlichertes lag in den dunklen Augen. Jrgendwo fehlte es.

Es war eine normale Geburt. Doch beim ersten Kind geht es in der Regel ja etwas langsam. Um sieben kam der Mann heim. Unwirsch, verdrießlich. „So, ist es nun glücklich so weit,“ ist alles, was er zu sagen weiß, da er mich am Bett seiner Frau stehen sieht. Keinen lieben Gruß, kein gutes Wort hat er für sie. Mich packt in solchen Fällen immer eine herz hafte Wut. Ohrfeigen möchte ich solche Gefühlsathleten. Vielleicht fiel es ihnen dann ein, wie denn auch die Frau zu dem Kind und damit zu einer solchen Stunde gekommen ist!

Die kleine Verwandte, die über diese Tage ins Haus kam, stellt ihm das Abendbrot hin. Er hockt sich in die Sofaecke, zündet sich eine Zigarre an. Nach einer Viertelstunde schnauzt er nach mir hin:

„Sagen Sie mal, wie lang' soll der Zauber denn noch gehen?“

„Es kann gegen morgen werden.“

„Eine nette Komödie... das hat man von den Weibern, hätte nicht so pressiert, mit der Plageret anzufangen.“

„Erlauben Sie mal!“ Ich sehe meine größte Amtsmiene auf. „Es ist doch wohl Ihr Kind, Ihre Sache, daß es kommt.“

Als Antwort kommt ein undefinierbares Gebrumm. Er nimmt Hut und Mantel und geht davon. Schaut gar nicht um nach seiner Frau. Ich hätte ihm am liebsten den Stiefelknecht nachgeworfen. Doch ich muß mich beherrschen. Darf keinen Riß vergrößern, indem ich unbedachter Weise daran reiße. Die arme Mutter hat den Vorfall nicht bemerkt. Nach einer Weile ruft sie ihren Mann.

„Ihr Mann ist nochmals ausgegangen.“

Die Mutter atmet auf aus tiefstem Grund wie jemand, der eine schwere Last tragen muß und sie einmal abstellt eine Weile.

„Da kann man halt nichts machen...“

„Lisbeth, heiraten Sie nur nie,“ sagt sie nach einer Weile.

„Sie haben es so viel schöner. Ja, wenn die Männer nach der Hochzeit noch so wären wie vorher. Da können sie schön tun und bitten und schmeicheln, bis wir uns betören lassen und nicht mehr recht wissen, was wir tun. Und dann haben sie uns in der Hand und nützen es aus — wenn wir einmal alles verschenkt haben und bettelarm sind, dann gelten wir auch nichts mehr... dann müssen wir ja froh sein, wenn sie uns heiraten...“

Gegen Mitternacht kam der Herr Ehemann heim. „Na, ist nun Schluß?“

„Gehen Sie nur ins Bett. Wir brauchen Sie nicht. Aber wenn Sie ein rechter Mann wären, dann würden Sie nach Ihrer Frau sehen und ihr ein gutes Wort geben. Es ist doch Ihr Kind, für das sie leidet“ — sag' ich draußen in der Stube.

„Na, das ist aber allerhand!“ Er ist ganz perplex über die Predigt.

„Das hab' ich auch schon gedacht. So rücksichtslos ist der Klobigste unter den Fabrikarbeitern nicht, daß er nicht nach seinem Weib sieht, nicht mit ihm trägt.“ So ließ ich ihn stehen und ging. Da kam er doch nach. Fand auch ein paar Worte und blieb in der Stube sitzen, bis das Kind kam.

„Wenigstens ein Junge. Hoffentlich brüllt er nicht die ganze Nacht.“ Als ich am Morgen wiederkam, die Wöchnerin und das Kind zu richten, hatten die Eheleute Streit. Die Mutter wünschte, daß ihre beiden Schwestern zur Taufe geladen würden.

„Sag' doch du dein Maul. Das mach' ich, wie ich will, verstanden!“

„Ich werde doch als Mutter auch noch etwas zu sagen haben...“

„Fang' mir nicht wieder an mit deinen Rechten. Sagt

mich ja haben müssen. Gest, da warst du mit allem einverstanden, daß wir heiraten...“
Ja, was will man da machen?

Drei Tage später. * *

Ich schaue auf dem Weg schnell nach einer Frau, die in diesen Tagen niederkommen soll. Es ist gerade acht Uhr morgens. Ein wenig früh ja noch zu Hausbesuchen. Aber bei unsereinem hat das nichts zu bedeuten. Wir kommen zu jeder Zeit, auch bei Nacht, in die Häuser.

Da kauert die hochschwängere Frau am Boden und zieht dem Herrn Mann, der auf dem Sofa hockt und Kaffee trinkt, die Stiefel an... schnürt sie zu... damit der Tropf, der einen ordentlichen Bierbauch vor sich her schiebt, sich nicht etwa zu hüeken braucht. „Daß doch auf, alte Ruh! Wieder zu fest gebunden,“ schnauzt er herunter. Sie erwidert kein Wort, zieht den Bündel auf und bindet ihn anders. Knöpft ihm auch noch den Kragen ein...

„Ist das wieder ein Fressen heut für einen Mann!“ Er schiebt die Tasse beiseite und wirft den Wecken auf den Tisch. „Nicht einmal eine Butter!“

„Aber Mann, es hat doch keine gegeben gestern.“

„Keine gegeben... Wenn dir etwas daran gelegen wäre, in der Molkerei im Unterweiler hat es alle Tage.“

„Das werden Sie doch nicht verlangen, daß Ihre Frau jetzt in dem Zustand noch eine Stunde bis nach Unterweiler laufen soll? Das wäre doch ein netter Spaziergang für Sie.“

„Wozu hat man sein Weib! Zum Zudecken war ich dir recht... aber sonst ist alles zuviel.“

Die arme Mutter kämpft mit den Tränen.

„Komm' her und gib mir einen Kuß! Hast nicht gehört?“ Und sie geht und läßt sich küssen.

„Ja, was will man machen,“ sagt sie, als er glücklich zur Türe draußen ist. „Ich hab' ja heiraten müssen, weil das Kind schon unterwegs war.“

„Aber es ist doch von ihm.“

„Da denken die Männer nicht mehr daran, daß sie es waren, die uns ins Unglück gebracht haben. Aber alle

Tag müssen wir es hören und spüren, daß wir froh sein mußten, daß sie uns nicht sitzen ließen.“

* * *

In der gleichen Woche sag' ich zu der Frau Kern, als sie zum Waschen zu uns ins Haus kommt:

„Frau Kern, gebt ein wenig acht auf Euer Mädchen. Es kommt jetzt so in die Jahre, in denen die jungen Leut' gern Dummheiten machen.“

„Meiner Tochter kann niemand was nachsagen,“ antwortet sie sogleich pikirt. „Soll nur jede auf ihre aufpassen.“

Ich lasse mich nicht so schnell abfertigen, wenn ich selbst genug gesehen hab'. „Na ja, Frau Kern, ob ihr jemand was nachsagt, weiß ich nicht. Jedenfalls hab' ich die Rathrin nun schon dreimal gegen Mitternacht aus dem Schulzenhof schlüpfen sehen — mit dem jungen Knecht war der Abschied ein wenig zärtlicher, als Sie mit Ihrem Mann sind. Sie sollten so ein junges Ding am Abend nicht aus dem Haus lassen. Ein Unglück ist schnell geschehen, und das Leben ist hernach so lang zu tragen.“

„Ja, da kann ich doch nichts machen. Ich kann dem Mädele doch nichts sagen. Ich hab's ja auch vorher gehabt.“

„Frau Kern, gerade deshalb können Sie Ihrem Kind doch sagen, daß es den gleichen Fehler nicht machen darf, den Sie gemacht haben. Sie haben es doch zur Genüge erfahren, wie schwer die Frau an solch einem Fehltritt zu büßen hat. (Ihr Mann verhaut sie nämlich alle Wochen einmal!) Sagen Sie das doch Ihrem Kind: weil ich das erfahren mußte, so will ich dich vor dem gleichen Geschick bewahren...“

Sie tat es natürlich nicht. Acht Wochen später fragte sie mich, was da zu tun sei? Ihre Tochter hätte die Periode nicht bekommen, fühle sich nicht wohl. Nun, dieses Mal war ich es, der sagte: „Ja, da kann man nichts machen — als warten, bis das Kind auf die Welt kommt, Frau Kern.“

* * *

„Salt' doch du dein Maul! Du hast mich ja haben müssen! Warst ja froh, daß du mich bekommen hast! Ja, da kann man halt nichts machen...“

In den ersten Jahren hab' ich mir oft und oft den Kopf darum zerbrochen, worin es wohl beruhen mag, daß so viele Männer ihre Frauen gar nicht achten und schätzen. Daß die Frau ihnen so oft gar nichts mehr gilt. Daß sie dem Mann nicht mehr ist als irgend ein Stück Hausrat, das man nun einmal braucht. Daß so viele Männer gar keine Rücksicht kennen auf die Frau. Kein gutes Wort für sie haben, immer nur fordern, verlangen, wie es sich keine Magd gefallen ließe. Selbst in dem, was sie Liebe heißen. . . . Ja, gerade darin haben all diese Frauen gar keinen Einfluß auf den Mann, keinen Willen ihm gegenüber. Es ist, als ständen sie unter einem seelischen Druck, der sie gar nicht mehr anders handeln läßt. Und wenn ein besonderer Anlaß es einmal mit sich bringt, daß man davon spricht mit ihnen, ist immer das erste und letzte: Da kann man halt nichts machen.

Dann habe ich diese Beobachtung einmal auf einer unserer Hebammen-Konferenzen angebracht. Ob andere wohl die gleiche Erfahrung machen und einen Grund dafür wüßten? Da sagte der Herr Direktor der Hebammenschule, der uns einen Vortrag über neue Desinfektionsmittel und Methoden gehalten hatte:

„Sie haben gut beobachtet, und ich kann Ihnen das Rätsel lösen. Die Frau muß eine Königin sein und eine Krone tragen. Muß jungfräulich rein in die Ehe kommen. In allen Kreisen des Volkes ohne Ausnahme. Der Mann muß zu ihr aufschauen können. Muß alle Tage wissen: sie ist besser als ich; steht sittlich über mir. Dann achtet er sie, und sie hat eine ganz andere Stellung im Haus. Aber wenn es vorher in dem Punkt nicht gestimmt hat, wenn die Frau sich verfehlt hat und nicht als Jungfrau in die Ehe kommt, dann hat sie die Krone verloren in den Augen des Mannes. Sie ist entthront. Wenn er es war, der mit ihr gesündigt hat; wenn er der Verführer war: er vermißt das Krönlein der Reinheit. Hat keine Hochachtung mehr vor ihr. Da kommt dann die ganze Brutalität unserer Mannsnatur zum Durchbruch. Wo die Reinheit der Frau keinen Saum anlegen kann, ist Zügellosigkeit des Mannes. Und die Frau hat ihre seelische Sicherheit auch

verloren und die Achtung vor sich selbst. Sie war froh, daß der Fehltritt durch die Ehe verdeckt wurde und getraut sich nicht mehr, ihre Menschenrechte und Menschenwürde zu verteidigen.

Das Krönlein der Reinheit spielt eine unendlich große und wichtige, schicksalschwere Rolle im Eheleben des einzelnen wie in der Geschichte der Völker...“

* * *

Frau Stengel ist heute so sonderbar. Ganz anders, als sie die letzten Tage war. Sie hat vor vier Tagen ein Mädchen bekommen. War immer guter Dinge gewesen. Doch heut ist sie so gedrückt, sieht aus, als ob sie geweint hätte. Hat es Zank gegeben zwischen den Eheleuten?

Es ist so häßlich, in diesen Krankentagen mit der Frau zu zanken. Da sollten die Männer wirklich vernünftiger sein und Fragen zurückstellen, über die Meinungsverschiedenheiten ausbrechen können, wenn sie nicht gewillt sind, nachzugeben. Nicht selten ist es die Taufe, um die der Streit anhebt. Ob dieser oder jener eingeladen werden soll oder nicht? Man ist vor der Geburt nicht einig geworden, wer Pate wird, und zankt nun weiter. Oder man war sich einig für den Knaben — und nun ist ein Mädchen gekommen. So fängt der Streit von neuem an. Mit dem Namen selbst geht es oft auch nicht anders. Er will einen Michael und sie einen Peter. Da soll ein Kompliment vor einem Erbkunzel gemacht werden damit und dort ein Anix vor einer reichen Tante. Oft ist das alles zum Schluß ein bitterböser Hereinfall; aber am Anfang zankt man halt. Wie oft muß da die Hebamme trösten und ausgleichen!

Wie oft wird leider auch der Streit um den Glauben des Kindes in diesen Tagen ausgefochten! Man hat vor der Hochzeit nicht daran gedacht, oft auch nicht daran denken wollen, in welchem Bekenntnis das Kind erzogen wird. Oder der eine Theil hat leichthin ein Zugeständnis gemacht, und nun, wo das Kind da ist, reut es ihn doch, und er will es für sein Bekenntnis erobern. Da gibt es oft bitterböse

Stunden und Tage in scheinbar glücklichen Ehen, wenn die Eltern einem verschiedenen Bekenntnis angehören. Da empfindet man nun zum erstenmal die ganze Tragik einer verschiedenen Religion oder Weltanschauung. Und manch vermeintliches Eheglück zerschellt an dieser Klippe. Das trifft aber bei Frau Stengel nicht zu. Zudem hat sie erhöhte Temperatur, fast Fieber. So kann man sich nicht aufregen über Taugäste und ähnliche Dinge. Auch hat eine leichte Blutung stattgefunden; erhöhter Ausfluß dauert an — sonderbar, es war doch alles so normal bisher. Von einer kleinen Naht abgesehen, die der Arzt machen mußte, war es eine glatte, normale Geburt gewesen. Diese Wendung kam nicht von ungefähr. Da steckte etwas dahinter...

„Sind Sie am Ende aufgestanden gestern, Frau Stengel?“

„Ach nein, gewiß nicht.“ Sie wird verlegen.

„Was ist aber dann gewesen? Es ist doch etwas nicht in Ordnung heute bei Ihnen, und gestern war alles so gut?“

„Es wird nicht so arg sein...“

„Wenn Sie nicht wissen, woher es kommen kann, dann muß ich den Arzt schicken. So kann ich die Verantwortung nicht übernehmen.“

„Ach nein ... das nicht. — Es wird schon wieder weggehen ...“

„Also was ist gewesen? Selen Sie doch vernünftig, Frau Stengel. Mit Anzeichen von Fieber ist nicht zu spaßen im Wochenbett. Und ich kann wirklich nicht anders, als nach dem Arzt zu schicken.“

„Es ist doch nur... mein Mann war bei mir...“

„So ein Tropf, so ein elender!“ Da war er hereingekommen. Wie das böse Gewissen kam er geschlichen. Sonst hatte er sich nie sehen lassen, wenn ich da war. Er hatte meinen entrüsteten Ausruf hören müssen. Die Frau war zu tiefst erschrocken.

„Was haben Sie da gesagt?“

„Daß Sie sich nicht schämen! Nicht einmal warten zu können, bis die Frau aus dem Wochenbett kommt...“

„Wozu hat man denn sein Weib?“

„Gehen Sie einmal in den Stall hinaus und schauen, ob eines ihrer Tiere so ist wie Sie! Nun haben Sie die Folgen. Ihre Frau hat Fieber. Ich muß den Arzt benachrichtigen. Hoffentlich läßt er sie ins Krankenhaus überführen, bis sie gesund ist.“

„Sa nu, so viel Aufhebens braucht man nicht zu machen.“

„So, und wenn die Frau Kindbettfieber bekommt und stirbt, dann heißt es, die Hebamme war schuld; die hat nicht aufgepaßt. Ich lasse mich Ihretwegen nicht darum anschauen, daß ich meine Sache nicht richtig mache. Ganz gewiß nicht.“

„Da kann doch gar nichts passieren. Ist doch eine normale Sach...“ Es fing nun doch an, ihm ungemütlich zu werden.

„So, das können Sie sich dann vom Arzt sagen lassen. Mir glauben Sie ja doch nicht. Als ob Sie nicht wüßten, daß die inneren Organe der Frau wund und weh sind; daß da jede Berührung von außen eine Infektion mit sich bringen — den Tod herbeiführen kann. Ja, was ist dann? Dann können Sie sich verantworten wegen fahrlässiger Tötung.“

Doktor Wille hat es ihm anderen Tags auch noch einmal recht deutlich gesagt, was los ist. Es ist gut, wenn man mit dem Arzt zusammenarbeiten kann. Der hat doch eine andere Autorität bei den Männern. Wir sind eben doch nur „ein dummes Frauenzimmer“, sobald es ihnen gegen den Strich geht.

Wozu hat man sein Weib...?

* * *

Eines Morgens ganz früh, so gegen vier Uhr, kommt der Bäckergefell aus Unterweiler angeradelt. Ich sollte schnell nach der Meisterin schauen. Da bin ich erschrocken. Die war vor einigen Tagen bei mir und trägt ein Kind so etwa im vierten Monat. Was soll da sein?

Also schnell in die Kleider und auf das Rad. Hinaus in die sehr kühle Matluft. Es sind gerade Eisheilige. Sie machen ihrem Namen alle Ehre. Eine Hebamme muß eine Gesundheit haben wie Stahl und Eisen, sonst kann sie

nicht durchhalten. Da denkt niemand daran, wie oft man uns am späten Abend, mitten in der Nacht oder am frühesten Morgen aus dem Bett jagt, Sommer wie Winter, bei Regen und Hitze: schnell, schnell, es ist etwas los!

Die junge Bäckersfrau, die das erste Kind trägt, hat eine starke Blutung. Sicheres Anzeichen einer Fehlgeburt. Aber wie ist das möglich so am frühen Morgen? Sie ist doch eine gesunde Frau, der so etwas nicht passieren sollte. Ich schicke den Lehrling wieder weg, den Arzt zu benachrichtigen. Frage inzwischen so vorsichtig hin und her, was Grund und Ursach sein könnte?

Was sie denn gestern gearbeitet habe? Etwas gewaschen? Oder Wasser in den Garten getragen? Etwas schwer gehoben oder sich gestoßen habe?

„Aber nein, es war gar nichts. Ich hab, doch nur den kleinen Haushalt und manchmal im Laden zu helfen. Das ist keine schwere Arbeit. Der Arzt sagt ja, ich solle nur die gewohnte Tätigkeit beibehalten.“

Ob sie denn gefallen sei? Oder Rad gefahren wäre? Oder sich über irgend etwas sehr erschreckt hätte?

Gar nichts war gewesen. Sie sei ganz wohl zu Bett gegangen. Auch all die Tage vorher hat sich nichts ereignet.

So stand ich eigentlich vor einem Rätsel. Als der Arzt kam und ich ihm sagte, es sei durchaus kein Grund zu finden, entgegnete er mir:

„Lisbeth, Ihr denkt an alles — nur nicht daran, daß die Leute verheiratet sind und keinen Begriff mehr haben von einer Hygiene der Ehe. Kein Verantwortungsgefühl mehr für das kommende Geschlecht...“

Nein, daran hatte ich wirklich nicht gedacht. Doktor Wille stellte nur eine Frage. —

Als die junge Bäckersfrau begriffen hatte, daß das Kindlein nun zu früh auf die Welt komme und tot sei, war sie untröstlich. Sie hatte sich so auf das Kind gefreut. Der Kinderwagen stand schon bereit, die ganze Aussteuer. Statt daß sie es nun im Wagen fahren durfte, mußte sie es begraben lassen. Wir hatten Mühe, sie zu trösten. Nur die Hoffnung, daß sie ja wieder ein Kleines bekommen könnte, richtete sie einigermaßen auf.

Sobald sie das Bett verlassen konnte, mußte sie nach Vorschrift des Arztes sogleich drei Monate in ein Sanatorium. Frisch und munter kam sie zurück. Und nach einigen Wochen stellte der Arzt bereits eine neue Schwangerschaft fest. Diesesmal ging Doktor Wille zu dem Bäckermeister und legte ihm auseinander, daß er seine Frau nun schonen müsse. Nachdem sie einmal eine Fehlgeburt gehabt habe, bestehe die Gefahr, daß sich das Unglück wiederhole, wenn der eheliche Verkehr nun weiter ausgetübt werde. Er dürfe das Leben seines Kindes nicht aufs Spiel setzen und auch das Leben seiner Frau. Denn eine Fehlgeburt sei durchaus keine harmlose Sache. Soviel Selbstbeherrschung müsse ein Mann aufbringen... Doch der Bäckermeister wußte nur eines zu entgegnen:

„Wozu hat man denn sein Weib?“

Und richtig. Nicht sehr lange darnach hatte die arme Bäckersfrau wieder einen Abort. Nun versuchte ich es, ihr klar zu machen, daß sie bei einer erneuten Empfängnis sich ihrem Manne versagen müsse des Kindes wegen. Sie beharrte aber darauf, es sei doch die Pflicht der Frau, den ehelichen Verkehr zu leisten; sei eine Sünde, ihn zu verweigern. Es ist ja leider so, daß man den Frauen in früheren Jahren nur ihre Pflichten eingepaukt hat und niemals ihre Rechte. Ein gut Teil der heutigen Zügellosigkeit der Männer ist sicher darauf zurückzuführen, daß man es den Frauen im Gewissen unmöglich gemacht hat, sich gegen zu große Anforderungen rechtzeitig zu verwahren. Das liegt nicht in der katholischen Moral — sondern in der Auslegung, die sie lange Zeit gefunden hat. Der Fehler aber muß gut gemacht werden, sonst schlägt er eines Tages in Radikalismus um bei den Frauen.

Noch zweimal habe ich eine Fehlgeburt bei der Bäckersfrau erlebt. Ein Kind bekam sie erst 1915, nachdem der Mann acht Monate im Feld war. Nun fing sie doch an, uns zu glauben. Der Bäcker erhielt Urlaub zur Kindtaufe. Zum Glück für die Mutter erst drei Wochen nach der Geburt. Da ich auch bei der Taufe war, habe ich so manches gesehen.

* * *

Es mag genug sein.

Wir Hebammen wissen etwas davon zu erzählen, was Frauen mitmachen müssen, deren Männer gar kein Maß kennen in ihren geschlechtlichen Anforderungen und gar keine Beherrschung in der Ausübung. Wir wissen etwas zu erzählen von Aborten und Frauenleiden und Krebs-erkrankungen, die da ihre Ursachen haben.

Wann wird man endlich Mann und Frau klar machen, wo die Grenzen des Erlaubten sind? Und auch der Frau das Recht geben, Unerlaubtes abzulehnen? Wann wird man sie in einer vernünftigen Art zur Ehe erziehen, daß sie auch imstande ist, dem Mann Führerin zu sein, auch in diesen — ja gerade in diesen Fragen?

Doch das eine ist mir ganz klar: schaffen können wird es nur die Frau, die mit dem Krönlein der jungfräulichen Reinheit in die Ehe kommt. Diejenige, die vor der Ehe sexuelle Zugeständnisse gemacht hat, wird in der Ehe die Macht über den Mann nicht mehr haben, in diesen Fragen Schranken zu ziehen und seine Forderungen auf ein vernünftiges Maß einzudämmen.

Und der Mann, der vor der Ehe nicht rein und enthalten gelehrt hat (weil er es sich nicht angelegen sein ließ), der wird auch in der Ehe in sexuellen Fragen nicht wissen, was sich gehört. Darüber könnte eine alte Hebamme Hunderte von Geschichten erzählen.

* * *

Ein neuer Postmeister hatte seinen Einzug gehalten bei uns. Noch ein verhältnismäßig junger Mann. Nun ja, wir sind auch kein Postamt I. Klasse. Wenn die Fabriken nicht wären, dann hätten wir wohl noch — wie in früheren Jahrzehnten — nur eine Postagentur. Aber die Spinneret hat für die Post Arbeit gebracht; besonders seit die Textilwarenfabrik angeschlossen wurde, die auch im kleinen Umfang Ware abgibt.

Dieser neue Postmeister ist eine hochinteressante Persönlichkeit, denn er hat noch keine Frau. Das ist das wichtigste an ihm. Das setzte ihn sofort bei seinem Auftauchen in

den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Die Töchter der besseren Ungeheilten einerseits und die der Großbauern andererseits wetteiferten nun miteinander, Briefmarken zu kaufen oder eine postalische Auskunft einzuholen, wenn der Herr Postmeister selbst anwesend war. Und die Mütter der heiratsfähigen Töchter konnten es gar nicht erwarten, daß er endlich einen Antrittsbesuch macht. Ja, so ein einfangbares heiratsfähiges männliches Individuum ist ein wichtiger Gegenstand — schon vor dem Krieg gewesen! Aber noch ehe der interessante Mann sich in die Gesellschaft einführte, trat ein neues Ereignis ein. Er wandelte eines Sonntags durch den Ort und hatte ein weibliches Wesen am Arm, das er an der Bahn in Empfang genommen hatte. Das Wesen trug einen Humpelrock, daß es Schrittchen machen mußte wie ein Huhn, das verlegen will. Ein Hut von 70—80 Zentimeter Breite saß auf dem Kopf, recht schwungvoll schief, mit drei Hutnadeln festgespießt — ja, so war es damals.

Nun, in diesem Fall war der Hut gut. Denn das weibliche Wesen besaß die sonderbare Eigenschaft, sich so fest auf den armen Postmeister hinzuschleichen, daß die Straße nicht breit genug war und er immer wieder in die Gasse geriet. In dieser sind aber unter ländlichen Verhältnissen meist Bestandteile zu finden, die Lackschuhen und hellgeblumten Socken nicht sehr zuträglich sein sollen. Wenn der Hut nicht gewesen wäre, hätte das Mädchen sicher den Kopf auf des Postmeisters Schulter gebettet. So aber mußte es ihn gerade halten, was immerhin eine gewisse Distanz der beiden Wesen erzwang.

Bei uns war man diese öffentliche, fast möchte ich sagen ausgeschämte Art des Poussierens damals noch nicht gewohnt. So stand natürlich alles auf der Straße still und sah dem Paar nach. Machte seine mehr oder weniger anzüglichen Bemerkungen darüber.

Am diesem Sonntag machte der neue Postmeister seine Besuche und stellte auch zugleich seine Braut vor. Da am Nachmittag gerade das jährliche Kriegervereinsfest war, brachte er sie mit dorthin. Das ganze Dorf — noch mehr aber die Arbeiterbevölkerung — mokierte sich über

die beiden. Das Mädchen konnte nicht einen Augenblick den Mann in Frieden lassen. Bald streichelte man sich die Hände, bald trat man sich auf den Fuß, bald hing sie ihm am Arm. Und als alle sich darüber aufhielten, raunte der Vorstand des Kriegervereins dem Postmeister etwas leise zu. Er bekam einen roten Kopf und schob seine Braut ein wenig beiseite. Kurz darauf zogen sie es vor, zu verschwinden. Natürlich ging man in die Weinwirtschaft zum Herrmann.

Am Abend traf ich das Paar noch einmal, als sie dem Bahnhof zustrebten. Es war ziemlich dunkel, aber doch noch hell genug, um zu beobachten, daß die beiden auch jetzt nicht wußten, was sich gehört. Ich hätte das Mädchen am liebsten geschüttelt. Wenn auch die Frau so aus allen Fugen gerät, vor der Hochzeit schon jedes Maß verliert, was soll man da von dem Mann erwarten? Was soll das für eine Ehe werden?

Endlich war es so weit. Die Hochzeit fand nicht bei uns statt, sondern in der Heimat der Braut. Nach der üblichen Hochzeitsreise hielt das junge Paar seinen Einzug in die Dienstwohnung im Postamt.

Am ersten Morgen um halb zehn kommt die Frau Postmeister auf das Büro (die Wohnung ist im ersten Stock), küßt ihr Männchen und flötet: „Schah!, komm' doch Kaffee trinken.“

„Du siehst doch, daß ich Dienst habe.“

„Ach Schah!, nur ein Viertelstündchen, sonst schmeckt es mir gar nicht,“ und zupft und stupft und bettelt so lange, bis er die Arbeit liegen läßt und mitgeht. Es ist noch eine Postgehilfin da.

Um elf Uhr ist die Frau Postmeister schon wieder unten. „Schah!, du kommst aber lange nicht zum Vespere. Da muß ich zu dir kommen...“

„Ich habe heute keine Zeit. Ich nur mal allein...“

„Nein, das kann ich wirklich nicht... Magst du mich denn nicht mehr...?“ und hängt ihm am Hals. „Mein einziger, goldiger Schah!...“

So geht es weiter den ganzen Tag. Sie kann nicht sehen, wenn er auf einem Stuhl sitzt. Sofort hockt sie ihm auf

dem Schoß. Wenn er die Zeitung liest, hängt sie ihm am Hals. Er muß ihr die Kleider auf- und zuknöpfen. Mit den intimsten Dingen kommt sie ungeniert ins Büro. Das Dienstmädchen — eine einfache biedere Seele — kündigt nach drei Wochen die Stellung und geht. Man wisse schon, daß jung verheiratete Leute allerhand „Möbele“ hätten, die nichts für unsereinen sind, sagt sie zu mir. Aber da gehe es nun doch zu wie in Sodom und Gomorra.

Ja, du mein einziger goldiger Schatz...

Es ist alles nur eine Weile schön.

Was dem Mann so mühelos zufällt, was ihm gleichsam so aufgedrängt wird, das hat für ihn sehr schnell den Reiz verloren. Es liegt in seiner Natur, erobern, immer wieder Besitz ergreifen zu wollen. Was sich so aufdringlich anbietet, wird wohl einmal genossen, aber ebenso schnell beiseite geschoben. Die Beobachtung hab' ich oft in jungen Ehen gemacht. Wo die Frau dauernd den Mann mit Zärtlichkeiten überhäuft, mit Sinnlichkeiten herausfordert, erkaltet auf seiner Seite sehr schnell alles bessere Gefühl. Er bekommt einfach genug davon. Wird kalt und rücksichtslos; auch dann, wenn seine Sinnlichkeit ihre brutale Befriedigung weiter nimmt, und hält es mit der Treue nicht sehr genau. Wo aber die Frau es versteht, trotz aller Liebe eine weise Zurückhaltung, fast möchte ich sagen, eine zarte Schamhaftigkeit, zu wahren, da kommt zu der sinnlichen Liebe auf Seiten des Mannes eine wahre Hochachtung und zarte Ehrfurcht hinzu, die allein eine dauernde, gegenseitig beglückende Seelengemeinschaft schaffen kann.

Nicht wenige Frauen richten ihr eigenes Glück und den Mann zugrunde, weil sie das nicht mehr verstehen. Die das Krönlein der Reinheit weggeworfen haben, haben den Sinn für diese tiefe Wahrheit meist verloren.

Aber ich will nicht predigen, sondern meine Geschichte zu End' erzählen. Bei dem Postmeister machten sich die Anzeichen der Liebesüberfüllung sehr bald bemerkbar. Als ein Kind kam, fing er an sehr abzubauen und schützte die Rücksicht auf das Kind vor. Dafür aber hatte die

junge Frau nicht das geringste Verständnis. Im Gegenteil: die Launenhaftigkeit, die eine Schwangerschaft bei unerzogenen Frauen eigentlich immer mit sich bringt, konzentrierte sich bei ihr immer mehr auf das sinnliche Gebiet. Je kühler er wurde, um so anspruchsvoller wurde sie. Und umgekehrt.

Wenn sie nun auf das Büro kam, ihn mit Zärtlichkeiten zu überfallen, wehrte er kurz und bündig ab: „Laß doch das! Weißt du nicht, daß der ganze Ort sich über uns lustig macht?“

„Barbar, du magst mich nicht mehr!... Ist es etwa nicht dein Kind?“ fing sie dann zu heulen an, daß er Mühe hatte, sie wieder in die Wohnung zu bringen.

Kleinigkeiten, die einst nicht beachtet worden waren, gaben nun Anlaß zu Zanf und Streit. Sie hatte vergessen, Kragenknöpfe zu kaufen, und er brauchte einen. „Ach, das macht doch nichts, Schatz. Bekommst zehn Rüsse dafür als Ersatz.“ — „Damit kann ich meinen Kragen nicht zutnäpfen!“ schrie er wütend und schlug die Türe zu. Das hatte zunächst einen Schreitkrampf zur Folge, und als dieser nicht zum Ziele führte, versuchte sie mit einem Selbstmordversuch Eindruck zu machen. Sie sprang aus dem Fenster. Dabei brach sie sich zwar nur den Fuß, denn der erste Stock war nicht sehr hoch. Doch ein Abort folgte, wie zu erwarten war. Die telegraphisch herbeigerufene Schwiegermutter rang die Hände...

Ja, mein einziger, goldiger Schatz...

Wie furchtbar arm sind doch solche Ehen, die nur auf ein wenig Sinnlichkeit hin, auf ein wenig gegenseitiges Geld hin geschlossen werden! In denen kein Ewigkeitsglaube einen festen, tragbaren Grund gelegt hat auch für Sturmzeiten! An diesem Bett kam mir zum erstenmal der ganze abgrundtiefe Gegensatz zwischen der alten und der neuen Eheauffassung zum Bewußtsein. Hier war auch gar nichts Söbheres zu finden. Nur ein schrankenloses Sich-selbst-suchen, ein Beglückt-sein-wollen um jeden Preis. Aber kein Begreifen, daß ein wirkliches Glück nur durch Beglücken anderer, nur durch ein Verlassen seiner selbst zu finden ist; überall im Leben und zu tiefst auch in der Ehe.

Es ging, wie es nach den gegebenen Voraussetzungen eigentlich gehen mußte. Während der Krankheit seiner Frau knüpfte der Ehemann, der die so ungeübte Enthaltbarkeit nicht leisten wollte, andere Beziehungen an. Er war darin gar nicht anspruchsvoll. Das Dienstmädchen im Haus — die Gehilfin im Büro. Und die Postmeisterin ging zur Erholung in einen Kurort und machte es dort ebenso. Dann kam eine Ehescheidung und zugleich eine Versetzung des Postmeisters. Damit wäre die Geschichte für unsern Ort zu Ende gewesen, wenn nicht die arme Postgehilfin die Folgen zu tragen gehabt hätte. Davon will ich nachher noch erzählen.

* * *

Ein furchtbares Pech hatte die arme Frau Schmitt. Nun hat sie in den vergangenen Jahren schon drei Kindlein geboren. Immer war es eine sehr schwere Geburt, und allemal war das Kind in die Nabelschnur verwickelt und erstickt. Alle drei Kinder.

Was das für eine Mutter ist, vermag niemand zu beschreiben. All die Schmerzen, all die Not, alles umsonst. Zum Lohn für alle Beschwerden und Leiden, für Todesangst und Todesmut — ein totes Kind. Statt einer frohen Kindtaufe ein stilles Begräbnis...

Nun sind es fünf Jahre seit dem letzten Fall. Die armen Eltern haben begreiflicherweise den Mut nicht mehr, nochmals ein Kind zu zeugen. Doch es nagt und zehrt an ihnen ohn' Unterlaß. Warum gerade uns? Wir hätten so gern Kinder, und uns sind sie nicht gegönnt. Und andere, die sie gar nicht mögen, bekommen mehr als genug...

Da kommt in diesen Tagen die gute Frau Schmitt zu mir und läßt sich aufschreiben. Ich traue meinen Ohren nicht. Doch sie beharrt darauf: „Es wird wohl ein Osterhäslein werden.“ Ganz frohgemut ist sie, wie ich sie seit Jahren nicht mehr gesehen habe. Und ehe ich fragen kann, was den Umschwung in der Stimmung herbeigeführt habe, erzählt sie auch schon:

„Sie wundern sich, daß wir es noch einmal wagen? Das will ich Ihnen erzählen, wie es kam. Mein Mann ist diesen Sommer bei einem Verwandten gewesen, einem geistlichen Herrn. Er hatte uns schon lang eingeladen. Aber wie es eben so geht: wir hatten ja keine Freude mehr am Leben. Nun hab' ich dieses Jahr gesagt, nun soll er in Gottes Namen einmal gehen. Es wird ja doch nicht anders. Natürlich sind die Männer so an allem herumgekommen, auch darauf, daß wir keine Kinder haben. Da hat der Pfarrer gesagt: Ich weiß einen guten Rat, der schon vielen geholfen hat. Die Kinder haben doch einen Schutzengel. Von der Stunde der Empfängnis an ist ein Engel Gottes jedem Kind beigegeben auf seinen Lebensweg. Nun gut, so betet alle Tage zum Schutzengel des Kindes miteinander um eine gute Geburt. Und wenn ihr ein richtiges Vertrauen habt, so wird es auch gut werden.“

So haben wir es gehalten bis jetzt, und so machen wir auch weiter. Ach, wir freuen uns ja beide so sehr auf das Osterhäschen, das uns Gottes Engel bringen wird dieses Mal.“

Ich getraute mir nicht, vor gar zu großer Hoffnung zu warnen. Aber wenn das eine Enttäuschung wird? Ist es nicht doch zu viel Vertrauen? Freilich, so sagt der Herr: „Ihre Engel schauen immerdar das Angesicht des Vaters, der im Himmel ist.“ Und ein andermal steht in der Heiligen Schrift zu lesen: „Siehe, ich sende meinen Engel, daß er vor dir herziehe und dich bewahre auf dem Weg und dich führe an den Ort, den ich bereitet. Habe acht auf ihn und höre seine Stimme und gedenke nicht, ihn verschmähen zu dürfen. Wenn du sündigst, wird er dir nicht verzeihen, und mein Name ist in ihm. Wenn du aber seine Stimme hörst und alles tust, was ich sage, will ich der Feind deiner Feinde sein und schlagen, die dich schlagen. Und mein Engel wird vor dir hergehen...“

Aber trotz allem... ich glaube, ich hätte mir nicht getraut, solche Hoffnungen zu wecken.

Mit Angst und Bangen sah ich dem Osterhäslein entgegen. Diesemal war meine Sorge um vieles größer als die der Mutter. Frau Schmitt war so fest überzeugt, daß der Schutzengel hilft, daß überhaupt kein anderer Gedanke

mehr an sie herankam. Und ich sorgte mich Tag und Nacht: es wird doch keine Enttäuschung werden... es wird doch nicht. Wie sollte sie es ertragen, wenn nun zum viertenmal all die Not und all die Schmerzen, die sie einem Kind zu Lieb wieder auf sich genommen hatte, umsonst wären...

Dann saß ich Stunde um Stunde bei der Mutter am Bett und wartete — wartete und betete. Nur mit Mühe konnte ich mich zur Ruhe zwingen. Und um mich her eine Zuversicht, ein Erwarten... Ich brachte es nicht fertig, ein Wort zu sagen, daß man die Hoffnung nicht überspannen sollte. Ein Wort der Vorsicht, daß die Enttäuschung nicht zu groß würde... Meine Hände zitterten fast vor innerer Erregung, als das Kind endlich, endlich kam...

Ein gesunder, kräftiger Bub!

Ehe ich es sagen konnte, fing er zu schreien an, daß es eine Freud' war. Selig streckte die Mutter die Hände nach ihm aus. Und der Vater sagte:

„Gottes Engel hat geholfen. Nun soll er auch Michael heißen wie der Fürst der himmlischen Heerschaaren, daß wir es nie vergessen können, wem wir unser Kind verdanken.“

Die Freude ließ sich nicht einfangen in das kleine Bauernhaus. Sie sprang die Straße hinauf und hinab, durch den ganzen Ort. Durch das Telephon bis hin zu dem geistlichen Verwandten, der zur Kindtaufe kommen mußte.

Da wir in diesen Tagen wieder einmal eine Hebammen-Zusammentunft hatten, mußte ich auch diesen ganz besonderen Fall erzählen. Dieses Zusammentreffen fängt allmählich an, beliebt zu werden. Die Kolleginnen sehen es so langsam ein, daß es notwendig für uns ist, ein wenig Gedankenaustausch und Rat untereinander zu haben. Der Beruf ist nun einmal so verantwortungsvoll, und niemand kann uns helfen. Eine Frau kann ihre besonderen Schwierigkeiten schließlich mit einer anderen Frau besprechen. Bei uns aber ist das anders. Da ist im Ort eben nur die eine da.

Auch in wirtschaftlichen Fragen müssen wir zusammenhalten und uns wehren um unsere Rechte. Es denkt niemand daran, für die Hebamme eine Altersversorgung zu

schaffen. Allen hat sie einmal genügt — aber alle haben sie wieder vergessen. Wir sind doch eigentlich nur ein notwendiges Übel für unsere Nebenmenschen wie der Totengräber und der Polizeidiener.

Das sind so Nebengedanken, die einem zuweilen kommen.

Gestern haben wir die alte Babet begraben; natürlich auf Armenrecht. Und heut haben wir Kolleginnen ihr einen Trauergottesdienst halten lassen. Zehn Kinder hat sie groß gezogen — wo sie sind, wußte niemand.

Bei unserer heutigen Versammlung war auch eine junge Kollegin aus der Nachbarschaft. Sie ist verheiratet und hat einen dicken Buben. Einmal hat sie ihn mitgebracht. In der letzten Zeit sieht sie sehr angegriffen aus. Ich denke, es wird wohl wieder ein Kindlein kommen; wie das so ist bei verheirateten Frauen. Als wir gegen Abend auseinandergingen, zupfte sie mich heimlich am Rock:

„Du, Lisbeth, das mußt du mir noch einmal sagen, wie das gemacht wird mit dem Schutzengel. Was man da beten muß. Und wie oft und so?“

„Da ist nichts Bestimmtes vorgeschrieben. Ich denke mir, das macht halt eine jede Mutter, wie es ihr eben ums Herz ist. Da würde ich mir denken, der Schutzengel ist ja da, und mit ihm reden, wie jetzt mit dir.“

„Bei uns ist das doch auch so. Bei dem ersten Kind bin ich ein paarmal geschnitten worden, und der Arzt sagt, es dürfe keines mehr kommen. Durch die Narben könnte keines mehr geboren werden. Jetzt ist aber doch wieder eines da. Wenn man eben jung ist und verheiratet. Aber eine Fehlgeburt einleiten zu lassen, bringe ich nicht übers Herz. Es ist nun doch mein Kind und es lebt; hat ein Recht darauf zu leben, nachdem wir es gezeugt haben. Ich kann es nicht umbringen lassen. Ich muß immer denken: wenn nun mein Bub im Bettlein liegen würde und schwer krank wäre und ich ihn pflegen sollte, und es würde jemand kommen und sagen: wenn du ihn pflegst, mußt du selbst sterben! Da würde doch jede Mutter sagen: dann sterb' ich halt für mein Kind. Würde es pflegen und ließe es darauf ankommen. Eine wahre Mutter würde niemals das Kind liegenlassen und sagen: ich muß mein

Leben erhalten. So kann ich auch nicht anders denken für das Kind, das ich unter dem Herzen trage. . .“

„Ja, es ist ein Menschenleben. Es hat eine Seele, die für den Himmel bestimmt ist. Hat einen Auftrag von Gott auf Erden zu erfüllen. Sagt man nicht, jeder Mensch ist nur einmal da? Also fehlt ein Stern im Weltenplan Gottes, wenn wir einem Menschen den Eintritt in das Leben verwehren.“

„Nun will ich meinem Mann das Schutzengel-Rezept berichten. Wir wollen es auch ausprobieren. Es wird einem doch gleich wieder viel leichter ums Herz, wenn man weiß, daß es bei anderen in solcher Not einen guten Ausgang genommen hat.“

„Wie sagte doch der alte Direktor der Hebammenschule immer: Lassen Sie den Frauen nicht zu viel Angst machen, und machen Sie ihnen selbst nie welche. Gerade auf dem Gebiet haben wir Mediziner schon die größten Überraschungen erlebt und können mit absoluter Bestimmtheit nur das eine sagen: daß wir nichts sagen können.“

Zweimal noch haben wir uns getroffen. Die Kollegin war immer guter Dinge. Ich mußte ihr versprechen, zur Rindtaufe zu kommen. Dann hörte ich nach einigen Wochen, daß sie zur Entbindung in die Oberamtsstadt gegangen war, in das Krankenhaus, in welchem sie auch einst die Operationen beim ersten Kind mitgemacht hatte.

„Warum kommen Sie erst jetzt?“ sagte der leitende Arzt.

„Wissen Sie als Hebamme nicht, daß man Kinder, die nicht geboren werden können, möglichst früh entfernt?“

„Ich will mein Kind austragen und gebären.“

„Nun ja, ausgetragen haben Sie es ja — Kaiserschnitt oder Perforation — das können Sie sich bis morgen überlegen,“ sagte er nach einer flüchtigen Untersuchung.

„Das haben Sie von Ihrem religiösen Fanatismus.“

Darauf erwiderte die Mutter nichts. Sie ging auf ihr Zimmer, aß zu Nacht und legte sich ins Bett. Sie hatte ihre eigenen Gedanken. Das Schutzengel-Rezept, das mußte sich doch bewähren. Auch war sie der Überzeugung, daß die Geburt nicht bis morgen anstehen würde. Und sie hatte sich nicht getäuscht. Nach einer Stunde schon stell-

ten sich starke Wehen ein. Mitten in der Nacht wurde es ernst. Man rief die Hebamme, den diensthabenden Assistenten. Der gab eine wehenverstärkende Einsprühung.

Morgens gegen vier Uhr war das Antonle ganz normalerweise geboren worden. Nur einen kleinen Einschnitt hatte der Assistenzarzt zu machen brauchen.

Der Chef war nicht wenig erstaunt, als er bei der Morgenvisite Mutter und Kind in Augenschein nahm. „Das ist doch einfach nicht möglich.“ Aber es war geschehen. Er fragte hin und her und her und hin und kam zu keinem Schluß. Denn den einzig richtigen, daß hier eben eine andere Macht eingegriffen hatte, den konnte er doch nicht ziehen. Dazu war er viel zu stolz und eingebildet auf seine Wissenschaft, als daß er es hätte zugeben können, daß noch eine höhere Einsicht und eine stärkere Hand über ihm und aller Menschen Geschick waltete. Unser Herr Direktor in der Hebammenschule hätte das unbedingt getan. Und der war auch nicht — was man so heißt — fromm.

Am dem gleichen Tag erhielt ich eine Postkarte:

„Das Schußengel-Rezept hat sich glänzend bewährt. Mein Antonle und ich senden die besten Grüße. Sagen Sie es nur allen Kolleginnen.“

Siebt acht auf Gottes heilige Engel, liebe Mütter!

* * *

Un dem gleichen Festtag, Mariä Himmelfahrt, kam bei mir ein anderes Sorgenbublein auf die Welt.

Im Forsthaus draußen, im dunklen Tannenwald, war lange schon die graue Sorge eingezogen. Die Försterin war krank. Erst hatte sie eine Nierenentzündung, der sie keine große Beachtung schenkte. Es gibt bekanntlich zwei Sorten Frauen. Die einen pflegen sich zu viel, lassen für nichts den Kopf hängen und den Arzt rufen. Und die anderen achten viel zu wenig auf ihre Gesundheit. Glauben nichts ernst nehmen zu müssen; so lange sie noch herumkrabbeln können, sind sie nicht krank. Die Försterin gehörte zu der letzteren Sorte. Sie hatte auch nicht viel Zeit, sich zu pflegen. Es waren fünf Kinder im Haus. Das älteste

Mädchen war wohl dreizehn Jahre alt und hätte der Mutter gut an die Hand gehen können. Aber es war ein gar unruhiges und zerfahrenes Ding. „Genau der Vater in seinen jungen Jahren,“ sagten alte Leute. Für ein Mädchen ist das aber viel schlimmer als für einen Burschen, wenn es nirgends Ruhe hat und überall sein will und zu gar nichts kommt vor lauter Laß-mich-auch-mit. Da wird der Weg bald schlüpfrig, und ehe man sich's versteht, ist ein Unglück geschehen.

Im Haus war das Mädchen zu nichts zu gebrauchen. Es stand am Herd und ließ die Milch überlaufen. Stellte die Kartoffeln ohne Wasser auf das Feuer. Es trug den Raffee in den Stall und holte den Topf mit Weizenfutter auf den Tisch zur Vesper. Gott weiß, wo es seine Gedanken hatte! Nur fort aus dem Haus! Im Ort herumstehen. Hier etwas auffchnappen und dort etwas anstellen. Das Kind war der Mutter größte Sorge. Nicht selten ging sie ihm bei Regen und Schnee bis ins Dorf entgegen, wenn die Strickstunde im Winter spät aus war oder sonst ein Umstand das Mädchen im Ort zurückhielt. Trotz ihrer Nierenentzündung. Um die Fastnachtszeit herum aber fing sie an zu husten und zu fiebern. Eine Lungenerkrankung war hinzugekommen.

Jetzt mußte man zum Arzt gehen. Im ersten Haus des Ortes, wenn man aus dem Wald heraus kam, wohnte Doktor Marx. So kam der Förster nicht bis mitten in den Ort, sondern holte den Nächstwohnenden. Der stellte eine Schwangerschaft im dritten Monat fest, eine Nierenentzündung und einen Lungenkatarrh; ordnete an, daß die Försterin in das Krankenhaus gehe. Die Schwangerschaft müsse vor allem unterbrochen werden, sonst würde sie die Geburt nicht erleben.

Schwere Tage folgten in der Förstersfamilie. Am Abend, wenn die Kinder im Bett waren, saßen sich Vater und Mutter gegenüber.

„Nun haben wir fünf Kinder. Das sechste findet auch noch Brot und auch noch ein Bettlein. Es wird auch wieder groß werden. Und nun sollen wir es umbringen lassen...“

„Es ist nicht wegen dem, Mutter. Das Kind wäre mir schon lieb und recht. Aber wenn du stirbst? Ist es nicht besser, das kleine Kind stirbt, als du? Denk' doch, was soll aus den anderen werden? Was soll das Kleine werden ohne dich? Ohne Mutter?“

„Weiß man denn sicher, ob ich sterben werde? Weiß man, ob ich nicht gerade dann sterbe, wenn man das Kind wegnimmt? Denk' doch daran, Mann, wie es im letzten Jahr im ‚Sirsch‘ gegangen ist. Da hat gerade der Doktor Mary auch gesagt, er muß die Schwangerschaft unterbrechen. Und die Wirtin ist gestorben an dem Eingriff.“

„Es ist aber auch schon oft gut gegangen dabei. Warum sollt' es gerade bei dir nun schief gehen? Ich weiß mehr als eine Frau hier am Ort, bei der Mary schon zwei- oder dreimal die Schwangerschaft unterbrochen hat. Wenn wir Männer beisammen sitzen, wird allerhand erzählt. Nicht nur von den Buchen und den Hasen. Die eine hat es auf den Nerven und die andere am Herz. Na ja, man kann darüber denken, wie man will. Ich bin nicht Arzt und hab' es nicht zu verantworten. Aber ich denke, wenn eine Frau ganze Nächte durch tanzen kann und Skifahren und Rodeln mit ihrem Herz und mit ihren Nerven, dann könnte sie ihr Kind auch austragen, wenn sie wollte...“

„Erinnerst du dich an die Ausstellung, Mann, die wir einmal besucht haben miteinander? Weißt du noch, wie niedlich die Kindlein waren schon mit zwei und drei Monaten? Wie sie uns gebauert haben, daß man sie dort so herzlos in Spiritus aufbewahrte wie Schlangen und Kröten, und es waren ja doch kleine Menschenkinder. Weißt du noch, wie es dich erbarmt hat vor zwei Jahren, als Tante Ella hier war und einen Abort hatte? Das arme kleine Ding, das seine Händlein bewegte, als wollte es bitten... und niemand konnte ihm helfen, weil es noch gar zu klein war.“

„Ich weiß, Mutter, ich weiß wohl. Aber wenn du uns stirbst, was dann? Wenn das Kind da ist und du stirbst — was soll dann aus ihm werden? Dann wird es ja doch auch zugrunde gehen.“

„Schau, Jakob, wenn wir so reden, dann ist es mir, als ob dem Kleinen in meinem Schoß das Herzlein stille steht

vor Schreck, weil es unsere Worte hört. Als ob auch es seine Händlein bewegte und bitten wollte: laßt mich doch am Leben! Ihr habt mich ja auch ins Dasein gerufen. Ist ein Menschenleben nicht heilig auf Erden? Heißt nicht Gottes Gebot: du sollst nicht töten? Und ihr wollt mir Vater und Mutter sein — habt mich zum Leben erweckt — und könnt auch nur ein Wort darüber verlieren, ob ich nun leben darf oder nicht?“

„Mutter, ich wollt' ja gewiß nicht dazu drängen, aber wenn du stirbst? Was hat das Kind dann? Ist es dann besser daran?“

„Ganz gewiß, Jakob, ist es besser daran. Dann mußt du ihm Vater und Mutter sein. Das schlechteste Leben auf Erden ist besser als keines. Es ist ein Gotteskind und soll für Gott und den Himmel aufgezogen werden. Es muß getauft werden. Ach, was halten wir Menschen uns denn für so wichtig! Wie viele Kinder haben weder Vater noch Mutter und leben doch. Wenn Gott mich wegnimmt von der Welt, dann wird er den Waisen Mutter sein. Und ich werde dann aus der Ewigkeit vielleicht euch mehr nützen können, als wenn ich so bei euch bin. Ach ja, wir glauben immer, es geht nicht ohne uns. Und doch kann Gott seine Welt regieren und braucht nicht einen einzigen von uns dazu...“

Am Sonntag nach der Messe ging der Förster mit seiner Frau zu Doktor Wille. Nach einer eingehenden Untersuchung verordnete dieser größte Schonung; verschrieb zur Stärkung einige Medikamente, vor allem aber Milch, Eier, Obst. „Können Sie sich beschaffen, was Sie brauchen? Sie dürfen die Sache ja nicht leicht nehmen, besonders in Ihrem Zustand. Können Sie eine Hilfe ins Haus nehmen? Wenn nicht, dann besorge ich Ihnen eine Pflegerin kostenlos... Wir sind doch dazu da, wir Christen, daß wir einander helfen.“

„Es kann schon jemand von der Verwandtschaft eine Weile kommen, Herr Doktor. Aber — Sie haben davon nichts gesagt bis jetzt — ist es gewiß wahr, daß die Schwangerschaft unterbrochen werden muß?“

„Mancher Arzt würde Ihnen dies als erste Hilfe verordnen. Und sicher ist, daß dies Kind — wie überhaupt ein

jedes — einen großen Kraftverbrauch für die Mutter bedeutet. Jedes Kind ist aber auch zugleich eine Kraftquelle für die Mutter. Es bestehen da wechselseitige Beziehungen, über die wir uns noch lange nicht so klar sind, daß wir ein bestimmtes Urteil uns anmaßen können. Ich stehe auf dem Standpunkt: es ist heilige Pflicht des Arztes, das Leben zu schützen — jedes Leben. Das eben ist sein Beruf. Nicht aber zu töten. Auch nicht um vermeintlicher Vorteile willen für eine andere Person. Auch halte ich die Folgen eines Eingriffs, die ja durchaus nicht etwa örtlich beschränkt sind, sondern den gesamten Organismus einschließlich Herz und Nerven und Gemüt umfassen — für verhängnisvoller als eine Schwangerschaft. Aus diesen Erwägungen kann ich mich nie dazu entschließen, eine Unterbrechung vorzunehmen, wenn nicht eine direkte momentane Todesgefahr der Mutter dies erfordert. Das kommt zum Glück sehr selten vor. Ich behandle die kranke Mutter und bekümmere mich möglichst nicht um das Kind.“ „Und glauben Sie auch, daß meine Frau an dem Kind zugrunde gehen wird?“

„Nach menschlichem Urteil wird sich das Leiden wohl etwas verschlimmern, bis die Schwangerschaft vorüber ist. Es können auch bei der Geburt leicht Komplikationen eintreten. Ob es gut geht oder nicht, das entzieht sich in Wahrheit unserer Beurteilung. Gerade auf diesem Gebiet kann man die sonderbarsten Überraschungen erleben. Darum, liebe Mutter, denken Sie, daß alles Leben auf Erden in der Hand eines Höheren steht und sorgen Sie sich nicht zuviel. Bekümmern Sie sich um die nötige Pflege und lassen Sie die Dinge ruhig sich weiterentwickeln...“

Es kam eine Verwandte zur Hilfe in den Haushalt. Die Frau Förster ließ sich pflegen, so gut das eine Mutter mit fünf Kindern fertig bringt. So ging der Winter vorbei. Der Doktor schaute jede Woche herein und brachte immer etwas mit, „was kranke Mütterlein brauchen können“. Wesentlich schlechter war die Gesundheit nicht geworden. Als der Frühling seinen Einzug hielt und warme Sonne im Wald lag, schien es, als ob das Allgemeinbefinden gute Fortschritte mache.

Und am Simmelsfahrtstag war ein Büblein da. Ein paar Wochen zu früh, wollte mir scheinen; doch der kleine Bursch war kerngesund und krächte mit dem Hahn um die Wette. Es war ganz gut gegangen. Dank der guten Pflege war die Gesundheit der Mutter besser als vor einem halben Jahr. Doch stillen durfte sie das Kind nicht.

Am vierten Tag nach der Geburt schickte die Verwandte die dreizehnjährige Berta in die Küche, auf dem Spiritus-Locher die Flasche für das Kleine warm zu machen. Berta hatte aber ihre Gedanken wieder nicht bei der Arbeit. Ehe man sich's versah, war das vierjährige Schwesterlein den Flammen zu nahe gekommen und hatte Feuer gefangen. Mit fürchterlichem Geschrei rannte das Kind in die Stube. Die Verwandte stand starr vor Schreck. Die Mutter aber sprang aus dem Bett, erstickte die Flammen mit der Decke. Dem Kind war nicht viel zu Leid geschehen. Die Mutter jedoch rüttelte sich plötzlich im Schüttelfrost, daß die Zähne klapperten und das Bett mit in Bewegung geriet. Eine fast unstillbare Blutung trat ein. Bis der Arzt geholt war — ich war in Unterweiller bei einer Geburt — war es schon fast zu spät. Der Schreck, die Blutung, eine plötzlich auftretende Herzschwäche...

Am dritten Tag schon brannte die Sterbekerze. Ein tapferes Mutterherz stand still. An der Leiche kniete der Vater mit dem Jüngsten im Arm. „Der Mutter Vermächtnis,“ sagte er zu den Kindern. „Um dem Brüderlein das Leben zu geben, um das Schwesterlein vor dem Flammentod zu retten, ist eure Mutter gestorben. Nur allein aus Liebe zu euch. Jetzt zeigt euch einer solchen Mutter wert im Leben.“

Die Berta hatte böse Tage. Niemand hatte ihr den Vorwurf gemacht, aber sie selbst fühlte sich schuldig an dem Tod der Mutter. Ich mußte manche Stunde mit dem Kind mich berehen, es vor weiteren Torheiten abzuhalten. Der Mutter Vermächtnis, der kleine Bruder, schlug die Brücke. Die Sorge um das Kind gab dem Mädchen Lebensinhalt und Lebensmut zurück. Im Herrgottswinkel hing der Mutter Bild. In treuer Pflichterfüllung war sie gestorben. In treuer Pflichterfüllung lernte nun auch

Berta, der Mutter Vermächtniß zu betreuen. Ihr Leichtsinn und ihre Flatterhaftigkeit waren entschwunden bei dem furchtbaren Ereigniß. Es war nicht leicht für die Dreizehnjährige, den Haushalt mit den fünf kleinen Geschwistern zu führen. Doch es gelang. Es schien, als ob die Mutter in der Ewigkeit die Fäden in der Hand behalten hätte und mit half mit Rat und That zum Gelingen. Das kleine Hänßlein, der Mutter Vermächtniß, ist heute des alten Vaters junger Gehilfe und treuester Kamerad. Ein Segenskind.

* * *

Mitten im Ort die große Bäckerei und eine gut gehende Gastwirtschaft dabei gehören dem Huber. Er schafft mit zwei Gefellen. Wenn es Markttag ist, weiß man keinen Stuhl mehr zu bekommen beim Huber, obwohl dann noch zehn andere im Ort wirtten. Das ist so eine alte Sitte, daß an Markttagen auch Bäcker und andere kleine Gewerbetreibende wirtten dürfen, die sonst keine Konzession haben. Und die Huberin, seine Frau, greift auch tüchtig mit an. Sie ist ein ganz ordentliches Weib, wenn...

Ja wenn... Wenn bei der Huberin ein Kind kommt, dann gerät sie ganz aus den Fugen. Eben scheint es wieder so zu sein. Wie ich gestern zu meinen Frauen gehe, steht die Frau Hauptlehrer unter der Haustüre.

„Die Huberin ist krank,“ sagt sie mit ehrlichem Bedauern. „Die sieht ja aus zum Erbarmen. Gestern abend kommt sie zu mir und sagt, ich solle ihr doch einmal Knödel machen. Sie könne daheim gar nichts essen. Wenn es woanders herkäme, dann würde es ihr vielleicht schmecken.“

„Na, der Huberin ihre Krankheit wird schon wieder ins Rissen fallen,“ gebe ich zurück. „Die ist nun schon bei dreimal so närrisch gewesen — und die Kinder geraten auch darnach.“

„Muß denn das so sein? Ich habe erst gestern zu meinem Mann gesagt, das wäre ja schrecklich, wenn ich auch einmal so umtreiben würde.“

Der Hauptlehrer ist jung verheiratet. Überhaupt noch nicht lange im Ort.

„So ein wenig eine Neigung zum Launisch- und Verdrüßlich-sein-wollen, zum Sich-gehen-lassen bringt der Zustand bei den meisten Frauen mit sich. Oder eine Unruhe und Erregtheit. Aber da heißt es halt: die Zähne zusammen-beißen und nicht nachgeben. Sich selbst beherrschen. Wenn man da mit gutem Mut und einem frohen Gesicht zu sich selbst sagt: Bist wohl verrückt, Karoline! So etwas gibt es einfach nicht bei uns daheim, und anfängt, ein Lied zu singen oder zu pfeifen — dann ist es gleich vorbei, und man bleibt normal. Das können wir Frauen doch schon alle Monate beobachten, daß an bestimmten Tagen das Gemüthsleben mit hineingezogen wird in das körperliche Geschehen, weil der Mensch eben nicht aus zwei getrennten Theilen besteht, sondern Leib und Seele und Herz und Gemüth ineinander hängen. Aber da hat der Suberin ihre Mutter schon den Unsinn gemacht und hat dem Mädchen alle Dummheiten und Launen durchgehen lassen. Es war halt das einzige Kind. ‚Mein Annele kann dies nicht vertragen und kann jenes nicht tun,‘ hieß es immer. Und heut ist das Annele zum Spott im ganzen Ort, wenn so die Monate da sind.“

„Das will ich mir aber gut merken, wenn es mich einmal angeht.“

„Denk dabei: es geht um das Kind, Frau Hauptlehrer. Das Kleine unter dem Herzen der Mutter wird durch ihre eigenen Launen schon verzogen. Wenn die gesegnete Mutter froh und guter Dinge ist und sich beherrscht, wird das Kind ganz anders geartet sein, als wenn sie mißrissig und verdrüßlich ist und allen Launen nachgibt, oder wenn sie im Zorn alles zusammenschlägt. Die Mutter gibt dem Kind nicht nur Fleisch und Blut; sie gibt ihm auch ein Stück von ihrem Herzen, ihrem Gemüth mit ins Leben hinein. Wenn man bedenkt, wie Mutter und Kind so innig miteinander verbunden sind, ist es ja gar nicht anders möglich.“

„Es muß doch eigentlich ganz etwas Liebes sein, so ein Kindlein zu haben... Wenn es bei uns nur nicht mehr

lange gehen wollte! Mein Mann sagt ja immer, er sehne sich nicht nach dem Geschrei. . .“

„So sagen bald alle Männer vorher. Und nachher können sie das Geschrei meist sehr gut vertragen.“

„Aber was soll ich denn nun mit der Suberin machen? Gestern hab' ich ihr natürlich den Willen getan.“

„Ihr ein gutes Wort geben und ihr sagen, daß sie nicht so umtreiben soll — dem Kind zulieb. Zwar hab' ich es ihr schon zehnmal vorgehalten all die Jahre her. Sie hat nun schon drei Kinder. Wahrscheinlich wird sie auf Euch so wenig hören wie auf mich. Schließlich, wenn ein Mensch es nun immer so getrieben hat, ist die Gewohnheit stärker als er, und er kann wirklich bald nicht mehr anders.“

Ein paar Tage darauf, spät abends, bin ich gerufen worden. Der Mond stand schon hell am Himmel. Im Ort waren die Lichter erloschen. Nur im Lehrerhaus und beim Bürgermeister brannte noch die Lampe in der Stube. Und durch die Chorfenster der Kirche glühte das ewige Licht. Der eine dort im Tabernakel, der schläft nie. Es ist so lieb, auch auf den dunkelsten Wegen eine Seele zu wissen, die mit uns wacht und mit uns sorgt.

Da sehe ich nicht weit von mir, wie eine Frau durch die Hecken schlüpft in die Gärten, eine große, stattliche Frau. Es wird doch nicht am End. . . Doch richtig. Wie ich näher komme und sie mir nicht mehr ausweichen kann, ist es wirklich die Suberin, die sich in einem fremden Garten einen Schurz voll Bohnen und Salat gerupft hat.

„Das hat mich nun gerade so angemacht, nun mache ich mir einen Bohnensalat, wenn ich heimkomme. . .“

„Aber Suberin, Ihr habt doch selbst Grünzeug genug im Garten stehen — nun mitten in der Nacht herumzu. . .“

„Das steht viel schöner als das unsere. Da hab' ich jetzt halt ein Gelüsten darnach — ich kann so wieder gar nichts essen.“

„Sagt Ihr noch nicht Lehrgeld genug bezahlt mit Euren drei schlechtigen, kränklichen Kindern? Müßt Ihr es immer noch ärger treiben?“

„Sa, ich werd' doch nicht schon wieder sooo sein! Das

folkt' mir gerade noch fehlen, wo ich schon so elend daran bin...“

Wochenlang spielte die Suberin noch dem ganzen Ort ihre Streiche. Bald hier, bald dort lud sie sich zu Gast. Bald in diesem, bald in jenem Garten nahm sie, was ihr gefiel. Bei Tag oder bei Nacht, wie es sich gerade traf. Selbst ein junges Hähnchen und ein Suppenhuhn mußten daran glauben. Die Leute spotteten darüber — zuweilen schimpften sie auch, wenn es ihnen zu dumm wurde. Aber weil es doch nun einmal dem Suber seine Frau war, ließ man sie unbehelligt gewähren. Man wußte ja, daß sie zeitweilig einen Rappel hatte.

Dann änderte sich die Geschichte. Nun war die Suberin zu der sicheren Erkenntnis gekommen, daß sie wirklich wieder „sooo“ war. An Stelle der vorigen Appetitlosigkeit trat nun das Gegenteil, und zwar wieder ohne Maß. Nun fraß sie beinahe den ganzen Tag. Man konnte es nicht mehr anders heißen. Die ganze Unbeherrschtheit ihres Wesens konzentrierte sich nun auf Essen und Trinken. Frühmorgens zum Kaffee kalte Schweine-rippchen, um zehn Uhr Eier mit Schinken, mittags Schlachtbraten mit Spätzle, am Nachmittag Schnitzel oder Rotelett und Schinkenwurst mit Salat; am Abend gebackene Leber, rohes Gehacktes oder was sonst gerade beigeschleppt werden konnte. Schließlich noch drei Schinkenbrote für die Nacht. Und trocken ging das alles natürlich nicht hinunter. Sie wurde nun selbst der beste Kunde im Weinsteller. Hatte sie vorher elend und abgemagert ausgesehen, so wurde sie nun in kurzer Zeit dick und rund, daß man sie kugeln konnte.

Für Vernunft war sie ebenso unzugänglich wie vorher. Alle Vorhaltungen schnitt sie mir und anderen Leuten ab: „Ich muß nun essen für zwei.“ Und dabei blieb es... .

Schließlich wurde ein Mädchen geboren. Den Tag kann ich nie vergessen. Es war eine der schrecklichsten Geburten, die ich in den vierzig Jahren mitgemacht habe. Das Kind wog nicht weniger als dreizehn Pfund. Wir mußten beide Ärzte zu Hilfe holen. Natürlich nur infolge der sinnlosen Überfütterung der Suberin. Dann lag das arme Weib

monatelang gebunden und genächt schwer zu Bett, bis sie es endlich durchgerungen hatte. Wir hatten nicht geglaubt, daß sie die Geburt überhaupt bestehen könnte...

Jahre waren vergangen. Der liebe Gott hatte mehr Einsehen als die Suberin; denn es kam kein Kind mehr nach. Die drei älteren aber waren gestorben. So oft eine Kinderkrankheit im Orte hauste, war sicher eines der ersten Opfer im Suberschen Hause zu finden. „Da fehlt es nun den Kindern doch an nichts,“ sagten die Leute, „und dennoch haben sie kein Glück damit.“ Das war aber gerade das Unglück für sie. Sie hatten das verschlechte und unbeherrschte Wesen der Mutter schon mit auf die Welt gebracht, und eine falsche Erziehung entwickelte es weiter in ihnen. So wurde aus den dicken Neugeborenen schon im ersten Lebensjahr ein unterernährtes, nicht lebensfähiges Geschöpflein, das der erste Sturm knickte.

Nur das Jüngste, das Annele, hielt durch und wurde natürlich deshalb erst recht verzogen. Schon mit drei Jahren nahm der Fraß die Silberstücke aus der Ladentasse, um sich Schokolade zu kaufen oder Karussell zu fahren, und die Mutter lachte dazu. „Es hat's halt gerade angemacht. Bin ja froh, wenn das Kind überhaupt etwas ißt.“

In der Schule gab es fortgesetzt Schwierigkeiten, weil das Annele die Bücher und Hefte und sonstige Habseligkeiten den anderen Kindern wegnahm oder, wenn diese sich widersetzten, zerriß und verdarb. Wahrhaftig nicht aus Noth. Es hatte ja alles, was es nur wollte. Es steckte wie ein Verhängnis in dem Kind, sich fremdes Eigentum anzueignen. Bald beschränkten sich die Fälle auch nicht mehr auf die Schule. Alle Geschäfte am Ort fingen an, bei dem Huber über das Annele zu klagen und mitgenommene Sachen zurückzufordern. Es wurde so arg, daß das Kind nicht mehr in einen Laden hereinkam, ohne daß es von den ausgelegten Sachen irgend etwas mit staunenswerther Fixigkeit sich aneignete. Ein buntes Kinderträufchen, ein Ball, ein Taschenmesser, Haarbänder und Halsketten, Täschlein und Leckereien — nichts war mehr vor ihm sicher. Als die Eltern keine Miene machten, dem Treiben ernstlich Einhalt zu gebieten; als sie alles damit abmachten, „daß

dies doch harmlose Kindereien wären“, wurden die Leute ungehalten. Der Landjäger wurde in die Geschichten verwickelt — und eines Tages mußte die Suberin das Annele in ein Internat bringen, um der Zwangserziehung zu entgehen.

Als der Krieg kam, war aus dem Annele ein großes Mädchen geworden. Es kam zuweilen nach Hause; ließ sich aber kaum auf der Straße sehen. Wahrscheinlich schämte es sich, an seine Taten erinnert zu werden. Es mußte sich wohl den Fehler abgewöhnt haben, denn man hörte nie mehr eine Klage. Allerdings vermied es ängstlich, in die anderen Häuser zu gehen. Und Jahre verwehen und verwischen, Gott sei Dank, gar vieles auf Erden. In der Inflation verkaufte der Suber Haus und Geschäft und zog in die Stadt.

Eines Tages ließ mich der Herr Pfarrer rufen. Ein Schreiben des Amtsgerichtes lag auf dem Tisch.

„Da haben wir nun die Bescherung, Lisbeth! Das Suber Annele, verheiratete Frau Freitag, verhaftet wegen wiederholten Diebstahls. Not liege nicht vor. Sie sei in durchaus guten Verhältnissen. Ihr Mann wisse von gar nichts. Unscheinend sei sie in anderen Umständen... Man erkundigt sich nach den Familienverhältnissen. Sie sind ja die Ortschronik.“

„Die Sünde der Mutter! Da waren Sie noch nicht hier, Herr Pfarrer. Die alte Suberin hat ja bei Nacht den Salat aus den Gärten gestohlen und die Hühner aus den Ställen, wenn sie in der Hoffnung war. So ein gelüftiges, unbeherrschtes Weibsbild hab' ich selten am Ort gehabt wie die.“

Die Sünde der Mutter...

* * *

Vor etlichen Monaten hat die Spinneret und Weberei einen neuen Direktor bekommen. Es muß sich doch auch einmal etwas ändern im Laufe der Zeit. Die Arbeiter und Angestellten trauern dem abgegangenen Mann nicht nach. Er hatte gar kein Verständnis für

die Lage der kleinen Leute. Und wenn der Fabrikherr ihnen Zugeständnisse machen wollte, so war es nicht selten der Direktor, der alles wieder sabotierte. Ob aus Überzeugung, ob des eigenen Vorteils wegen, da er ziemlich hohe Gewinnbeteiligung hatte, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls hat sich das Verhältnis zwischen ihm und der Arbeiterschaft so zugespitzt, daß er nicht länger bleiben konnte. Es bestand die Gefahr, daß er bei einem neuen Zusammenstoß der Wut der Leute zum Opfer fallen könnte. Es regt sich in den letzten Jahren gewaltig unter der Arbeiterschaft. Ich kann das sehr gut verstehen. Wenn man sieht, wie die Leute arbeiten und leben müssen und wie es die anderen tun, wundert man sich nicht mehr darüber, daß einmal die Zeit kommt, wo ihre Geduld zu Ende ist. Nun schließen sie sich immer fester zusammen in der sozialistischen Partei. „Es hilft uns niemand, wenn wir uns nicht selbst helfen,“ sagen sie. Und leider ist das wahr. Man würde ihnen eher den Lohn heruntersetzen und die Arbeitszeit verlängern, als daß man ihnen freiwillig einen Vorteil zukommen läßt. Sobald das Geschäft einmal schlechter geht, werden sofort Versuche gemacht, es an der Arbeiterschaft herauszusparen. Die Männer und Frauen sind ausgenutzt bis zum letzten Blutstropfen. Es erbarmt mich oft, wenn ich an die Wochenbetten komme von diesen armen Müttern.

Jetzt ist also ein neuer Direktor gekommen. Ob sich darum etwas bessern wird? Die Arbeiter glauben nicht mehr an eine Hilfe von dieser Seite. Sie hoffen nur noch auf die Rechte, die sie sich über kurz oder lang mit Gewalt erringen wollen.

Der neue Mann zog auf wie ein Pascha. Das war höchst unnötig und nicht klug in einer Zeit, in welcher die Arbeiter kaum das tägliche Brot haben. Seine Frau erwartet ein Kleines. Das erste und zugleich das letzte, wie beide Ehegatten überall verkünden. Es sei genug für ihre Verhältnisse, ein Kind aufzuziehen. So dumm sei man heute nicht mehr.

Wenn in gut situlirter Familie heute ein Kind auf die Welt kommt, so ist das ein furchtbares Ereignis. Da wartet

nun schon seit zwei Wochen eine Wochenpflegerin auf den großen Moment, da sie in Aktion treten kann. Eine Säuglingschwester ist gestern eingetroffen. Die Amme wartet auf telegraphischen Bescheid. Wenn sie nicht inzwischen daheim ihr eigenes Kind stillen mußte, wäre sie wahrscheinlich auch schon da und würde warten helfen. Der Arzt muß alle Tage nachschauen. Ein Professor aus der Stadt war bereits zweimal da. Und endlich holte man mich auch noch dazu. So stehen nun viele Leute umeinander, reden viel und dumm. Zu tun hat niemand etwas als abzuwarten; denn es ist eine normale Geburt. Der Arzt kann vielleicht mit einer Einspritzung ein wenig nachhelfen, daß sich die Wehen verstärken und die Geburt rascher geht; vielleicht auch mit Dämmer Schlaf die Mutter über die Schmerzen hinwegtäuschen... Hier war es natürlich eine Geburt in der Narkose. Für das Kind soll das eine Gefahr sein, habe ich gelesen. Aber Doktor Mary tut ja alles, was bezahlt wird. Einen anderen Maßstab hat er nicht für seine Handlungen.

Also, nachdem ich eine Weile herumgestanden bin, kam das Direktorskind auf die Welt. Genau so wie jedes andere auch. Die Natur macht keinen Unterschied zwischen arm und reich.

„So, nun haben wir unser Kind,“ sagte der Direktor und besah sich den Knaben.

„Geschwister tun ihm gut. Ein Kind entwickelt sich weit besser in der Gesellschaft anderer, als wenn es allein ist. Es schleift sich ab; wird selbständiger...“

„Nein, so dumm ist man heute nicht mehr. Das hat man in der Hand...“

Mir wollte das Kind nicht recht gefallen. Zu still und verschlafen erschien es mir. Am dritten Tag sagte ich, man möchte einmal den Arzt darum fragen. Man mokierte sich ein wenig über mich, weil ich nicht wisse, daß Neugeborene eben so wären... Doch am anderen Morgen war das Direktorskind tot. Eingeschlafen und nicht wieder aufgewacht. Das soll durch die Narkose zuweilen vorkommen, weshalb auch viele Ärzte sie ablehnen.

Daß ich dem Kleinen am Abend, einer inneren Unruhe

nachgebend, heimlich die Nottaufe gegeben hatte, hat niemand erfahren.

Nun fing die Frau Direktor an, sich für die soziale Frage zu interessieren. Eine neue Schwangerschaft könnte sie nicht wieder mitmachen. Nach einiger Zeit besuchte sie die Stillstube unserer Fabrik. Es hatten gerade zwölf Mütter ihre Kleinen da untergebracht. Sie fragte die Leute aus nach ihren Verhältnissen, ihrer Kinderzahl; versicherte ihnen, daß man doch nun nicht mehr so dumm sei, so viele Kinder zu haben, und ging wieder. Damit war den Frauen nicht nur nichts geholfen — es blieb ein Stachel mit Widerhaken in der Seele sitzen. „So dumm ...“ Zu aller Entbehrung, aller Not auch das noch! Und die, denen es gut ging, die wußten, wie man sich helfen konnte...

So wurden die armen, kleinen Leute stutzig gemacht und neugierig nach dem geheimnisvollen Verbotenen, das helfen sollte, wenn man es wußte. Sie spitzten die Ohren und schnappten dies und jenes auf. Die Wäschfrau aus dem Direktorshaus und die Stundenfrau von Doktor Marx wurden auch immer gescheiter. Die Arbeiterinnen und die Arbeiter flüsternten es sich zu unter dem Surren der Räder und Rattern der Maschinen.

So dumm ist man nicht mehr...

Die Frau Direktor machte Hausbesuche bei den Wöchnerinnen, bei den Beamten und den Arbeitern. Streute überall den giftigen Samen aus. Es ging, wie es gewöhnlich geht im Leben. Die obere Schicht, die intelligentere, erfaßte es schneller als die untere. Stellte sich schneller um auf das Neue; war leichter bereit, alte Überlieferungen über Bord zu werfen. Bald war es offenkundig, daß das eine Kind oder höchstens zwei zu einem bestimmten System wurde, gerade bei denen, die gut mehrere hätten haben können. Doch war man nicht mehr so dumm...

So begann mit dem neuen Jahrhundert ein neuer Geist seinen Einzug zu halten. Langsam, aber stetig griff er weiter um sich wie eine schleichende, heimtückische Epidemie. Von oben herab drang sein giftiger Rauch immer tiefer und tiefer hinab, bis heute auch die untersten Schichten des Volkes und auch das Land verseucht sind.

Eine Amerikanerin hat ein Buch geschrieben: „Das Jahrhundert des Kindes“. Wie es in Amerika ist, weiß ich nicht. Bei uns in Deutschland ist jedenfalls noch gar nie die Abneigung gegen das Kind, die Ablehnung des Kindes, die Angst vor dem Kind so groß gewesen wie in diesen Jahren. Gerade in den Kreisen, die ohne große Opfer hätten Kinder aufziehen können. Das ist nicht etwa eine Kriegsfolge. Wir setzen uns ja heute so gern über alles Unangenehme hinweg, indem wir es dem Krieg in die großen Stiefel schieben und es als unabänderliches und unverschuldetes Geschick bezeichnen wollen. Schon zehn Jahre vor dem Krieg konnte man bei uns genau den Geburtenrückgang feststellen bei denen, die nicht die Not dazu zwang.

Der Geist einer neuen Zeit. Man suchte nur noch sein Ich. Wollte nichts mehr wissen von Opfern der Liebe, sondern nur noch sein Recht auf Genuß der Liebe geltend machen. Man wollte nichts mehr wissen von Schranken der Pflicht, sondern rücksichtslos das eigene Begehren erfüllen dürfen. Man zerschlug Jahrtausende alte Weisheit; warf durch die Lebenserfahrung vieler Millionen geprägtes Erfahrungsgold achtlos weg und wollte mit Salmi und Flitter neue Werte schaffen! So hob ein Nonnen und Jagen nach dem vermeintlichen Glück befriedigter schrankenloser Leidenschaft an, das nie zum Ziel und zur Ruhe führen kann. „Lisbeth, mir scheint etwas nicht in Ordnung zu sein bei uns,“ sagte eines Tages unser alter Pfarrer. „Mir scheint, daß die sogenannte französische Sitte sich auch bei uns einbürgeret. Merkst du eigentlich nichts?“

„Schon lang' merk' ich das. Ich hab' doch heute im Jahr nicht mehr Geburten als vor zehn Jahren, und es sind wohl vierzig Familien mehr hier. In der Mitte, bei den Bauern, Handwerkern, kleinen Geschäften und kleinen Beamten und besseren Arbeitern, da ist es noch gut. Aber in den besseren Kreisen weht eine andere Luft. Und unter den Arbeitern rieselt es auch hie und da — nur anders.“

„Was könnte man da auch tun? Etwa eine Volksmission halten? Daß die Gewissen einmal ordentlich wach gerüttelt werden.“

„Schaden könnte das wohl nicht. Aber die kleinen Leute, Herr Pfarrer, die darf man nicht nur schelten. Denen muß man bessere Lebensbedingungen schaffen helfen. Müßte ihnen wieder Freude am Leben geben und Mut und Kraft, es zu zwingen. Und die anderen, die erfassen Sie nicht mit Ihrer Volksmission.“

„Es ist die alte Sache: wenn das Leben mit den Sittengesetzen nicht im Einklang steht, ist der Mensch eher geneigt, den Glauben zu leugnen, um nicht an das ihm unbequeme Sittengesetz gebunden zu sein — als sein Leben zu ändern. Das hat selbst Rousseau erkannt, indem er sagt: ‚Lebe immer so, daß Gott existieren kann — und du wirst nie an seiner Existenz zweifeln.‘ Da wendet sich der Mensch ab von der Quelle des Glücks — und dann wundert er sich, daß es ihm nicht gelingt, sich selbst glücklich zu machen. Daß er statt dessen immer unzufriedener wird . . .“

„Von oben herunter kommt der falsche Geist — von oben herunter muß auch der richtige wieder kommen. Erleben wir nicht erfahrungsgemäß eine Reihe von Jahren später im Volk immer das gleiche, was sich zuvor in den oberen Schichten abspielte? Nur noch ein gut Teil radikaler und brutaler dann in der Wiederholung.“

„Ob man dieser Wiederholung in den Kreisen des Volkes nicht begegnen könnte durch rechtzeitige Gegenmaßnahmen?“

„Probieren muß man es. Einen kleinen Teil wird man halten können. Aber so im allgemeinen, Herr Pfarrer, ich glaub' halt, so lange der Dreck von oben herunter auf die Stiege fällt, hat alles Fegen unten keinen Wert.“

* * *

Willa Storchennest steht neben der Kirche. Ein schlichtes, weißes Landhaus mit grünen Läden, einem roten Ziegeldach, das so fröhlich in die Welt schaut wie die bunten Blumen auf den Fensterbänken und rund um das Haus. Die Tannen und Birken sind nun hoch gewachsen, und die Lärchehecke hinter dem weißen Lattenzaun verwehrt neugierigen Menschen den Einblick in den großen Garten,

der sich rings um das Haus dehnt. Es wissen doch alle im Ort, wie es dahinter aussieht. Es ist ja das Doktorhaus. Doktor Wille, der meist gesuchte Arzt der ganzen Gegend, wohnt darin. Hinter dem Haus ist eine große Wiese mit vielen Obstbäumen und einem Gartenhaus. Da tummeln sich die Doktorskinder mit den Weibern um die Wette.

Doktor Wille ist bald 25 Jahre am Ort. Sein Vater war auch schon Arzt bei uns. Als er alt wurde und Ruhe haben wollte, übernahm sein Sohn die Praxis. Ein paar Jahre vor dem Krieg hat er sich verheiratet. Zwei frohe, edle Menschen haben sich da zusammengefunden, wie man es selten erlebt. Unserer, der in alle Häuser kommt — nicht nur am Sonntag in die gute Stube! — der versteht etwas von den Menschen und hat es gelernt, sie zu unterscheiden.

Ein paar Monate nach der Hochzeit begegnet mir Doktor Wille auf einem Dienstweg und sagt:

„Lisbeth, Ihr müßt einmal bei meiner Frau Besuch machen.“

„So, da tu' ich auch schön gratulieren!“ ruf' ich froh. Aber er lacht ein wenig verlegen.

„Nein, Lisbeth, es ist noch zu früh dazu. Wißt Ihr, mein Mariete, das glaubt, eine Josefsche sei das Allerschönste und Alleredelste für uns zwei. Aber ich — ich meine halt, zehn Buben seien doch noch schöner und meinetwegen noch ein halb Duzend Mädeln dazu...“

„Das ist wahr, Doktor. Sonst soll man ledig bleiben. Habt Ihr das Eurer Frau noch nicht gesagt?“

„Salt nein. Das sollt Ihr einmal machen. So von ungefähr, das klingt viel besser. Ihr seid ja selbst ein altes Jungferlein und könnt die Sache von beiden Seiten beleuchten.“

Su was man eine Hebamme auch noch brauchen kann! So binde ich mir halt an einem freien Nachmittag meinen schwarzen Schurz vor, tu' mein Gestrick in den Korb und gehe zu der Frau Doktor. Sie empfing mich wie einen alten Bekannten. „Mein Mann hat mir schon gesagt, daß Sie kommen. Das ist aber nett von Ihnen.“ Bald saßen wir im Garten bei der dampfenden Kaffeeschüssel. Da plaudert es sich am besten mit Frauen. Wir kamen so

an allem herum. Da ich gerade (mit Absicht) Kinderhüßlein stricke, ist der Faden bald am rechten Ende angeknüpft.

„Wenn Sie einmal eine Mutter haben, die in Not ist, kommen Sie nur zu mir. Ich will gern helfen mit Windeln oder sonst...“

„Ich dank' der Frau Doktor recht schön. Man trifft so allerhand Verhältnisse. Kommt immer etwas aus bei etwa 60 Kindern.“

„Nur 60 an einem solchen Ort?“ sagt die Frau Doktor einigermaßen erstaunt.

„Ja, wenn es noch wäre wie früher, müßten es bald 80 oder 90 sein. Aber es gibt alle Jahre ein paar weniger.“

„Wie kommt das? Heiraten weniger Leute als früher?“

„O nein, es heiraten mehr. Aber die jungen Frauen heute wollen keine Kindlein mehr. Die besseren Leut' haben es von Frankreich gelernt, daß man keine bekommt. Und die kleinen Leut' machen es ihnen nun nach. Schauen Sie einmal um bei uns: der Apotheker hat ein Kind, der andere Doktor keines, der Direktor auch keins, der Forstrat eins, der Weingroßhändler ein halbes, der Inspektor eins...“

Die junge Frau Doktor lachte ein wenig über das halbe Kind, dann sagte sie verlegen und zaghaft: „Frau Burger, es könnt' doch auch anders sein. Man kann doch auch aus idealen Gründen keine Kinder haben.“

Nun waren wir also da, wo ich hin wollte. „Gewiß, Frau Doktor, kann man das. Aber meist ist es nicht so. Meist ist es ganz anders heute. Und sehen Sie, das ist das Uebel: die kleinen Leut' sehen auf die großen und sagen: wenn die keine Kinder aufziehen, die es sich leisten können, was sollen wir uns dann damit plagen.“

„Ich denke es mir aber doch so schön, wie Bruder und Schwester zu leben. Warum sollten das die Menschen denn nicht tun?“

„Weil Ihnen der Idealismus, das Verständnis dafür fehlt. Und weil es einfach gegen die Natur des Menschen im allgemeinen ist. Unser lieber Selland hat selbst gesagt: nicht alle fassen dieses Wort, sondern nur die, denen es gegeben ist. Das gibt der Mensch sich nicht selbst; das bestimmt Gott. Die allermeisten hat er zur Ehe bestimmt,

damit das Menschengeschlecht fortbesteht und der Himmel bevölkert wird. Und darum sollen sie auch leben miteinander wie rechte Eheleute, sonst ist kein Segen dabei."

"Aber wir leben doch so glücklich miteinander..."

"Darf ich etwas fragen, Frau Doktor? Haben Sie es vor der Hochzeit mit Ihrem Mann so abgemacht?"

"Ach nein. Da hab' ich nicht daran gedacht. Erst am Abend, als wir so hier beisammensaßen, ist es mir eingefallen. Und wie ich es ihm gesagt habe, hat er nicht widersprochen und gemeint, wir könnten ja mal probieren."

"Weil Ihr Mann Sie arg lieb hat, bringt er Ihnen das Opfer und wartet, bis Sie den rechten Weg finden. Nichts für ungut, Frau Doktor, aber denken Sie einmal nach, ob es nicht ein Unrecht ist an Ihrem Mann, daß sie ihm die eheliche Liebe vorenthalten, nachdem er sich sicher darnach sehnt? Er freute sich immer darauf, Kinder zu haben..."

"Wir haben es aber doch miteinander abgemacht, daß wir gemeinsam den Weg zum Himmel gehen wollen. Daß wir uns gegenseitig heiligen, helfen."

"Das sollen Sie auch tun. Aber, liebe Frau Doktor, nachdem Sie einmal das hl. Sakrament der Ehe empfangen haben, ist es doch kein Hindernis für Sie und Ihren Mann auf dem Weg zum Himmel, wenn Sie das Sakrament auch vollziehen und Ihre Rechte gebrauchen. Gute rechte Eheleute können auch heilig werden so gut wie unferne. Vielleicht noch besser. Und schauen Sie — ich bin ja kein Pfarrer und kann das nicht so sagen —, aber so eine verheiratete Jungfräulichkeit ist doch nur eine halbe Sache. Die Jungfrau sucht, was des Herrn ist, schreibt der Apostel Paulus. Aber Sie denken doch mehr noch an Ihren Mann, wollen lieb mit ihm sein, wollen ihm gefallen, geliebt werden. Sehnen sich nach ihm, nach dem trauten Beisammensein, den lieben Zärtlichkeiten. Und Ihrem Mann geht es gewiß nicht anders. Der bringt alle Tage das Opfer und sagt sich: ich verzichte halt darauf, eine Frau zu haben und warte. Und der liebe Gott im Himmel denkt: da quälen sich nun wieder zwei Leut' mir

zu Lieb umeinander. Statt daß sie ganz glücklich wären miteinander in der Erfüllung meines Willens, hindern sie mich mit ihrem verkehrten Idealismus.“

„Frau Burger, sehen Sie, ich dachte, weil die Menschen nicht mehr glauben, daß Enthaltbarkeit möglich ist, sollten wir es ihnen vorleben.“

„Das müssen Sie uns ledigen Leuten überlassen, der Welt ein reines jungfräuliches Leben zu zeigen. Zu anderen Zeiten, als die Leute noch kinderfreudiger waren und die Ehen in der Regel kinderreich, da kann ein solches ganz enthaltames Eheleben eine Mission haben. Heute aber haben Eheleute — besonders in besseren Kreisen — eine andere Aufgabe. Hier im Ort wird man nicht sagen: der Doktor und seine Frau leben rein und enthaltend, wir wollen es ihnen nachmachen. Man wird sagen: schaut, die wissen auch, wie man es macht, daß keine Kinder kommen. Wir aber sollen sie haben und uns mit abplagen. Das verdirbt den Glauben an den Arzt; verdirbt, was Sie sonst Gutes tun. Aber nun müssen Sie schon entschuldigen, daß ich so gepredigt habe. Ich sag' es halt, wie ich es denke. Und nun muß ich nach meinen Frauen sehen.“

„Wie viele haben Sie eben?“

„Zwei — eine mit dem ersten Kind und eine mit dem elften. Davon erzähle ich Ihnen ein andermal. Es hat jede einen Roman für sich.“

Wir haben dann noch eine halbe Stunde Weg zusammen gemacht und allerhand geredet von Mutterleid und Mutterfreud. Wie das Leben sie bringt und zeigt. Dann ist Frau Doktor umgekehrt. Auf dem Heimweg ging sie in die Kirche und kniete lange still und überlegend vor dem Altar der Gottesmutter. (Das hat sie mir später erzählt.) Als die Angelusglocken an diesem Abend erklangen, da goß sich ein großes, reines Licht in die hochgemute Seele der still betenden jungen Frau. „Maria sprach, ich bin eine Magd des Herrn — mir geschehe nach seinem Willen.“ Auch ich will eine ganz treue Magd des Herrn sein zur Erfüllung meiner ehelichen Pflicht, wie ich sie vor dem Altar übernommen und vor Gott beschworen habe. Nicht mehr mein Wille, Herr, sondern der deine — der für mich

un in dem Willen meines Mannes liegen soll in allem, was recht und gut ist. Ganz süß und groß erwachte der Wille zum Kind in ihrer Seele — die Sehnsucht nach dem Kind...

Sie ist zur Einsicht gekommen.

Im folgenden Sommer, just am Johannestag, kam ein kleines Hänschen im Doktorhause an.

„Macht nur eine große Rechnung, Lisbeth,“ sagten damals viele zu mir. „Es ist doch sicher auch zugleich das letzte Mal, daß Ihr dorthin kommt.“

Aber sie irrten sich sehr. Zu dem Hans kam eine Gretel, und ein Paul, und ein Peterle, und eine Mechthild, und ein Franzel... Sei, da staunten die Ortsbewohner! Einige fingen leise an zu spotten, das Storchennest sei von der Kirche heruntergefallen und liege nun daneben.

Wie noch eine Gertrud kam, war dem Doktor das Haus zu klein. Da baute er den Dachstock aus mit schönen Schlafstuben für die Kinder und das Gartenhaus auf der Wiese als Spielzimmer. Zugleich brach er dem Spott geschickt die Spitze ab, indem er groß und frank über sein Tor malen ließ:

Villa Storchennest.

Zehn junge Störchlein sind bis heute in dem Nest. Und daß es bei uns noch nicht gar so lumpig ist wie an manchem anderen Ort, ist in erster Linie auf das Beispiel unseres Arztes zurückzuführen.

* * *

„Fräulein Margarete,“ das Mädchen am Postschalter, spitzte überrascht die Ohren. Das war noch nie dagewesen, daß der Herr Postmeister sie mit dem Vornamen angeredet hatte. Er war stets so formell und steif. — „Wollen Sie nicht heute abend mit mir in die Stadt fahren? Ich habe zwei Theaterkarten — und meiner Frau paßt es nun nicht heute. Wie das so ist bei Frauen, wenn sie einmal in der Hoffnung sind...“

In die Stadt! In das Theater... lange heiße Sehnsucht! Was stand da alles dahinter für ein junges Mensch-kind,

das noch nie in einem Theater war und es nur vom Hören und Lesen kannte. Herrliche Phantasiebilder türmten sich blitzschnell auf. In jenen Jahren vor dem Krieg getrauten sich die Mädchen auf kleineren Orten doch noch nicht, allein solche Entdeckungsfahrten zu unternehmen. Sie hatte niemand daheim, der mit ihr ging. Vater und Mutter wollten ihre Ruhe haben; fühlten sich wohl selbst auch zu unsicher in solchen neuen Dingen. Die Geschwister waren noch zu klein. — Nur gar zu gern wollte sie mitgehen. Sagte ja voller Freude. Es kam ihr gar nicht ein Gedanke daran, daß dies ein Verhängnis werden könnte... Daß es eine Konzession war — die erste zum Verlust der ganz sicheren persönlichen Freiheit, die ein Mädchen im Existenzkampf des Lebens unbedingt braucht, um sich auf sittlichem Gebiet zu behaupten. —

Beim Mittagessen sagte Margarete: „Ich fahre heute abend ins Theater mit dem Postmeister. Er hat mich eingeladen, weil es seiner Frau heute nicht paßt...“

„Das geht nicht, Kind,“ entgegnete der Vater, ein Schreinermeister vom alten Schlag des biederen Handwerkers. „Ein Mädchen läßt sich nichts schenken. Auch keine Theaterkarte. Sag heute mittag, du dankst für die Einladung, aber du mißtest ablehnen.“

Traurig ließ das Mädchen den Kopf hängen. Doch die Mutter mischte sich ein. „Ich bitte dich, Mann! Da könnte das Kind ja die Stelle verlieren, wenn es sich's mit dem Postmeister verdirbt. Weißt du nicht mehr, daß man eine aus der Stadt kommen lassen wollte? Weil die Mädchen hier am Ort noch so unselbständig wären, wurde damals gesagt...“

„Man läßt sich nichts schenken,“ beharrte der Vater. „Das ist immer eine Verpflichtung. Gerade in dem Fall doppelt unangenehm, weil man sich nicht revanchieren kann.“

„Sei doch nicht so altmodisch und laß dem Kind seine Freude,“ wehrte sich die Mutter. „Das nimmt man heute nicht mehr so genau. Der Postmeister ist doch verheiratet. Was macht es dem aus, wenn er das Kind mitnimmt, statt daß die Karte verloren ist, wenn er sie nun doch schon hat...“

„Verheiratet oder nicht verheiratet... ganz egal. Mädchen, merk' dir das ein für allemal: man läßt sich nichts schenken. Gar nichts. Läßt sich nichts bezahlen. Keine Fahrkarte, keinen Kaffee... Wenn du nun schon zugesagt hast, weil du das nicht wußtest, so geh' in Gottes Namen mit. Aber merk' es dir für die Zukunft. Und wenn ihr heute abend vielleicht noch einkehrt, dann laß dich nicht freihalten. Sagst einfach: ich möchte meine Sache selbst zahlen. Und ein andermal dankst du für eine Einladung und lehnst sie ab.“

„Mein Gott, Mann, wie du dich haben kannst. Es ist doch der Postmeister. Ich verstehe dich wirklich nicht. Sei doch froh, daß das Mädchen bei seinem Vorgesetzten so gut angeschrieben ist. Der hat es doch in der Hand, sie aufzulegen zu lassen. Andere Väter wären froh...“

„Schau in andere Familien, Mutter. Von den zehn Mädchen, die ins Fabrikbüro gegangen sind bis heut', sind schon drei unehelich Mutter. Das hat man davon, wenn sie so gut angeschrieben' sind. Wirtschaftliche Verhältnisse haben sich geändert, leider. Aber deshalb ändert sich die alte Weisheit nicht: Man darf dem Teufel nicht den kleinen Finger reichen. Im Gegenteil, je größer die Gelegenheit, je höher muß ein Mädchen die Schutzmauer um sich bauen...“

Aber Mutter und Tochter hatten gestegt. Margarete zog ihr Sonntagskleid an, nahm ein belegtes Brot mit. Man mußte nach Schalterschluss sogleich an den Zug. „Unmüßiere dich gut, Kind!“ sagte die Mutter.

„Vater hat mir die Freude verborgen...“

„Du weißt ja, daß er noch von der alten Art ist. Heut' ist eben vieles anders im Leben. Und man muß mit der Zeit gehen.“

Die arme Mutter war so stolz auf den Erfolg ihrer Tochter, daß sie es ihr erzählte. Ich versuchte die Ansicht des Vaters zu rechtfertigen. Damit kam ich aber schlecht an.

„So etwas ist bei meiner Tochter ausgeschlossen! Was denken Sie denn... Und der Postmeister, ein jung verheirateter Mann... bedenken Sie doch!“

Am Abend stand der Schreinermeister am letzten Zug an der Bahn und holte seine Tochter ab. Der Postmeister war unangenehm überrascht. Margarete strahlte vor Ver-

gnügen. Bei einem jungen Mädchen, das so den ersten Ausflug ins Leben gemacht hat, ist das sehr begreiflich. Der Abend hatte so viel Neues gebracht, daß sie es gar nicht mehr zusammenfand. Alle väterlichen Ermahnungen waren natürlich vergessen worden. Man muß mit der Zeit gehen, sagte die Mutter ja auch. . . „Sie sind mein Gast heute abend,“ hatte der Postmeister bemerkt. Er löste die Fahrkarten. . . kaufte nach der damals üblichen Anstalt der Theaterbesucher Pralines. . . dann saß man noch bei einem Glas Wein. . . Die Zeiten ändern sich eben und der Vater war altmodisch geworden.

Am anderen Morgen lag eine Tafel Schokolade auf Margaretens Platz im Büro. „Der Überrest von gestern,“ sagte der Postmeister. „Ist Ihr Herr Vater immer so besorgt um sie? Alle Hochachtung! Aber heute ist das Leben anders geworden. Die alten Herren finden sich nicht mehr zurecht in den veränderten Zeiten. . .“

Drei Tage später schob er ihr eine Schachtel Süßigkeiten zu, „damit der Alltag nicht zu grau werde.“ Dabei wußte er es so einzurichten, daß er ihr sehr nahe kam und leise über die Hände streicheln konnte. Kleine Aufmerksamkeiten. . . kleine Zärtlichkeiten. . . Frechheiten. . . Wer wußte nicht, wie der Strick gedreht wird, an dem man die Unschuld ins Grab senkt. . . Das Mädchen war so benommen von seinem vermeintlichen Glück, nachdem einmal der erste Schritt auf dem schiefen Weg getan war, daß es nicht merkte, wie sich langsam die Grenzen immer weiter schoben und verwischten. —

„Mutter, nun könnte ich heute abend ins Konzert. Aber der Vater. . . Du weißt ja. . .“ hieß es nach zwei Wochen.

„Du hast doch nicht etwa abgesagt?“

„Nein, das kann ich doch nicht meinem Chef gegenüber. Nachdem ich das erstemal mit bin und er so nett war — das wäre ja eine Beleidigung.“

„Wir können ja dem Vater sagen, du wärst bei einer Freundin — weil es auf Weihnachten geht. . .“ Was will man machen, wenn der Vater so unvernünftig ist? rechtfertigte sich die Mutter vor sich selbst. Man tut doch wie die Leute, dann ist man überall gut daran. . .

Die gemeinsamen Vergnügen wurden zur Regel. Immer zärtlicher gestaltete sich der Verkehr; immer größer wurden die Aufmerksamkeiten. Bald eine neue Handtasche, bald eine seidene Bluse. . . Die Mutter überbrückte daheim die Schwierigkeiten, indem sie die Anschaffungen auf sich nahm. Man müsse auch etwas an das Mädchen wenden, nachdem es so schön verdiene. Ach, sie war so stolz darauf, daß ihre Tochter so gut angeschrieben war! . . .

Im Februar hatte der Postmeister Geburtstag. „Margarete, einen lieben Geburtstagskuß habe ich mir doch verdient, nicht?“ Das Mädchen wurde verlegen. Eine Warnung stand vor der Seele, blickschnell — das Bild des Vaters. Was würde der sagen? Doch konnte sie eine so kleine harmlose Bitte abschlagen — nach so vielen lieben Aufmerksamkeiten. . . ? Was war auch dabei —

„Ich bin doch ein verheirateter Mann. Da ist doch wirklich nichts dabei. Bin ich nicht immer nett zu Ihnen? Nun möcht' ich auch einmal sehen, daß Sie ein wenig gut zu mir sein wollen. . . so ein Geburtstagsküßchen. . .“

Goldene Ketten — wie fest binden die. . .

Es blieb nicht bei dem einen Geburtstagsküßchen. Nein: ein Kuß in Ehren, was ist denn dabei? Bald gehörte er zu den täglichen Dienstobliegenheiten. Und. . . ja und —

Eines Abends war man in der Stadt nicht mehr ins Theater gegangen, sondern ins Varietés. Da gab es allerhand pikante Dinge. Mehr oder weniger eindeutig. Halb-nackte Weiber traten auf und tanzten. Man trank schweren Wein — versäumte den letzten Zug. Da geriet das Mädchen in große Erregung: der Vater! Was würde das geben, wenn sie nicht nach Hause kam. Am Bahnhof nahm man ein Auto. Auf der Heimfahrt nutzte der Postmeister die Erregung, den Alkohol, die erwachte Sinnlichkeit aus, einen verwegenen Angriff auf das Letzte zu machen. Und siegte ohne viel Widerstand. Dem Mädchen kam gar nicht mehr recht zum Bewußtsein, was eigentlich war. —

Am anderen Morgen saß Margarete doch mit merklichem Raizenjammer im Büro. „Wir müssen heute ein wenig länger arbeiten,“ sagte der Postmeister, und stellte am späten Nachmittag einen schweren, roten Wein zur Vesper

hiu. „Bist heute so blaß, Margarete. Mußt dir rote Backen antrinken. Sonst kann ich die Verantwortung nicht übernehmen...“

Wohl blieb man beisammen nach Schalter-schluß, doch man arbeitete nicht. Das Mädchen kämpfte mit den Tränen. „Margarete, nun weiß ich, daß du mich lieb hast. Gestern hast du es mir ja bewiesen. Ich bin so unglücklich verheiratet... meine Frau paßt gar nicht zu mir... versteht mich gar nicht. Wie glücklich könnte ich mit dir sein! Da wäre das Leben ganz anders...“

Wie viele Mädchen sind schon auf diesen Leim gegangen! Natürlich wollte er sich scheiden lassen. Dann war der Weg frei für ein neues Glück. Inzwischen müßten sie sich eben lieb haben; das ginge doch nun nicht mehr anders. Sie gehörten doch zusammen...

„Eisbeth, da können die Männer schön schwätzen. Und wir sind so dumm und glauben es. Denken, es ist ja nun doch so... er hat dich ja in der Hand fest... kannst nichts anderes mehr tun als ihn festzuhalten suchen. Man ist ja so dumm und glaubt an die Liebe, wenn man sie selbst empfindet... kann sich nicht denken, daß es anders wird...“

Am Wochenbett habe ich diese Lebensbeicht erfahren. Nicht die einzige dieser Art, leider. Es ist ein immer sich wiederholendes Lied: das Lied vom Leid des ersten Schrittes auf der schiefen Bahn...

Der Postmeister wurde versetzt. Die Postgehilfin aus dem Dienst entlassen, als die Schwangerschaft der Behörde bekannt wurde. Nun rang die Mutter die Hände und raufte sich die Haare. „So eine Schand'!

Man wird irr' an seinem Glauben. Alle Tage hab' ich zu ihrem Schutzengel gebetet! Jeden Abend! Und nun das...“ jammerte sie bei mir.

„Wachet und betet, hat der Heiland gesagt. Er hat das Wachen an die erste Stelle gesetzt, und hat gewußt warum. Das Kind in die Gefahr hineinschicken, wie Sie es taten, das heißt Gott versuchen. Eine solche Verblendung kann er nicht schützen...“

Sie wollte das Mädchen aus dem Haus schicken. Aber da trat der Vater dazwischen. Einfach, gerade und gerecht,

wie er war. „Du bist schuld,“ sagt er zu seinem Weib. „So trage nun die Folgen deiner Handlungsweise.“ Dem Postmeister war es natürlich gar nicht ernst mit der Heirat. Als bekannt wurde, daß auch das einstige Dienstmädchen ein Kind von ihm hatte, brach der Vater sehr energisch die Beziehungen ab. Einmal hätte sein Kind seine Freiheit verkauft — aber für einen solchen Lumpen wäre ihm seine Tochter denn doch auch jetzt noch zu schade. — Als einige Jahre später der Weltkrieg ausbrach, wurde Margarete wieder bei der Post eingestellt und kann nun selbst für ihr Kind sorgen. —

* * *

„Was will man machen? Ich kann die Mäde doch nicht an das Tischbein festbinden! Die Väter sind so komisch. Sie sind halt jung und wollen sich amüsieren. Wenn sie hinter dem Ofen sitzen bleiben, bekommen sie keinen Mann,“ philosophierte Frau Zigmann, als ich bei ihrer siebzehnjährigen Tochter war in ihrer schweren Stunde. Das Mädchen, ein schwächliches, bleichsüchtiges Ding, wimmerte und stöhnte und krümmte sich in den Wehen...

„Wenn ich das gewußt hätte, daß das so geht, da hätte ich mich nicht bereden lassen, aber davon sagen die Männer nichts.“

Der Vater polterte und schimpfte. Er dulde den Balg nicht im Haus. „Habe genug Kinder aufgezogen und Geschrei gehabt. Wenn die L.... nicht schnell genug dazu kommen können, sollen sie selbst sehen, wie sie mit durchkommen. Soll mir nur noch einmal eines so kommen! Das schlag ich tot, ehe es so weit ist. Das laßt euch nur gesagt sein.“

Die sechzehnjährige Klara stand dabei. In den Augen des Mädchens war so ein sonderbar flimmerndes Licht — ein Wissen — um anderes als um die Schmerzen der werdenden Mutter. Man sah es ihr deutlich vom Gesicht ab: sie dachte an das, was vorausgegangen war, schürzte verächtlich die Lippen, als wolle sie sagen: was soll das

heißen, so ein paar Stunden da heulen... für die Tage und Nächte der Lust!

„Diese Väter,“ spannt die Mutter ihre Gedanken weiter. „Was soll man da machen? Die Mädchen verdienen so viel Geld in der Fabrik — die Berta hat mehr Wochenlohn als der Vater. Da wollen sie auch etwas haben vom Leben. Die brauchen uns Alte nicht mehr. Da können wir ihnen auch nichts mehr vorschreiben...“

Ein merkwürdiger Wandel ist doch in diesen letzten zehn Jahren vor dem Krieg bei uns in den Familien vor sich gegangen. Das sehe und höre ich so überall. Auf einmal zog das junge Volk in die Fabriken ein. Schon mit dreizehn Jahren, direkt von der Schulbank weg. Die Flinken und Geschickten unter ihnen brachten es in wenig Monaten in der Akkordarbeit zu wirklich unverhältnismäßig hohen Löhnen. Verdienten zuweilen mehr als ihre alten Väter. Darob bekamen die Eltern einen solchen Heidenrespekt vor ihrem so viel Geld verdienenden Nachwuchs, daß ihrerseits alle Autorität begraben wurde. Sie fühlten sich unterlegen und beslegt. Die Jungen brauchen uns nicht mehr: das war eine vernichtende Erkenntnis. So getrauten sie sich nicht, die Zügel in der Familie in der Hand zu behalten. Wagten den Jungen nichts mehr zu sagen; viel weniger noch, sie anzuleiten zu einer vernünftigen Lebensgestaltung. Man überließ diese so viel Geld verdienende Jugend voller Respekt vor ihrer Fertigkeit ganz und gar sich selbst, ließ sie ihr neues Leben gestalten.

Die Familiengemeinschaft löste sich auf. Wo kein Oberhaupt ist mit kluger Leitung, ist Anarchie selbstverständlich. Jedes Familienglied ging seinen eigenen Weg und sah sich nicht mehr nach dem anderen um. Was einst Lebensgemeinschaft war, wurde nun zur gemeinsamen Futterstätte und Schlafstelle. Mehr blieb meist nicht übrig. Man zahlte den Eltern ein Kostgeld, sehr knapp bemessen, und vertat den Rest des Lohnes, wie man wollte.

Damit hörte die Familie aber auch auf, dem Menschen einen Halt zu bieten, eine gewisse Bodenständigkeit. Das Jungvolk wuchs heran wie entwurzelte Bäume. Familienlos geworden — damit heimatlos und haltlos. Gerade in

einer Zeit, wo es mehr denn früher einen sicheren Halt und klaren Wegweiser gebraucht hätte. So abenteuereten die jungen Leute herum, verwilderten — entgleisten.

Nur verhältnismäßig wenig Familien verstanden es in dieser Zeit, wirklich Lebensgemeinschaft für die junge Generation zu bleiben, Lebensinhalt ihr zu bieten und Lebensschutz. Es ist mir immer eine rechte Freude, wenn ich wieder einmal eine solche antreffe.

Bei Zigmanns wurde ein Bublein geboren. Ein kränkliches Kind. Es hatte so bössartig eiternde Augen gleich nach der Geburt. Das wurde immer schlimmer, so daß ich riet, den Arzt zu rufen. Bei Arbeitern, die in der Krankenkasse sind, kommt man leicht durch mit solchen Bitten. Sie holen den Arzt schnell, weil er sie nichts kostet. Sind heinabe froh, wenn sie einmal eine Gegenleistung verlangen können für ihre Beiträge.

Doktor Wille machte ein sonderbares Gesicht zu der Sache. „Eine langwierige Behandlung von Mutter und Kind ist notwendig. Das Kind ist durch die Mutter angesteckt. Von wem haben Sie es denn?“

„Von einem Monteur, der ein paar Wochen bei uns gewohnt hat,“ sagte die Mutter. „Er hat eine neue Maschine einführen müssen.“

Damals hörte ich zum erstenmal in meiner Praxis etwas von Geschlechtskrankheiten. Der Arzt hielt es für nötig, mich eingehend über die Ansteckungsgefahr zu informieren. In der Hebammenschule ist zu meiner Zeit nichts derartiges gewesen. Mutter und Kind waren lange Zeit in einem Krankenhaus in Behandlung; doch das Kind ist blind geworden. Mit drei Jahren ist es zu seinem Glück am Scharlach gestorben.

Nicht lange nach dieser Geburt kam die sechszehnjährige Klara zu mir. Ihre Periode bliebe aus (so sagen die immer, die ein schlechtes Gewissen haben und glauben, man fällt darauf herein!), was sie da machen sollte? Ich schaute das Mädchen an. Die Augen verrieten ja alles. Das sinnliche Feuer, das darin brannte und lockte... „Warten, bis das Kind geboren ist, sonst gar nichts. Saft dich ja doch mit den Männern eingelassen.“

„Ich will kein Kind haben! Ich laß mich von dem Alten nicht verhauen und auf die Straße werfen!“ heult sie nun.

„Das hättest du dir früher überlegen müssen. Jetzt bist du noch keine siebzehn Jahre. Wo soll denn das noch hin mit dir? Bist selbst nicht ausgewachsen.“

„Ich will auch eine Freud' haben... man hat ja sonst doch nichts vom Leben, als den ganzen Tag schufsten und schinden! Nicht einmal schnaufen darf man, sonst ist gleich ein Stück vom Lohn beim Teufel! Am Abend in der Küche hocken und Erübsal blasen — kein Mensch redet ein Wort mit einem.“

„Sättest doch können ein Buch lesen, eine Handarbeit machen für deine künftige Aussteuer, mit dem Vater dich unterhalten.“

„Ist alles so langweilig, so kalt, so stumpfsinnig — ich will leben und fühlen, daß ich jung bin! Daß jemand was nach mir fragt! Aber ein Kind will ich nicht. Ich will einfach nicht, und es muß weg. Glaubst, ich will so mit einem Balg herumziehen wie die Berta — wäre schön dumm! Ernst sagt auch, das kann man machen.“

„Ich will dir mal was sagen: es gibt ein Gebot Gottes: du sollst nicht töten. Das Kind ist nun da und lebt. Und wenn man etwas tut, damit es stirbt, ist das ein Mord. Verstanden? Dafür kommt man ins Zuchthaus.“

Darob erschrak sie wohl, maulte aber weiter: „Der Alte haut mich hin, und ich kann den Balg nicht brauchen, ich will ihn nicht...“

„Geh' nur heim und sei vernünftig. Ich werde einmal mit deinem Vater reden, bevor es so weit ist. Denk' daran, du hast dich verfehlt im 6. Gebot. Nun darfst du es nicht noch schlimmer machen und einen Mord hinzufügen. Nun heißt es sühnen und wieder ein rechter Mensch werden. Und so ein klein Rindlein ist doch etwas Liebes. Denk' einmal ein wenig daran, wie deine Mutter dich unter dem Herzen getragen hat — wenn sie da auch gesagt hätte: ich will den Balg nicht?“

Da fing das Mädchen zu heulen an. Mir schien doch nicht alles verloren. Solche Stürme habe ich manchmal toben sehen. Und sie legten sich doch.

Nach drei Wochen aber verließ Klara das Elternhaus und die Fabrik; ging in einen Dienst in die Stadt. Ich bin zu ihren Eltern gegangen und habe ihnen reinen Wein eingeschenkt. Sie sollten ein Auge auf das Kind haben, daß es nicht ganz unter die Räder käme. Der Vater tobte und fluchte. Sie hätte recht getan, sich aus dem Staub zu machen. Sollte es nur nicht wagen, wieder heimzukommen. Er schlänge sie tot, wenn sie den Balg ins Haus bringen wolle.

„Und wenn sie sich an dem Kind vergreift, dann ein Menschenleben auf dem Gewissen hat — ins Zuchthaus kommt?“

„Dann hat sie, was sie verdient. Wenn heut ein Mädchen geboren wird, sollte man es sogleich ertränken! Sind keinen Schuß Pulver mehr wert, die S....“

Später gelang es mir wohl, ihm klar zu machen, daß nicht die Mädchen allein die Schuld trügen, sondern die Familien, die ihnen keine Heimat mehr bieten. Gerade heute, wo die Gelegenheit zum Fall durch die außerhäusliche Arbeit für die Mädchen so viel größer geworden sei, müsse ihnen die Familie — also die Eltern — vielmehr Liebe geben und viel mehr Halt bieten als früher. Dennoch beharrte er darauf, daß der Balg nicht in sein Haus dürfe.

Und die Mutter? Ich weiß nicht, was sie tat. Meinen Rat, in die Stadt zu fahren und mit dem Kinde zu reden, befolgte sie jedenfalls nicht. Wozu auch? Es gibt ja nur Streit mit dem Mann...

Die Adresse des Mädchens konnte ich nicht erfahren. Ich schrieb wohl an den Verein vom Guten Hirten, weiß aber nicht, ob er sie suchte und fand. — —

Ein paar Monate später lag in einer Dachkammer in der Landeshauptstadt ein junges Mädchen in den Wehen. Mutterseelenallein. Sie hatte es einfach darauf ankommen lassen. Was ihr nur immer eine gute Freundin zutrug an sicher helfenden Mitteln, wurde getreu genommen. Schmierseife gegessen und Petroleum getrunken — und was dergleichen unvernünftige Ratschläge sind. Aber es half nichts. Allen Wünschen zum Trost blieb das Kind im Mutter Schoß, und der Tag der Geburt kam näher und

näher. Sie ging nicht in die Hebammenschule, obwohl die Entbindung dort gar nichts kostete. Sie beschaffte keine Windel und kein Hemdlein für das Kind. Sie schrieb auch nicht heim. Verstand es so gut, ihren Zustand zu verbergen, daß die Hausfrau einen flüchtig aufsteigenden Verdacht wieder fallen ließ.

Mutterseelenallein kam mitten in der Nacht das Kind auf die Welt. Klara weckte keines der anderen Mädchen, die neben ihr in den Dachkammern schliefen. Erst ließ sie das Kind unter der Decke liegen, bekümmerte sich nicht darum. Doch als sie nach zwei Stunden merkte, daß es noch lebt, verpackte sie es in eine Schuhschachtel, stopfte ihm Watte in das Mündchen, stellte es in den Schrank. „Sie hätte ihm nichts zu leid tun können,“ erklärte sie vor Gericht.

Am Morgen ging sie hinunter in die Wohnung, als sei nichts gewesen. Kochte den Kaffee, richtete die Zimmer, legte sich wieder ins Bett. Es sei ihr nicht gut. Niemand schöpfte zunächst Verdacht. Später stieg die Hausfrau in die Kammer hinauf, nach Klara zu sehen. Da erfaßte sie ein merkwürdiges Gefühl, sie wußte selbst nicht wie, daß etwas nicht stimmte. So ein widerlicher Blutgeruch war da oben. Sie besprach sich mit ihrem Mann, telephonierte nach dem Hausarzt... Am Ende war doch etwas nicht in Ordnung, wenn das Mädchen auch so entrüstet geleugnet hatte damals... Der Arzt kam — und das Ende war da. Das Kind war inzwischen erstickt.

Was nun kam, ist einfach genug: Krankenhaus — Untersuchungshaft — Gerichtsverhandlung — Zuchthaus.

„Ich habe es einfach nicht brauchen können. Heimbringen durfte ich es nicht. Sein Vater bekümmerte sich auch nicht darum. Was sollt' ich dann mit dem Balg machen?“

Der Kindsvater, ein reicher Bauernsohn mit ganzen achtzehn Jahren, brauchte keine Alimente zu zahlen, weil er kein Vermögen besaß und nichts verdiente. Wann wird endlich einmal die Gesetzgebung so gerecht werden, daß sie den Vater in gleicher Weise zum Unterhalt des Kindes verpflichtet wie die Mutter? Daß in solchen Fällen eben auch auf die Eltern des Vaters zurückgegriffen wird, wie es ja auch den Eltern mütterlicherseits geschieht? Und

wann wird man den unehelichen Vater endlich einmal ebenso beurteilen wie die Mutter?

Es wäre viel Elend weniger auf der Welt, wenn diese doppelte Moral einmal ein Ende finden würde!

* * *

Warum habt Ihr eigentlich nicht geheiratet, Lisbeth?" Die Frage ist mir oft gestellt worden. Fast jede Wöchnerin hat es schon einmal wissen wollen. Besonders dann, wenn die Frauen merken, daß man mit den Männern fertig wird, im guten oder mit etwas Energie, je nach Lage des Falles. Dann interessiert es sie außerordentlich: „Warum habt Ihr nicht geheiratet? Ihr hättet doch das Zeug, mit den Männern umzugehen...“

So im allgemeinen sag' ich eben: Eines schießt sich nicht für alle. Und wenn man einmal eine Welle Hebamme ist, gar so vieles mit ansehen und erleben muß, dann überlegt man es sich zehnmal und noch öfters, ehe man es wagt. Auch füllt mir der Beruf, so wie ich ihn erfasse und ausübe, wirklich das Leben voll und ganz aus. Sab' keinen Platz mehr in meinem Herzen für einen Mann... ist alles vergeben bis auf den letzten Winkel. —

Aber heute ist es schwer, die Frage zu beantworten: „Warum habt Ihr nicht geheiratet?“ Denn die Mutter, die sie in aller Ahnungslosigkeit nun stellt, die hat den Platz inne, der einst mein hätte werden können, wenn... und sie muß nun das Kreuz tragen, vor dem Gott mich bewahrt hat. —

Eine lange Nacht schon halte ich Wache und hatte Zeit, Erinnerungen wach werden zu lassen. Sie kommen ungerufen in solchen Stunden. Es ist lange her... halb zwanzig Jahre, daß die Lisbeth auch einmal geträumt hat von einem eigenen Heim, von eigenen Kindern... daß sie geglaubt hat an ein Glück, das durch die Liebe eines Mannes zu ihr kommen sollte... daß sie in seligem Vertrauen sich dem anverlobte, der um sie warb... In ahnungslosem Vertrauen...

Er war eine gute Partie, wenigstens für unsere Verhältnisse. Vertreter großer Werke mit hohem Einkommen. Bei einer Tante war Hochzeit gewesen und die Lisbeth durfte wochenlang dorthin, die Aussteuer nähen zu helfen. Dort lernte ich ihn kennen. Im Kreis der Familie, wie es einst Sitte war. Alles schien gut und recht. Der Onkel erkundigte sich über seine Person und seine Verhältnisse. Man riet mir sehr dazu, mir das Glück nicht entgehen zu lassen... Und ich verlobte mich. Mein Herz hatte Feuer gefangen. Ich schäme mich gar nicht, das einzugestehen. Es ist ja im Weltenplan des Schöpfers begründet wie alles große Geschehen auf Erden, daß Menschenherzen sich zusammen finden. Auch glaube ich, daß es kaum ein normales Mädchen gibt, das einem Liebestwerben gegenüber ganz gleichgültig bleibt, wenn es ihm als durchaus ernst und wahr erscheint und sein Herz noch in keiner Weise interessiert oder vergeben ist. Doch war etwas da... etwas Errennendes, Fremdes stand vor meiner Seele... plötzlich wie eine Schranke am Bahnübergang warnend und Halt gebietend, gerade dann, wenn Albert versuchte, etwas aus den engen Schranken der Familientradition herauszukommen. Sei es im Wort oder in Zärtlichkeiten oder in Wünschen... Er versuchte immer wieder mich zu überreden, ihn hier oder dort allein zu treffen; einen Abend mit ihm allein auszugehen. Sofort war das Warnungssignal in meiner Seele eingeschaltet, obwohl ich mir nach der damals üblichen Erziehung nicht denken konnte, warum. Allerdings sah ich ebenso wenig ein, warum dies Alleinsein notwendig sein sollte. Man war in der Familie gar nicht kleinlich. Wir hatten Zeit und Gelegenheit genug, uns kennen zu lernen und alles Zukünftige zu besprechen. So ging ich nicht auf seine Wünsche ein, was ihn sichtlich verstimmtete. Als er hörte, daß ich nach Hause zurückkehren wollte, schlug er mir vor, die Gelegenheit zu benutzen, einmal einen Tag ganz ihm zu schenken. So eine günstige Gelegenheit „sich einmal recht lieb zu haben“ dürfe man sich nicht entgehen lassen. Er habe nun wirklich ein Recht darauf. „Ein Recht auf was? Du kannst doch jederzeit heim zur Mutter kommen, wenn ich nicht mehr hier bin.“

„Du sollst einmal ganz mir gehören. Mußt mir zeigen, daß du mich lieb hast, sonst glaube ich es nicht mehr, wenn du dich weiterhin so zieren und sperren willst...“

Den Sinn der Forderung verstand ich damals nicht. Doch eine merkwürdige Angst hatte mich erfaßt... ein Grauen vor dem flackernden Feuer, das aus seinen Augen flimmerte, vor den Zärtlichkeiten, die so aufdringlich wurden und mir unverständlich...

„Laß das sein! Ich weiß auch nicht, von was du redest? Aber ganz gehöre ich nur unserem Herrgott, sonst niemand...“ und damit ging ich aus dem Zimmer und ließ ihn allein.

Doch das Neue, das Unverstandene, das saß nun fest in meiner Seele und ließ mich nicht mehr los. Was steckte hinter diesen sonderbaren Worten? Wo sollte das eigentlich hinaus? Klarheit und Licht um jeden Preis! Am Abend ging ich in die Liebfrauenkirche. Der kommende Tag war Himmelfahrt. Den Dompfarrer, einen alten feinen Herrn, den wollte ich darum befragen in der Beicht...

Er hat mir gut geraten. Gott mög' es ihm danken in der Ewigkeit.

Die Tante hielt mir eine Predigt, so dürfte ich nicht mit meinem Verlobten umgehen wie gestern, daß ich davonlaufe. Das wäre doch nun einmal anders als vorher — wenn man verlobt sei. Ich müßte doch froh sein, in so gute Verhältnisse hineinzukommen. Das nahm ich ihr nicht übel; wußte sie doch sicher letzten Grund und Ursach' nicht. Am Nachmittag kam Albert wieder; merklich verstimmt und gereizt. Bei der ersten Gelegenheit griff er den gestern abgerissenen Faden wieder auf:

„Nun, wie ist es? Wirßt du mir endlich deine Liebe beweisen? Der Mittwoch gehört also uns allein. Hier fährst du morgens ab und am Donnerstag kommst du dann heim...“

„Nein. Da muß ich hier lügen und muß zu Haus lügen. Und was liegt dazwischen? So lange wir nicht verheiratet sind, gehe ich nicht mit dir allein auf Reisen. Ich will meinen Kranz in Ehren tragen am Traualtar.“

„Ich hab' ein Recht auf dich, auf deine Liebe, nachdem wir verlobt sind. Was liegt denn daran, ob ein wenig früher oder später...“

„Niemand hat ein Recht auf mich, das mit den Rechten Gottes in Widerspruch steht. Auch du nicht. Was gegen Gottes Gebot ist, wirst du nie von mir erhalten mit Wissen und Willen...“

„Man sieht, daß du auf dem Land aufgewachsen bist! Was du für rückständige Ansichten da vorbringst... Wir Männer müssen das einfach haben. Wir können nicht auf unser Recht auf Liebe verzichten... Wenn du dich mir verweigerst, muß ich zu einer Dirne gehen und du hast die Verantwortung. Wenn du nur ein wenig Liebe für mich hättest, wärest du gern bereit... würdest mit Freuden alles tun für mich... wo wir doch heiraten...“

„Wenn ihr Männer nicht rein leben könntet, dann hätte es der Herr nicht geboten und verlangt. Der hat euch so gut gekannt wie uns. Und wenn du jetzt behauptest, nicht enthaltsam leben zu können bis zu unserer Hochzeit, wie soll ich dann später an deine Treue glauben, wenn du wochenlang auf Reisen bist?“

„Du mußt eben verstehen lernen, daß Männer keine Frauen sind...“

„Ich will nicht nur selbst rein in die Ehe treten, ich will auch einen Mann, der eben so rein in die Ehe kommt — keinen anderen. Lieber bleib' ich allein in der Welt. Darüber ist kein Wort mehr zu verlieren.“

Es kam, wie es kommen mußte. Nicht lange darnach schrieb er mir, er betrachte die Verlobung als aufgehoben. Mit einer Frau, die so altmodische und rückständige Ansichten habe, könne er nicht glücklich werden.

„Mußt dich nicht kränken, Kind,“ sagte damals mein Mütterlein, „an dem Mann hast du nichts verloren. Der war deiner nicht wert. Kannst Gott danken, daß er dich vor dem Kreuz bewahrt hat, das du in der Ehe hättest tragen müssen.“ Heute weiß ich, wie wahr sie gesprochen hat. Doch damals war es wahrhaftig nicht leicht, sich damit abzufinden, daß ein erhofftes Lebensglück nur durch die Treue gegen Gottes Gebot in Scherben gegangen war.

Eigentlich hat mich erst mein Hebammenberuf ganz darüber hinweggebracht. Nun weiß ich, daß Gott etwas anderes von mir wollte!

Vor einigen Jahren kam Albert Berg hier an die Textilwarenfabrik als Reisechef. Damals war er verheiratet — aber wie! Er hatte eine Frau nach seinem Sinn gefunden. Eine, die zu allem bereit war vor der Ehe — und nachher auch. Während er sich draußen nach Abwechslung umsah, trieb sie es daheim eben so. Einmal bin ich damals schon zu einem Abort in das Haus gekommen. Lues, sagte der Arzt. —

Dann kam die Ehescheidung.

Kurze Zeit darauf hatte er hier ein Verhältnis angefangen mit einer zwanzigjährigen Kontoristin. Das Mädchen war fünfundzwanzig Jahre jünger als er. Da ich genau wußte, wie es mit dem Mann stand, wagte ich es, mit der Mutter und dem Mädchen zu reden. Sie sollte doch nicht so ins Unglück rennen!

„Wir heiraten ja.“

„Ich kann das Glück meines Kindes nicht untergraben! Denken Sie doch, so eine Partie findet sich nicht alle Tage...“

Umsonst versuchte ich alle Register zu ziehen, so weit ich das eben durfte. Er sei doch ein geschiedener Mann und eine richtige Hochzeit unmöglich für ein katholisches Mädchen — der Altersunterschied — die letzte Ehe — alles umsonst. —

„Männer müssen sich eben die Hörner abrennen. Die werden nachher die besten Ehemänner. Eine solche Partie mit solchem Einkommen... solchem Haushalt, Wohnung und so weiter... die liegt heut nicht auf dem Straßenpflaster, daß man sie nur aufzuheben braucht...“

Seiratslustige Mädchen lassen sich nicht raten — Verheiratslustige Mütter aber noch viel, viel weniger! — Das ist mir bis heut ein ungelöstes Rätsel, wie Mütter — die doch Erfahrung genug haben müssen von Eheleid — ihre Mädchen so unverantwortlich leichtfertig in unguete Eheverhältnisse hineintreiben können, wie es immer wieder geschieht. —

Vor drei Wochen fand die Trauung statt auf dem Schult-
heiffenamte. Nur zivil natürlich. Und nun wird das Kind
geboren...

„Wenn ich es noch einmal zu tun hätte, Lisbeth... Sie
haben schon gut daran getan, nicht zu heiraten...

Wie viel Zank und Streit gab es schon wegen des Kindes!
Setz schon vor der Geburt! Weil es überhaupt geboren
wurde... Jedes Bauernmädchen wisse, was man da zu
tun habe... Aber die Mutter gab es nicht zu. Sie sagte,
er hat dir die Ehe versprochen und nun soll er dich auch
heiraten. Wenn du das Kind beseitigst, hat er dich in der
Sand und läßt dich sitzen...

Und jetzt, während ich hier in den Schmerzen liege für sein
Kind, sitzt er in Karlsruhe bei einer anderen... ich hab' doch
den Brief gelesen gestern abend, den er in der Eile auf dem
Schreibtisch liegen ließ...

Wenn ich es noch einmal zu tun hätte...“

Lieber Gott, wie gut sind doch die altmodischen und rück-
ständigen Vorschriften deines heiligen Sittengesetzes,
deiner Gebote! Vor wie viel Leid und Not bewahren sie
die Menschen, die sich treu zu ihnen bekennen!

* * *

Am 16. November ist mir mein Mütterlein gestorben.
Und ich war nicht einmal zu Hause. Mußte an
einem Bett bei einer Mutter warten und harren auf ein
neues Leben, indes daheim die Sterbekerze brannte und
meiner Mutter Leben erlosch. Das Leben, das mir das
teuerste und liebste auf Erden war. Die Kollegin aus der
Nachbarschaft konnte mich nicht vertreten; sie war krank.

Meine Mutter war schon lange kränklich. Hatte einen
Schlaganfall gehabt. Doch in der letzten Zeit war sie
wieder sehr gut daran. Eine Täuschung, die man so oft
erlebt. Ganz plötzlich trat ein Gehirnschlag ein. Meine
Schwester sitzt daheim am Bett der Bewußtlosen und
wacht, und ich mußte fort. Wie lange hab' ich darum
gebangt, wie lange mich davor gefürchtet, daß es einmal

so kommen könnte. Wie oft darum gebetet, daß es nicht gerade so sich fügen möchte — und nun kam es doch. Ich darf nicht bei meiner Mutter sein in den letzten Stunden. Vielleicht erwacht sie noch einmal, und ich darf keinen lieben Blick, kein letztes gutes Wort mit ihr tauschen. Muß fort in den Beruf, mit dem sich meine liebe Mutter im tiefsten Grund ihres Herzens doch nie so recht ausgesöhnt hat. . . Drei Wochen war nun gar nichts los. Und gerade heute, warum?

Warum fügen im Menschenleben die Bäume immer wieder gerade zu Kreuzen sich zusammen? Alles Leben steht in Gottes Hand. Wir Hebammen erfahren diese alte Weisheit immer wieder aufs neue. Vater im Himmel, so laß es dem neuen Leben, das sich da durchringt, zum Segen sein, daß ich das Opfer bringen muß und das teure erlöschende Leben nicht hüten darf bis zum letzten Aufbläckern.

Am Bett einer unehelichen Mutter halte ich Wache. Ja, das Kind, das da ins Leben tritt, braucht Segen und Gnade von oben, mehr als manches andere. Das braucht eine Vaterhand im Himmel, da es keinen Vater auf Erden hat. Mich erbarmt kein Kind so wie das vaterlose. Nicht schlechtweg das uneheliche Kind, das vaterlose ist noch viel ärmer daran. Bringt das arme Ding nicht am Ende schon die Haltlosigkeit der Mutter, die Charakterlosigkeit derer, die als Vater in Betracht kommen können, mit auf die Welt? Ein böses Erbe! Und nun ist niemand da, der für sein Dasein verantwortlich sein will. Niemand, der mit ein wenig Liebe nach ihm schaut. Überall ist es eine Last; wie froh wäre man, sie abschütteln zu können!

Armes, vaterloses Kind. Drei Männer sind da, die dich vielleicht gezeugt haben. Und jeder freut sich der zwei anderen. Nun hat keiner die Verantwortung für dich. So urteilt die Welt; das Gesetz der Menschen. Gott urteilt anders. Aber vorerst schweigt er. Die Ewigkeit ist ihm lange genug zum Reden. Aber die Mutter da in den Rissen, die nun stöhnt und wimmert in ihren Schmerzen, die ist ja nur ein liederliches Frauenzimmer. Wie alle sagen, die es hören: drei Männer hat sie gehabt!

Ist sie es wirklich — oder sind andere Mächte mit im Spiel?

Zehn Monate früher war es, an einem Erntefest, da riß der Bauersohn dem jungen, dummen Dienstmädchen, um das sich kein Mensch kümmerte, das Kränzlein der Unschuld vom Haupt. In der durchtanzten Nacht, beim schäumenden neuen Wein, wie schnell sind da die Bande gelockert. Und die Gelegenheit lacht und winkt, wenn die Paare ringsum sich küssen und kosen. Da ist es leicht, sich mitreißen zu lassen... Wenn keine Mutter daheim je einmal ein gutes Wort gesagt hat von dem Schatz der Unschuld und seiner Bedeutung für das ganze Leben; wenn keine Bäuerin es der Mühe wert findet, ein wenig nach dem jungen Volk zu schauen.

Am nächsten Abend kommt der junge Bauer einfach in die Kammer. „Wozu dich zieren, dumme Liese? Es ist ja nun doch geschehen und nicht zu ändern. Es ist ja geschehen, was liegt daran, ob es nochmals geschieht! Wird nicht mehr anders. So wollen wir wenigstens unser junges Leben genießen!“

So geht es drei, vier Wochen lang. Dann plötzlich bleibt der Liebhaber aus. Das Mädchen wartet vergebens. Im Haus weicht er ihr aus. Wenn sie ihn anredet, macht er ein Gesicht, als läge dies weit unter seiner Würde... dumme Liese!

Sie weiß sich das nicht zu deuten. Weiß nicht wohin mit ihrer Sehnsucht, mit ihrer Liebesbereitschaft, die nun einmal geweckt ist. Da kommt an einem Sonntag mittag ein Freund des Jungbauern. Wollte ihn besuchen, und nun ist er ausgeflogen. Ob er wohl bald wiederkäme? Er steht bei dem Mädchen unter der Alchentreue. Ob er warten solle? Was sie auch meine?

Da sagt die Liese, sie wisse nichts. Er rede seit langen Tagen kein Wort mit ihr.

Warum sie so traurige Augen mache, forscht der Freund weiter. Ob etwas nicht ganz in Ordnung sei? Der Max sei ein loser Vogel, dem traue er schon allerhand zu... Will er sie am Ende sitzen lassen?

Natürlich bringt er das dumme Mädchen dazu, daß es

ihm sein Leid klagt. Es merkt die Falle nicht, in die es hineintappen soll. Der Freund entrüstet sich gewaltig über den Jungbauern. Dem wolle er schon den Kopf zurecht setzen. Darauf könne sie sich verlassen. Aber heute sei nun gerade da im Dorf ein Tänzlein zu machen. Da solle sie getroßt mit ihm gehen. Sie wird doch nicht daheim bleiben wollen, so ein junges Ding, wegen dem Leichtfuß? Der soll sehen, daß sie auch ohne ihn lustig sein kann.

Wie er so tröstet und bittelt, rafft sie sich auf und geht mit. Doch am Abend, als man nach Hause geht, verlangt der Tröster auch seinen Dank. Sie könne wohl auch ein wenig nett mit ihm sein. Mit dem anderen sei sie es ja auch gewesen. Einmal ist keinmal — es ist ja nun doch egal. Er wird schon sorgen, daß der andere wiederkommt.

Ein Mädchen, das einmal gefallen ist, ist in der Regel sehr leicht zu weiterem Nachgeben zu bewegen. Das ist gerade wie bei Hochwasser. Wenn einmal irgendwo der Damm eingerissen ist, stürzen die Fluten nach. Mit dem ersten sexuellen Fehltritt verliert das Mädchen zumeist jeden sittlichen Halt. (Es gibt auch Ausnahmen, von denen ich schon erzählt habe!) Man muß das verstehen, um nicht zu hart zu urtheilen. Es ist viel leichter, den ersten Fehltritt zu meiden als nach dem ersten die nachfolgenden. Das ganz verhängnisvolle: „es ist ja nun doch einmal geschehen!“ ringt alle Bedenken nieder. Selbst Dirnen haben das erlebt: man ist nach dem ersten Sichwegwerfen ein anderer Mensch. Der junge Bauer kommt wirklich wieder. Man feiert Versöhnung. Der Freund kommt aber zu gelegener Stunde auch wieder und verlangt seinen Dank. „Was sollt' ich da machen, Lisbeth, wenn man einmal in der Patzsch steckt?“ klagt das Mädchen mir nun sein Leid. „Und am Abend paßt mir der Roßknecht auf, wie ich in die Kammer gehe. „Du, wenn du dich zieren willst, sag ich's dem Alten, wie es hier zugeht! Bist ja doch eine Dirne und hast schon zwei. Kommt es auf den dritten auch nicht mehr an...“

Sa, was soll man da machen?

Wenn ein Mensch sittlich gefährdet ist, muß man ihm helfen, muß ihn stützen, daß er seiner Schwäche nicht unter-

liegt. Es ist ein ganz verhängnisvoller Zustand, daß bei sogenanntem Mehrverkehr keiner der Männer für das Kind aufkommen muß; denn die Burschen wissen es und helfen sich gegenseitig. Es steckt direkt ein System dahinter. Ich könnte mehr als einen solchen Fall erzählen, in dem man es ohne viel Menschenkenntnis mit den Händen greifen kann, wie die Mädchen zu Dirnen gemacht werden.

Wenn ich Gesetze machen könnte, da käme hinein, daß jeder als Vater in Betracht kommende Mann den Unterhalt für das Kind voll und ganz zu bezahlen hat. Dann wäre viel Elend weniger auf der Welt. Die Mutter soll deshalb nicht besser gestellt sein. Man könnte das Geld, das mehr anfällt (das hätte übrigens sehr schnell ein Ende!), von Amts wegen für andere bedürftige Kinder verwenden. Weiß wohl, nun rümpft der Leser die Nase: solches Sündengeld! Er möge sich einmal überlegen, ob nicht die sogenannte Lustbarkeitssteuer und manches andere auch halb zu achtzig Prozent Sündengeld ist im letzten Grundel!

Leider wird man auf meine Gesetzverbesserungs-Vorschläge nicht viel Wert legen. Ich bin ja nur eine Hebamme. Doch es wäre gut, wenn man in manchen Fragen auch uns hören würde und mitreden ließe. Eine Hebamme, die mit hellen Augen und gesundem Menschenverstand durch das Leben geht, gewinnt einen Einblick in Menschenschicksale und Verhältnisse, in Ursachen und Wirkungen, wie kaum noch sonst jemand. Das ist in den Verhältnissen begründet.

Für das vaterlose Kind, das da am 16. November geboren wurde, wußte ich ein warmes Nestlein. Eine Familie in der Stadt wollte ein Kind adoptieren und war großzügig genug, auch „ein solches“ zu nehmen. Gar oft sollen die Adoptivkinder bekanntlich sein wie die Puppen im Laden: rings herum nach allen Wünschlein, Ideen und Phantasien; ein Spielzeug, nicht ein Stück redlicher Arbeit, eine bitterernste, heilige Lebensaufgabe. In diesem Fall war es nicht so. Gerade dies Kind braucht Liebe und Pflege, und die wollen wir ihm geben, sagte sich das Ehepaar. Und die ledige Mutter war froh, die Last los zu sein.

Ein paar Jahre. Sie hatte sich nach der Geburt in anderer Umgebung ganz ordentlich gehalten. Es kam zu einer Heirat mit einem guten Arbeiter. Doch der fiel zu Beginn des Krieges. Nun wachte die Sehnsucht auf nach dem verkauften Kind. Ganz merkwürdig stark. Es ist mir manchmal begegnet, daß die Liebe zu dem eigenen Fleisch und Blut spät erwacht — leider oft zu spät. Wieder vereinsamt, sehnte sich Liese nach einem Wesen zum Lieben, zum Betreuen, Segen und Pflegen, zum Liebhaben und Geliebtwerden.

Sie ging als Dienstmädchen in die Stadt, in der ihr Kind war. Versuchte Sonntag um Sonntag, in jeder freien Stunde, es zu sehen und mit ihm zusammenzukommen. Stundenlang stand sie vor der Haustüre und wartete. Wollte immer wieder ihm etwas Liebes tun. Den Pflegeeltern tat sie ja leid. Aber sie hatten das Kind ganz als ihr eigenes erzogen und wollten es nicht solchen Erschütterungen aussetzen, wie eine Rückgabe sie zur Folge haben mußte. Auch war Liese als Dienstmädchen doch nicht in der Lage, wirklich für das Kind zu sorgen. Aber allen Vernunftgründen gegenüber erwies sie sich unzugänglich. Immer wieder tauchte sie auf. Selbst ein Eingreifen der Stadtpolizei vermochte sie nicht dazu zu bewegen, den Ort zu verlassen und die Annäherungsversuche einzustellen. Bis unser Herrgott ihrer Sehnsucht ein Ziel setzte. Bei der Grippeepidemie Ende des Krieges starb sie im Krankenhaus.

Mutterliebe — auch verschüttete, wenn sie einmal erwacht — kann nichts bezwingen auf Erden als der Tod allein.

* * *

Kindtaufe ist heute beim Fabrikherrn. Der junge Nachfolger und alleinige Erbe der Textilwarenfabrik, Spinneret und Weberei hat vor Jahresfrist geheiratet. Heut wird sein Söhnchen getauft. Eine Haustaufe gibt es — die erste hier bei uns.

Bisher wurden alle Kindlein in die Kirche getragen, und das finde ich viel richtiger. Das Kind wird aufgenommen

in die Gemeinschaft der Gläubigen; also trägt man es hin in diese Gemeinschaft. Es wird ein Kind Gottes, also bringt man es zum Hause seines Vaters. In der Kirche wird einst weiter gebaut an dem Glauben, zu welchem mit der Taufe der Grund gelegt wird. Alle wichtigen religiösen Handlungen werden hier vollzogen: Kommunion, Konfirmation, Firmung, Hochzeit — also ist es ganz in der Ordnung, daß auch der Grundstein des Glaubenslebens hier gelegt wird. Ich möchte am liebsten einem jeden Kind ein Bild seiner Taufkirche über das Bettlein hängen zur dauernden Erinnerung.

Wohl hängt noch ein Weihwasserkessel in vielen Familien. Die Kinder lernen auch noch hineinzustupfen — wenn er nicht an chronischer Trockenheit leidet! Daß dies aber eine Erinnerung an das Taufbrünnlein ist, durch welches sie einst Kind Gottes wurden, eine Erinnerung an die Verpflichtung zu einem Leben nach dem Glauben, die mit der Taufe übernommen wurde, das wissen Eltern und Kinder oft nicht mehr. Leider...

Eine Haustaufe, sagt man, soll etwas ganz Besonderes sein. Eine ganz andere Art Lebensformung und Lebenseigenart bedingen als das übliche Hineingetragenwerden in die Kirche mit der großen Masse. Es ist etwas Individuelles. Ich mag die neuen Geschichten nicht, die gute, alte Sitte abschaffen wollen unter Zuhilfenahme undeutbarer und darum scheinbar sehr tief sinniger Symbolik. Ein jeder Christ will bald sein eigen Christentum zusammenbrodeln dürfen — abgeondert von der Masse. Was bleibt dann zum Schluß noch übrig von dem Solidarisismus der Bruderliebe, der Grundidee des Christentums?

Doch es trifft nicht zu, daß so gar viel Tendenz dahinter steckt. Bei einigen wenigen war das einmal der Fall; ist es vielleicht noch. Dann sah es so aus, als ob nun die Haustaufe etwas besonders Feines wäre. Und allsogleich stürzte sich das ganze große Heer derer, die zu den Besseren gezählt sein wollen, darauf und fühlten sich berufen, es nachzumachen. So geht es ja überall und mit allem. Haus- taufe ist Mode gegenwärtig. In den Städten fahren die, welche es sich leisten können, nicht mehr mit dem Kind in

die Kirche, sondern holen den Geistlichen ins Haus. Unser Pfarrer hat bis jetzt jeden derartigen Versuch abgewiesen. Man bleibe bei der guten, alten Sitte und mache aus den heiligen Sakramenten keine Modetorheit.

Mit der heutigen Haustaufe hat es eine besondere Bewandnis. Die ganze Familie des Fabrikherrn ist evangelisch. Nur die junge Mutter allein katholisch. Vor der Hochzeit hat ihr Mann versprochen, daß sie die Kinder alle in ihrem Glauben erziehen darf, und er hält sich auch jetzt an sein Wort gebunden — wenn auch sehr ungern. Seit das Kind da ist — und besonders weil es ein Knabe ist — ist doch die ganze Familie, vorab die Schwiegermutter, von früh bis spät an der Arbeit, die junge Mutter umzustimmen. Von Menschen, denen ihr Glaube etwas gilt, kann man das ja gut verstehen. Die arme Frau aber hat einen schweren Stand. Schon wenig Minuten nach der Geburt setzte der Kampf ein.

„Liebe Mathilde,“ sagte die Schwiegermutter, als sie ihr das Kind reichte, „nachdem es ein Knabe ist, wirst du doch dem Vater die Freude machen, ihn evangelisch taufen zu lassen. Er muß doch in die Familie hineinpassen. Ich will nachher gleich an Pastor Zeh telephonieren.“

„Wozu, Mutter? Alfred und ich sind uns immer einig gewesen, daß die Kinder meinen Glauben erhalten. Daran ist nichts zu ändern.“

„Wenn ein Mann so viel Liebe aufbringt, seiner Frau vor der Hochzeit solche Zugeständnisse zu machen, dann sollte die Frau wahrhaftig nicht weniger großmütig sein nach der Geburt. Ich hoffe, daß du das einsehen wirst.“

„Hier stehen andere Fragen auf dem Spiel als das, was du Großmut nennst. Die Sache ist gar nicht mehr diskutabel, nachdem wir uns vor der Hochzeit darüber ausgesprochen und geeinigt haben.“

„Ich muß schon sagen, daß ich schwer enttäuscht bin von deiner Dickköpfigkeit, Mathilde. Und mein Sohn jedenfalls auch. Wir hatten deine Liebe wirklich höher eingeschätzt . . .“

„Gerade weil ich Alfred lieb habe, gebe ich ihm sein Wort nicht zurück. Mit solchen Mitteln kann man sich kein Glück erkaufen . . .“

Die Schwiegermutter rauschte gekränkt hinaus. Die junge Mutter brach in Tränen aus. Da kam der Vater herein, merklich mißgestimmt. „Nun, Kind, sei doch vernünftig. Du kannst doch nicht erwarten, daß meine Familie deiner Ansicht ist in Glaubensfragen...“

„Wir haben uns doch darüber ausgesprochen. Damit sollen sich die anderen in Gottes Namen zufrieden geben und mich nicht quälen.“

„Nun ja — natürlich halte ich mein Wort. Aber es ist doch allgemein Sitte in unseren Kreisen, daß der Knabe die Religion des Vaters bekommt und die Mädchen die der Mutter. Es ist doch schließlich auch ganz gleich.“

„Alfred, wenn es für mich gleich wäre, hätte ich nie darauf bestanden, daß die Kinder meinen Glauben erhalten. Und wenn es für euch gleich ist, warum quält ihr mich dann damit?“

„Lassen wir das,“ sagte er nervös. „Bestellen wir nur gleich auf morgen den Pfarrer zur Taufe, daß die Sache vorbei ist und Friede im Haus bleibt. Ich werde einmal deinem Bruder telephonieren wegen der Patenschaft. Natürlich — von meiner Seite — da haben wir nun die Bescherung — das gibt Verdruß auf der ganzen Linie.“ Er rannte im Zimmer auf und ab. „Höchstens Onkel Erwin, der alte Junggeselle — fatale Situation — wenn es noch ein Mädel wäre —“ und so ging der Ehemann davon.

„O, Frau Burger, wenn ich es noch einmal zu tun hätte... Nun hat man sich aus lauter Liebe über die Verschiedenheit in der Religion hinweggesetzt. Ich habe wirklich geglaubt, es hat nicht viel zu bedeuten. Wir sind doch alle Christen, wie man immer sagt. Bis jetzt ist es auch so gegangen. Ich ging am Sonntag in meine Kirche, und Alfred brachte mich hin und holte mich ab. Nur wenn ich manchmal gern ein Wort über diese oder jene religiöse Frage gesprochen hätte, stand die Verschiedenheit trennend zwischen uns... Und jetzt, nachdem das Kind da ist — nachdem wir ein Herz und eine Seele sein sollten in der Erziehung des Kindes — jetzt ist der Spalt da. Jetzt hängt eben doch mein Mann an seinem Glauben und gönnt mir das Kind nicht für den meinen. Jetzt, wo ich so nötig einen Halt und eine

Stütze brauche, jetzt stehe ich allein. Es fehlt eben doch die letzte Einheit der Seelen zu einer vollen Harmonie.“

„Die Familie Ihres Mannes hängt eben an ihrer Überzeugung wie wir an der unseren. Das muß man verstehen und darf sich nicht darüber kränken. Es hält jeder seinen Glauben für wahr und echt und will ihn eben deshalb dem Kind übermitteln; will es vor dem Irrtum bewahren, den er im anderen Bekenntnis sieht. Wenn die Taufe einmal vorbei ist, glätten sich die Wogen schon wieder. . .“

„Über der Zwiespalt wird bleiben — wird vielleicht noch tiefer — da mit dem Wachsen des Kindes die Religion in ihrem Bekenntnis mehr in Erscheinung tritt. Der Erwachsene kann sich still im Herzen mit seiner Religion befassen — mit dem Kind muß man reden, muß es beten lehren. Nein, Frau Burger, besser wird es nicht werden. Der Schatten bleibt. . .“

So kam der Tag der Taufe. Alles war festlich geschmückt mit Palmen, Blumen und brennenden Kerzen. Die Familie aber hielt sich weit ab im Hintergrund. Die Schwiegermutter brach in ein herzzerreißendes Schluchzen aus, als der katholische Pfarrer das Kind taufte. Und die anderen standen betreten umher und wußten nicht, was sie tun sollten. Nur der Pfarrer beherrschte die Situation. Er trat nach der heiligen Handlung zu der Schwiegermutter hin und sprach liebe, versöhnende Worte. Er verstehe ihren Schmerz sehr wohl; könne es mit ihr fühlen, wie arg es ihr sei, das Enkelkind in einem Bekenntnis zu wissen, das sie für irrig halte. Doch sie möge sich trösten mit dem Gedanken, daß das Kind nun doch zu der großen Gemeinschaft der Christen gehöre, und daß ihm sicher nichts vorenthalten bliebe von den Schätzen des Christentums. Es sei auf jeden Fall nicht weniger Gotteswissenschaft und Gnade, was ihm nun zu teil werde. Nur einer war sehr unbesorgt um den tiefen Konflikt: der Onkel Erwin. Der hatte die Taufhandlung mit großem Interesse verfolgt wie alles, was ihm neu war. Raum saßen wir beim Kaffee, da fing er auch sogleich an, seine Eindrücke auszutramen. Kam ihm gar nicht in den Sinn, daß er an blutende Wunden rührte. . .

„Sagt einmal, das habe ich wirklich nicht verstanden, daß der Pfarrer dem Kind das Näschen gesalbt hat? Was soll das denn bedeuten: das Näschen zu salben?“

„Sehr einfach,“ knurrte der Vater, „das heißt, daß er seine Nase nicht in alles hineinstecken soll...“

Die Situation war einigermaßen gerettet. Man plauderte — etwas gezwungen natürlich — so von allerhand. Bis der Onkel wieder hineinplatzte:

„Übers Jahr wird nun das Mädchen kommen zu dem Knaben. Das werdet ihr euch doch noch leisten. Aber dann...“

„Das überlasse nur einmal mir und meiner Frau, Onkel Erwin.“

„Dann ist es aber genug. So dumm ist man heute nicht mehr. Wir waren ja einmal acht Geschwister. Aber so etwas kommt heute bei besseren Leuten nicht mehr vor. Da will ich euch nur sagen, was eben das neueste Verfahren ist zur Geburtenregelung. Ich habe es direkt aus Paris.“

„Onkel Erwin, denke daran: deine Nase ist auch einmal gesalbt worden!“ sagte der Hausherr gelassen. Und eine große Heiterkeit stellte die Harmonie einigermaßen her, indes der Onkel sich getränkt in Schweigen hüllte.

Als ich nachher das Kleine umpackte, schlüpfte mir die alte Sophie — die treue Magd, die wohl zwanzig Jahre schon im Haus ist — ihr Herz aus. Nun war sie bald fünfzig.

„Denk' nur, Lisbeth, der Gruber Peter hat mir einen Heiratsantrag gemacht. Was meint auch Ihr dazu? Noch einen eigenen Haushalt zu haben so auf seine alten Tage, wäre schon schön. Aber...“

„Sophie, was sollt auch Euch einfallen! Der Gruber schaut alle Tag zu tief ins Glas. Das läßt der nicht mehr. Der Wolf verliert die Haare, aber die Launen nicht. Und Ihr seid noch nicht gewiß über die Zeit, glaub' ich. Am End' könnt' noch ein Kind kommen — von so einem ver-soffenen Mann. Eine Heirat ist eben noch etwas anderes als den Haushalt führen. Ich möchte einmal nicht so einen angetrunkenen Schmaroher um mich haben bei Tag und — bei Nacht...“

Und schaut, Ihr seht ja nun, wie es hier geht. Der Gruber

ist nicht katholisch, und Ihr seid es. Er trägt immer so Werbeblättchen aus für die Adventisten — und Ihr geht in unsere Kirche. Das paßt halt nicht zusammen. Wenn beide nichts auf ihren Glauben geben, dann mag es gehen. Dann ist aber in der Regel auch kein fester Boden da für die Ehegemeinschaft. Aber wenn eines fest an seiner Überzeugung hält — oder gar beide — kommt ein Schatten in die Ehe, der das schönste Glück verdlüstert...“

„So, meint Ihr auch? Wird schon das beste sein, denk' ich, wir laufen noch eine Weile so umeinander...“

Heute sind wir beide, die Sophie und ich, 70 Jahre alt und laufen immer noch eine Weile „so“ umeinander. Einspännig gefahren kommt man auch in den Himmel.



Eines Nachmittags — die Kinder waren gerade aus der Schule gegangen, ich höre sie am Haus vorbeilärmen — kommt die dreizehnjährige Emma Schulz ganz atemlos angerannt, reißt die Tür auf, ohne erst zu klopfen, und schreit:

„Lisbeth, kommt doch schnell, schnell, die Mutter stirbt!“
Selle, starre Angst in den Augen, steht das Mäd'el da. Die Stimme versagt ihm fast. Ich bin ebenfalls sehr erschrocken. Die Schulzen ist seit zwei Jahren Witwe, hat zehn lebendige Kinder im Haus... betreibt einen Bäckerladen und Kolonialwaren dazu. Im letzten Jahr hat sie umgebaut. Hat alles sauber und nett gerichtet mit dem Geld von der Lebensversicherung. Wenn die nun sterben würde — das älteste der Kinder steht da vor mir — sie hat so ziemlich alle Jahre eines gehabt...“

„Aber Kind, was ist denn mit deiner Mutter?“ fragte ich, während mir das alles blitzschnell durch den Kopf geht.
„Da mußt du doch den Arzt holen.“

„Sie stirbt ganz gewiß, Lisbeth, sie blutet sich tot... das ganze Haus ist voller Blut, wie ich aus der Schule komme, und die Mutter liegt im Bett und gibt mir keine Antwort mehr...“

„Ja, ich gehe sofort. Aber lauf' auch noch schnell zum

Doktor Wille und ruf' den auch. Der kann doch besser helfen als ich."

Das Mädchen rennt fort. Ich weiß wahrhaftig nicht, was tun. Witfrau ist die Schulzen seit zwei Jahren — da ist doch keine Arbeit für mich mehr. Sie blutet sich tot? Vielleicht eine Geschwulst, ein Krebsleiden? Doch das kommt nicht so plötzlich... Nun, das Kind hat wohl im Schreck übertrieben. Doch sei es, wie es will: ich nehme meine Tasche zur Hand — da ist alles bereit, was unsereiner tun darf und kann — und gehe. Auf dem kürzesten Weg quer durch den Ort.

Da krabbelst ein Gedanke wie eine Spinne an mich heran: die Leute sagten allerhand letzten Winter. Überall habe ich es hören müssen: bei der Schulzen gibt es auch noch einmal Rindtauf! Der Maurergesell ist Tag und Nacht im Haus. Als der neue Most gekeltert wurde, saß er neben ihr am Tisch, und sie tranken aus einem Glas... Ganz geschäftsmäßig fängt man da an zu rechnen: neun Monate, es könnte stimmen...

Doch halt! Wer denkt auch gleich das Schlechteste. Der Maurer hat im Haus gewohnt, es ist wahr. Damals sagt' ich zur Frau Schulz, sie soll das nicht tun. Soll sich nicht in das Gerede bringen. Sie aber antwortete, er bekäme sonst kein Zimmer, und im Wirtshaus werde es auf die Länge zu teuer. Sie set ja nicht allein — hätte ja zehn Kinder im Haus...

So komme ich mit meinen Gedanken bei der Bäckerei an. Vor der Tür stehen schon ein paar Frauen aus der Nachbarschaft, die raunen und tuscheln. Die Kinder, die nun bald alle zehn aus der Schule daheim sind, stehen umher wie verschreckte Hühnlein, ratlos. Haben wohl in ihrer Angst die Nachbarinnen gerufen. Schauerlich sieht es aus in der Wohnung. Eine große Blutlache in der Küche. Spuren zum Laden und durch die Stube. Und im Schlafzimmer erst! Als sei Mord und Totschlag gewesen. Die Betten zermüht... die Waschkübel, der Boden — alles mit Blut besudelt.

Frau Schulz liegt in dem einen Bett. Wachs gelb, eingefallen, wie der leibhaftige Tod. Raum, daß sie atmet.

Da schickte ich die Kinder alle aus dem Haus und die Frauen dazu. Es sei nichts zu helfen, bis der Arzt komme. Doch der Peter soll zum Herrn Pfarrer laufen und ihn zum Versetzen bitten, bis in einer Stunde...

Wie ich mit Frau Schulz allein bin, greife ich rasch zu, um zu sehen, was eigentlich fehlt. Sie aber wehrt sich, so gut sie kann. Krampft die Bettdecke fest mit beiden Händen, mit den Zähnen sogar...

„Schulzen, laßt doch das sein. Daß ihr geboren habt, weiß ich ja doch. Warum habt Ihr mich nicht beizeiten rufen lassen?“ Wie ich dazu kam, das zu sagen, weiß ich selbst nicht. Bin erschrocken über meine eigenen Worte, als ich sie hörte. Gott muß sie mir in den Mund gelegt haben. Sie wirkten; brachen den Widerstand. Nun ließ sie mich meines Amtes walten. Es war in der That so, daß sich die schlimmste Erwartung bestätigte. Sie hatte ein Kind geboren. Hatte die Sache offenbar allein und ohne Hilfe abmachen wollen und sich daran verblutet. Es mußte ein Wunder geschehen, wenn sie mit dem Leben davontam.

„Wo habt Ihr das Kind?“ Sie war nicht bewußtlos, aber sie gab mir keine Antwort. Wollte sie nicht — oder war sie zu schwach? Da ich ihr nicht weiter helfen konnte, fing ich an, in allen Winkeln nach dem Kleinen zu suchen. Der Arzt kam und stellte sofort die gleiche Diagnose.

„Wo ist das Kind?“ Eine gute Nachbarin hatte inzwischen die Küche, den Ausgang und die Stube aufgewischt, daß es nicht gar so arg aussehe, wenn der Herr Pfarrer käme. Es hatte sich aber nichts gefunden, was auf die Spur des Kindes wies. Da kam es wie ein leises Wimmern irgendwo her. Wir schauten uns an. Keines hatte erfaßt, wo es herkam. Der Arzt mühte sich ab, das entfliehende Leben der Mutter nochmals festzuhalten — wenn auch nur auf kurze Zeit. Ihr noch einmal die Kraft zu geben, das so notwendige Wort der Aufklärung zu sprechen, ihr Gewissen in Ordnung zu bringen, ehe sie vor dem ewigen Richter stand.

Und wieder klang das leise, klagende Wimmern durch die Stube. Da war es mir, als fasse jemand meine Hand und führte sie. Ich wußte nicht, wie es kam, daß ich in

das andere Bett hineingriff und unter der Matratze hervor ein neugeborenes, blutendes Kindlein ans Licht holte. Ein Mädchen. Lebenskräftig und ausgewachsen, aber wie die Mutter selbst nahe daran, zu verbluten, weil auch ihm nicht die geringste Hilfe zu teil geworden war.

„Versuchter Kindsmord auch noch zu allem anderen,“ sagte der Arzt. Nun konnte man nicht mehr im Zweifel sein. Hatte es schon mehr als eigen geschienen, daß eine Frau, die zehn Kinder hatte, nicht zur rechten Zeit — ja überhaupt nicht — nach der Hebamme schickt, so war dies Verbergen des Kindes unter der Matratze ein ganz untrügliches Zeichen dafür, daß die arme Frau geglaubt hatte, sie könnte die Sache im stillen und verborgenen abtun, daß niemand etwas erfährt.

„Sagt doch den Kindern nichts,“ flüsterte Frau Schulz nun. Einige sehr starke Einspritzungen hatten den letzten Rest des Lebens nochmals aufflackern lassen. „Die Schand'... die Schand'... ich hab' doch nicht anders können... hab' es doch wegmachen müssen... was sollen die Kinder sagen?“

„Kathrin, nun habt Ihr einen Mord begehen wollen, nur um keine Schand' zu haben! Bedenkt doch nur, wenn Ihr so gestorben wäret und das Kind dazu... wie wäret Ihr vor Gott gestanden in der Ewigkeit?“

„Die Kinder... ich hab' es doch wegmachen müssen.“
„Aber Kathrin, glaubt Ihr denn, daß die Kinder nicht erfahren, warum Ihr gestorben seid? Glaubt Ihr, daß es nicht herausgekommen wäre? Sind nicht alle Jahre zwanzig vor Gericht, die auch erwischt worden sind beim Kindsmord? Schaut, Ihr seid nicht mehr recht hell im Kopf gewesen, sonst hättet Ihr Euch sagen müssen: du darfst nicht töten! Unter gar keinen Umständen darfst du töten. Und wenn die Schand' noch größer ist — und wenn es dich selbst das Leben kostet...“

Der Pfarrer kam herein, nachdem ihm der Arzt in der Stube draußen Bescheid gesagt hatte. So konnte ich es ihm überlassen, die arme Seele zur Einsicht ihres Unrechts zu bringen, ehe es zu spät wurde. In der Küche hatte mir die Nachbarin das Badwasser gewärmt, und ich ging

hinaus mit meinem armen, kleinen Mädchen, es zu waschen und ordentlich herzurichten. Die Nachbarin half mir, so gut sie konnte. Uns beiden liefen die Tränen unaufhaltsam über die Wangen. Daß eine Mutter sich so verirren kann, war mir denn doch ein neues, unfassbar schmerzliches Erleben. Nicht daß sie gefallen — wie schwach Menschen sind, wenn sie der Gelegenheit zum Fall nicht aus dem Weg gehen, erlebt eine Hebamme ja immer wieder aufs neue! — aber daß sie, die zehn Kindlein hatte, dem ersten so kalt überlegt das Leben wieder nehmen wollte, nachdem sie es lebendig in ihren Mutterhänden gehalten — das habe ich nicht begreifen können.

Der Arzt gab seine Vorschriften für die kommenden Stunden. Wir mußten die Ortspolizei von dem Fall verständigen. An zwei Schwestern der Mutter schickten wir ein Telegramm. Da ich gerade keine Wöchnerin zu versorgen hatte, erbot ich mich, die Nacht über im Haus zu bleiben. Den Krankenschwestern war es damals noch verboten, bei Wöchnerinnen Pflegen zu übernehmen; auch wollten wir sie gerade mit dem Fall nicht in Berührung bringen.

„Es wird kaum Mitternacht werden,“ sagte der Arzt. „Wir wollen sie ruhig und in Frieden sterben lassen. Zu ändern ist ja doch nichts mehr.“ Er schrieb einen großen Zettel und heftete ihn an die Stubentüre: „Alle Besuche vom Arzt verboten.“

Während wir dem armen Würmlein ein Bettchen zurechtmachten, ein Hasermus für die Kinder kochten, beteten wir still für die arme, verirrte Seele. Nach einer Weile rief mich der Pfarrer herein. Ich solle das Kindlein mitbringen. Wie ich mit dem kleinen Bündel ans Bett kam, liefen der Schulzen die Tränen über die eingefallenen wachsgelben Wangen. Mit letzter Kraft machte sie dem Kind ein zitteriges Kreuzlein auf die Stirne.

„Tausen,“ sagte sie. „Maria soll es... heißen — soll eine rechte Mutter — im Himmel haben — weil es — so eine — schlechte — auf Erden gehabt hat...“

„Wir sind alle arme Sünder,“ tröstete der Pfarrer. „Ihr bereut Euren Fehler, und damit seid Ihr keine

schlechte Mutter mehr. Ihr werdet selbst vom Himmel her die Kinder alle beschützen.“

Eine lange Weile schwieg die Sterbende still. Dann wandte sie sich wieder zu mir.

„Lisbeth, hättest es nicht gedacht, daß du — noch einmal — so — zu mir kommst.“

„Ihr habt Euch verirrt auf dem Weg — andere tun es auf einem andern. Habt wieder zurechtgefunden, das ist die Hauptsache.“

„Sag' es allen, wo du hinkommst, Lisbeth. Beizeten muß man es lernen, allein zu sein... Wenn man so daran gewöhnt ist — glaubt, man müsse das haben zum Leben... Wie mein Mann dann verunglückt ist — du weißt ja, man hat ihn tot ins Haus gebracht... Gott hab ihn selig...“

Der plötzliche Wechsel nach fünfzehnjähriger Gewohnheit... da hab' ich keine Ruhe mehr gehabt bei Tag und bei Nacht, und hab' immer dem nachgedenken... Wie da der Gesell im Haus war... und zu mir gekommen ist an einem Abend — hat es nicht viel Überredung gebraucht...“

Es war, als ob sie die letzte Kraft zusammennehmen wollte: „Sag' es allen, Lisbeth... wenn sie nun schlecht von mir reden... sie sollen beizeten enthaltfam leben... daß sie es einmal können... wenn es sein muß... und es ihnen nicht auch so geht...“

„Ja, Rathrin, ich werd' es ihnen sagen.“

Erschöpft sank sie in die Kissen. Während der Pfarrer ging, die heilige Wegzehrung zu holen, betete ich ihr zuweilen ein paar Worte vor. Wir sprachen nichts mehr miteinander. Was hätte da auch noch gesagt werden sollen? Noch einmal leuchteten die Augen der armen Mutter auf, als der Pfarrer den lieben Heiland brachte und ihr die Wegzehrung reichte. Dann schlossen sie sich für immer. Die älteren Kinder knieten am Fußende des Bettes. Ein Blick voll tiefem Weh glitt über sie hin. „Die Mutter — im Himmel — soll euch segnen...“ sprachen die erstarrten Lippen immer leiser.

Und eine verirrte Seele hatte heim zum Vater gefunden.

* * *

Eine gute halbe Stunde vom Ort entfernt liegt der große, stattliche Waldhof. Weite, herrliche Felder, saftige Wiesen, auf denen nun im Herbst stattliche Rühe und Jungvieh in Menge weiden; sogar eigener Wald ist dabei. Einst stand der Waldhof im Mittelpunkt des Interesses der gesamten Jungmännertwelt. Es sind nur zwei Töchter dort aufgewachsen. Wir waren einmal Schulkameraden. Als die Gustel und die Theres Breitenbach auf dem Waldhof ins heiratsfähige Alter kamen, erschienen die Freier von nah und fern; denn der Hof war für süddeutsche Begriffe ein stattlich Gut. Die Gustel aber ging ins Kloster und wurde Krankenschwester. Und die Theres kam zu keinem Entschluß.

Sie war das reichste Mädchen am Ort. Das wußte sie nur zu gut. Sie konnte es sich leisten, recht hochmütig und wählerisch zu sein. Der Mann mußte um und um all ihren Ansprüchen genügen; mußte schon im voraus auf all ihre Wünsche und Launen sich einstellen. Es machte ihr ein diebisches Vergnügen, die Freier zappeln zu lassen. „An jedem Finger einen wie die Hampelmänner an der Kordel,“ prahlte sie selbst bei ihren Freundinnen. Nein, sie hatte keine Eile. So ein gesuchter und begehrter Artikel, wie ein schwer reiches Mädchen — ein Mädchen mit so einem Hof — das blieb nicht sitzen. Immer höher trug sie den Kopf.

Und übersah es ganz, daß sie schließlich auch an die Dreißig herankam und darüber hinaus. Alles hat seine Zeit. Auch das Freien und Befreitwerden. Allmählich blieben die Freier aus. Die Burschen, die etwas hinter sich hatten, bekamen es satt. Nun erschienen nur noch einige Mitgiftjäger, alte Bewerber von auswärts, Witmänner mit Kindern, ein verkrachter Adeliger — doch für diesen schätzbaren Rest aus dem Reich des Lebens bedankte sich die stolze Theres damals erst recht. Nun trug sie den Kopf noch höher und sonnte sich in dem Bewußtsein, daß sie alle Tage einen hätte haben können, wenn sie gewollt hätte. . . Sie spielte mit viel Geschick die Männerverächterin, die keinen braucht. Sie stürzte sich in den Betrieb. Ging auf eine Landwirtschaftsschule, was vor dem Krieg für eine

Frau eine ganz außergewöhnliche Sache war bei uns, führte zeitgemäße Neuerungen ein und machte eine richtige Musterwirtschaft aus ihrem Hof. So schaffte und wirkte sie, ohne noch einen Seitenblick für die Männer übrig zu haben — bis kurz nacheinander beide Eltern starben.

Nun hatte Theres den Hof allein. Das war nicht das schlimmste; den konnte sie zwingen. Mit Knecht und Magd, Schweizer und Viehbuben, Rostknecht und Schnittern, mit Viehhändlern und Getreidemählern wurde sie fertig ohne viel Worte. Weit schlimmer war die Einsamkeit und Vereinsamung, die nun an ihrer Seele fraßen. Das verpaßte Glück, die versäumte Gelegenheit grämten sie doch. Sie hatte sich nicht mit einem großen, festen Entschluß der Jungfräulichkeit zugewandt, zu suchen, was des Herrn ist. Weil es ihr nicht gegeben war. Es war eben nicht ihr Beruf. Sie faßte in dieser kritischen Zeit auch nicht den Entschluß, aus der Not eine Tugend zu machen, nachdem sie die Gelegenheit zur Ehe verpaßt hatte; noch auch den anderen, sich jetzt noch ernstlich nach einem Lebensgefährten umzusehen. Unter Hintansetzung von überspannten Ansprüchen wäre es wohl möglich gewesen, noch einen rechten Mann zu finden. Sie schaute überhaupt nicht hinab in die Tiefe ihres Wesens. Sah den Zwiespalt, die Sehnsucht nicht; nannte sie sich nicht mit dem richtigen Namen und hielt sich in pharisaischer Gerechtigtkeitsüberzeugung weit erhaben über menschliche Umwandlungen.

Sie versuchte ein paarmal, sie dafür zu gewinnen, Kinder zu sich auf den Hof zu nehmen, daß ihr Leben einen rechten Inhalt bekäme; daß sie etwas hätte zum Lieben und zum Betreuen — doch sie ging nicht darauf ein. Es fehlte eben die innere Harmonie der Seele, die so liebehungrig und leer sich fühlte — und ihrem Stolz das nicht sagen durfte. — Es kam ein junger Knecht auf den Hof. Achtzehn Jahre alt. Fahrender Korbmacherleute Kind. Der älteste von zehn Geschwistern. Reif, zielsicher, sieggewiß; jung und hemmungslos durch und durch, ohne Glauben und Gewissen. Rein Hemd am Leib; Löcher in den Hofen, Schuhe ohne Sohlen. Der spielte mit viel Geschick und Glück den

verlorenen Sohn, der heimkehrt ins Vaterhaus, zum Mutterherzen. Dabei war er im Schaffen flink und anstellig. Machte Augen so groß und rund, voll Staunen und Bewunderung an seine Meisterin hin, daß ihr das Herz warm und wärmer wurde.

„Den armen Tropf, den müssen wir gut herausfuttern,“ sagte sie zu der Hausmagd. Bald kam er in die Küche zu den Zwischenmahlzeiten, bekam besondere Brocken hingeschoben. Bald strickte sie ihm Socken, nähte ihm Semden und flickte die Löcher in seinen Hosen. Der Bursch kam und zeigte sich mit seiner neuen Fassade; spät am Abend noch, nach der Arbeit. blieb da und aß mit Theres zu Nacht. Küßte ihr vertraulich die Hände. „Mutter,“ war schon nach wenigen Wochen die Urrede. Zuerst lachten alle über den fecken Burschen; bald aber schüttelte das Dienstpersonal die Köpfe und tuschelte miteinander. „Wenn alte Scheunen brennen...“ Es währte nicht lange, da fehlte der Theres etwas, wenn am Abend die fecken Bubenaugen nicht irgendwo um den Rachelofen herum flackerten. Da brannte eine tiefe Eifersucht in ihr, daß sie ruhelos durch die Stuben schritt, wenn sie hörte, daß er ins Dorf in die Wirtschaft gegangen war zu Tanz und Vergnügen. Nun hockte er bei den jungen, sinnlich geputzten Dingen herum, ließ sich wohl gar von ihnen verführen — indes sie einsam hier am Ofen saß und wartete. . . Aber sie merkte auch jetzt nicht, wie es um sie stand. Redete sich ein, daß es nur mütterliches Interesse wäre an dem großen Kind, wie sie sagte. In Wahrheit war er ein ganz abgefelmter Schlingel. Er sah genau, wieviel Uhr es war und nützte den rechten Augenblick.

Am Fastnacht-Sonntag zog er ein neues Gewand an. „Mutter, ich will in das Dorf gehen. Warum machst du so ein böses Gesicht?“

„Weil ich dich gar nicht gern im Wirtshaus weiß. Ist nichts für so ein junges Blut. Die Mädchen sind so schlecht heutzutage.“

„Mutter, ich muß halt küssen. Ich brauch' ein wenig Liebe. Hab' meiner Lebtag nichts davon gehabt. Muß einen Wein haben heut — die Woche ist lang genug zum Kaffeetrinken. Ich bin eben jung, und die Zeit vergeht.“

„Könntest doch heut hlerbleiben. Muß ich an allen Sonntag
tagen allein sein?“

„Wenn ich dich küssen dürfte, bleib ich wohl da. Aber du
jagst mich ja aus dem Haus — weil du so gut bist — und
doch nicht gut. Liebe will ich — von dem Schatz — von der
Mutter — ist mir gleich! Aber ein wenig Liebe...“

Und er faßte sie herzlich um den Hals und küßte sie. Auf
die Wangen, auf den Mund...

Wenn alte Scheunen brennen — dann gibt es ein großes
Feuer.

Man hielt Fastnacht zu Hause. Fastnacht. Eine sieben-
undvierzigjährige, bisher ledige Frau und ein achtzehn-
jähriger Knecht, fahrender Leute Kind; ein gerissener,
zielsicherer Vagabund. Fastnacht, die bis über Ostern
währte. Dann wußte es der ganze Ort. Der Bursch
prahlte am Bierisch damit, daß er den Waldhof in der
Tasche habe. Nicht lange ginge es mehr, dann könnten es
alle im Raften lesen. Das Dienstpersonal, Knecht und
Magd, der Kofknecht und der Schweizer, eines nach dem
anderen kündigte und ging. Da wollten sie nicht mehr
bleiben. In so einem S....haus.

Am Pfingsten machte ich mich auf und ging die Theres
besuchen. Wollte doch sehen, was an dem Dorfklatsch
wahrhaftig war und ihr reinen Wein einschenken. Ich konnte
das nicht glauben, was von Mund zu Mund getragen
wurde — war aber nicht wenig erstaunt, als die beiden
wirklich beim Wespenn saßen. Wie Mutter und Sohn?
Nein, noch anders. Ich wußte nun genug, ohne zu fragen.
Man bekommt mit der Zeit einen Blick für gewisse Dinge.
Und die Theres schien mir so sonderbar rundlich zu werden
gegen ihre bisherige Art. Gott im Himmel — es wird
doch nicht...

Als der Bursche einmal draußen war, brachte ich die
Rede darauf. Sie lachte: „Der Altjungfernspeck setzt an.
Das kommt mit den Jahren. Ich bin jetzt so da, wo die
Natur sich ändert...“

„Seit wann?“

„So um Fastnacht herum das letzte Mal.“

„Aber Theres, geh' doch zum Arzt. Du wirst doch nicht

am End' — weißt, der Bub spricht so viel in den Wirtschaften herum..."

Sie war aschfahl geworden in jähem Erschrecken. „Wodenkst denn auch hin? So etwas gibt es doch nicht in meinem Alter. Was die Leut' einen gleich verleumden.“

„Auf alle Fälle solltest du zum Arzt gehen. Mit den Jahren kommt manchmal auch eine Krankheit. Ich muß schon sagen, du gefällst mir nicht.“

Im Oktober ruft man mich auf den Waldfhof. Es war zu spät. Die achtundvierzigjährige Frau konnte nun das erste Kind nicht mehr gebären. Die Muskeln waren hart und steif, die Knochen zu fest verwachsen. Bänder und Gelenke dehnten sich nicht mehr. Natürlich war sie nicht zum Arzt gegangen. Hatte nicht vorgesorgt. Ich schickte sogleich nach Doktor Wille. Der war nicht da, war zum Arztetag gereist. So mußte es Doktor Marg sein. Und der bestätigte, was ich befürchtet hatte: Perforation. Der Kaiserschnitt war nicht mehr möglich. Auch lehnte der Arzt es grundsätzlich ab, ihn im Privathaus auszuführen.

Perforation: mit das Schrecklichste, das wir im Beruf erleben müssen. Gott sei Dank ist sie heute sehr selten geworden. Dank der Fortschritte in der Geburtshilfe, dank der besseren Aufklärung der Frauen, die in anormalen Fällen nun doch meist rechtzeitig in die Klinik gehen.

Perforation. Wie Doktor Marg das Todesurteil gesprochen hatte, sagte ich: „So will ich versuchen, das Kind zu taufen, ehe es stirbt.“ Nahm mein stets bereites steriles Wasser und taufte das Kind im Mutterleib; unter getreuer Wahrung aller Desinfektionsregeln. Er drehte sich auf dem Absatz herum, lachte wie ein Satan: „So, nachdem der Seele Himmelfahrt gesichert ist, wollen wir den Würmern der Erde ihren Fraß geben!“

Am kommenden Morgen fragte mich der Apotheker: „Was haben Sie denn auf dem Waldfhof getan? Der ganze Ort mokiert sich ja darüber! So übertreiben braucht man doch nicht...“

„Die Nottaufe habe ich einem armen Kinde gegeben. Hygienisch und nach dem Befehl jedenfalls einwandfreier und sauberer, als der Marg arbeitet. Mir ist an der Taufe

noch keine Mutter gestorben — er soll nur sein Maul sauber halten.“

Mitten im Dorf bei der Wirtschaft stehen ein paar Männer beisammen. Und einer, Führer der Sozialisten, ruft mir zu, als ich vorübergehe:

„Wir haben im Gemeinderat eine neue Feuerspritze angeschafft! Die könnt Ihr nächstes Mal holen lassen, wenn wieder was los ist!“

Gelächter ringsum. Doch ich antwortete ruhig:

„Ich hab' noch einen Korb voll Seegras auf dem Speicher stehen aus einer alten Matraze. Den will ich Euch schicken. Er reicht, um dem ganzen Gemeinderat das große, dumme Maul zu stopfen!“

Damit hatten die Spottreden ein End' und ich meine Ruhe. Sie wußten nun wieder, daß mit der Lisbeth nicht gut anzubandeln ist.

Wie recht hat der Apostel Paulus: Wer steht, sehe zu, daß er nicht falle. Der Mensch ist wahrhaftig nie zu alt, um Dummheiten zu machen. Und nimmer darf er glauben, daß für ihn etwa keine Gefahr mehr bestehe, fallen zu können. — Das haben mir die beiden zuletzt hier erzählten Fälle für alle Zeiten ins Herz gegraben.

* * *

Es muß einmal Krieg geben, daß es wieder Platz auf der Welt gibt! Es sind zu viele Menschen da. Die Jungen kommen nirgends mehr an. Was soll man mit den Burschen machen...“

„Aber Frau Herzog, wenn es Krieg gibt — Sie haben doch nun auch zwei Buben mit siebzehn und sechzehn Jahren... Wenn die dann fort müssen und erschossen werden — wie ist es dann?“

„Ach, bis meine Buben daran kommen, ist das lang vorbei. So ein Krieg ist in sechs Wochen heute fertig...“

„Aber Tote und Verwundete wird es auf alle Fälle die Masse geben. Auch in sechs Wochen. Wenn es Ihr Kind nicht trifft, so wird es das einer anderen Mutter sein.“

„So kann es aber doch nicht weiter gehen. Es sagen doch alle Leute: es muß nun wieder Krieg geben, daß bessere Zeiten kommen...“

„Frau Herzog, wissen Sie nicht mehr, wie die Kriegstrüppel von 1870 am Jahrmart und sonst an den Ecken gefessen sind und gebettelt haben? Es ist eine Sünde, so etwas nur zu sagen...“

„Nun meinetwegen — aber dieses Mal machen wir andere Bedingungen. Da wird man schon für die sorgen können...“

Die älteste Tochter der Frau Herzog erwartete ein Kleines. Da war die Mutter zur Pflege gekommen. Nun trug sie gerade den Kaffee auf. Setzte sich zu uns in die Schlafstube und gab ihre Weisheit zum besten. Herzog ging in die Fabrik. Nach Feierabend, besonders am Samstag und Sonntagvormittag, rasierte er nebenbei den halben Ort, wobei seine bessere Hälfte das Einseifen zu besorgen pflegte. Dabei schnappte sie natürlich allerhand Brocken von der Unterhaltung der Männer auf, die sie dann auf ihre Weise wieder anzubringen sich bemühte.

Es muß einmal wieder Krieg geben!

Das war 1912. Weiß Gott, woher dieser Gedanke kam. Wie vom Wind angeweht ist er plötzlich da. Taucht immer wieder auf. Wie eine fixe Idee setzt er sich fest in den Köpfen der Menschen. Sie wissen gar nicht, was sie reden. Bedenken nicht, was dahinter steht an Unglück und Not und Tod für Hunderttausende. Eine wahnwitzige Hoffnung auf bessere Zeiten prägte die Form. Wie man sonst wohl sagt: so kann es nicht weiter gehen — so fingen die Menschen an mit dem schrecklichen Wort: es muß wieder Krieg geben.

Nicht nur hier. Letzte Woche hatten wir unsere Jahresversammlung in der Landeshauptstadt. Wir haben ja nun einen festen Berufsverband. Es ist sehr interessant, so viele Kolleginnen beisammen zu finden. Zu hören, wie es anderen geht. Ich habe zum ersten Mal drei von denen wieder getroffen, die einmal mit mir zusammen gelernt haben in der Hebammenschule. Wir haben die ganze Nacht Erinnerungen aufgefrischt und Erfahrungen ausgetauscht. Das tut gut. Man trägt seine Sorge und Mühe leichter,

wenn man weiß, daß es Standes- und Berufsstände sind. Wenn man sich sagen kann: es geht dir nicht allein so. Es ist nicht deine Schuld, sondern es liegt in den Verhältnissen.

Wir haben nun die Tage auf achtzehn Mark festgesetzt. Freilich sagen viele, sie würden das nicht bekommen; müßten froh sein, wenn die fünfzehn Mark eingehen, die bisher gefordert wurden. Man muß halt ab und zu geben. An und für sich sind die achtzehn Mark sicher nicht zu viel, wenn man bedenkt, wie viel Zeit wir für eine Geburt aufwenden müssen; und die täglichen Gänge zehn Tage lang. Bei jedem Wetter, mitten in der Nacht. Die Lebensmittel sind viel teurer geworden in den letzten zehn Jahren. Eier kosteten einst vier Pfennig und heute acht oder neun! Butter einst sechzig Pfennig und heute eine Mark! — Und warten müssen wir — warten! Zuweilen bringt man das zweite Kind, und die Geburt für das erste ist noch nicht bezahlt. Besonders die Bauern halten das Geld sehr fest. Mit Arbeitern ist darin viel leichter auszukommen. Die zahlen ihre Gebühren ganz ordentlich — wenn es einmal nicht reicht mit dem Lohn, ist das eine andere Sache. Da habe ich schon manchmal der Frau heimlich fünf Mark zurückgegeben, wenn man sieht, daß sie es fast nicht zusammenbringen konnten und doch zu stolz sind, es schuldig zu bleiben.

Das schönste wäre es, wenn wir Beamte wären und alle Arbeit den Müttern umsonst tun könnten! Von den gut situierten Familien könnte der Staat ja eine Tage erheben. Bis jetzt sieht es aber nicht so aus, als ob ich eine solche Neuregelung einmal noch erleben würde! —

Die Kolleginnen in den Städten klagen sehr, daß so viele Frauen heut zur Geburt in die Klinik gehen. Dort hat man eigene Hebammen angestellt, und es ist für die anderen ein großer Geburtenausfall geworden. Man hätte doch gewiß es so regeln können, daß die Frauen ihre Stadthebamme zur Geburt zuziehen? Es denkt eben bei uns gar niemand mehr daran, ob er mit seinen Plänen und Unternehmungen dem anderen schadet oder nicht.

Daß die Frauen gern in die Klinik gehen, kann ich verstehen.

Dort ist alles parat. Sie sparen Arbeit, Aufregung und Kosten. Wenn die Wohnung eng und klein ist, kommt noch anderes hinzu. Andererseits aber ist es doch so unpersönlich. Es gehen sicher Gemütswerte verloren, wenn der Mensch nicht mehr in seiner Familie, in seinem Heim zur Welt kommt, sondern eines Tages in einem Bündelchen ins Haus getragen wird. —

Doch das wollte ich nicht erzählen. Bin ein wenig abgekommen. Also! Bei der Versammlung wurde auch gesagt, es sei so merkwürdig, daß die Menschen überall anfangen von Krieg zu reden. Von der kommenden besseren Zeit nach dem Krieg. Heute möchte man sagen: große Ereignisse werfen eben ihre Schatten voraus. Damals wußte man es sich nicht zu deuten. Uns Hebammen, die so oft voller Sorge an der Pforte des Lebens harren, wenn ein neues Menschenkind eintreten will, die täglich sehen und hören, wieviel Mutterleid damit verbunden ist, ist es doppelt unverständlich wie man ohne Grund und Ursach' vom Krieg, vom Vernehmen reden kann...

„Es treffen ja nicht alle Kugeln. Und manchem würde es gut tun, wenn er einmal eine Weile ordentlich unter die Fuchtel käme...“ konstatierte Frau Herzog bei der dritten Tasse Kaffee. „Würde ihm das Saufen vergehen...“

Diese Wendung zum konkreten Fall kam so überraschend, daß ich sie nicht hatte abbiegen können. Erschrocken sah ich nach der jungen Mutter. Doch die hatte es ganz kühl gelassen. Sie war wohl der gleichen Meinung heute. Drei Ehejahre mit einem notorischen Trinker können wohl auch die rosarotesten Wolken und goldigsten Hoffnungen verschimmeln lassen. —

Nun war sie drei Jahre verheiratet und erwartete das vierte Kind. Alle zehn Monate war eines da. Elende, armselige Dingerchen; einige Wochen zu früh geboren. Das Älteste kann noch nicht allein auf seinen Beinchen stehen und nun kommt das vierte. Hier war eine Not, eine Verwahrlosung, wie ich sie selten gesehen habe. Schmutz und Lumpen überall — und sonst nichts. Das allernotwendigste Hausgerät. Alles andere war bereits vertrunken worden. Drei Kinder liegen in einem Bett, dessen Matraze halb

verkauft ist, da sie ständig naß wird und nie zum Trocknen kommt. Auch das älteste Kind ist noch ganz unsauber; von den jüngeren nicht zu reden. Bettwäsche besteht auch aus Lumpen. Die Großmutter hätte schon lange die Kinder, wenigstens zeitweise, zu sich genommen; doch ihr Mann duldet es nicht. Er hatte sich einst mit allen Mitteln gegen die Heirat seiner Tochter gestraußt und war nicht dazu zu bewegen, ihr zu helfen. Nun solle sie die Suppe auslöffeln, die sie sich eingebrockt habe!

Der Vater ist ein notorischer Trinker, aber so verschlagen und tückisch, daß man ihm nicht beizukommen weiß. Er ist Techniker in der Fabrik und füllt dort sonderbarer Weise seinen Posten aus. Doch Abend für Abend kam er sinnlos betrunken heim. Mißbrauchte seine Frau, wie sie mir selbst klagte, nicht nur bei Nacht. Versuchte sie, ihn abzuweisen, kam es zu fürchterlichen Szenen, bei denen sie doch der Gewalt unterlag. Sie war eine kleine, schwächliche Frau und er ein robuster vierschrötiger Kerl. So hatte sie im Verlauf der wenigen Ehejahre jeden Widerstand aufgegeben. Auch ging es da, wie so oft im Leben: die Frau hing an ihrem Mann, trotz allem. Ein Rätsel, das ich nicht lösen kann. Aber eine Tatsache. Eine Frau kann sich ihrem Mann so verbunden fühlen, daß sie ihn einfach nicht aufgibt und nicht verläßt trotz der menschenunwürdigsten Behandlung. In diesem Fall stand noch ein sittliches Moment mit daneben:

„Wenn ich gehe, mich scheiden lasse, Lisbeth, was wird aus ihm? Wird er nicht völlig zu Grunde gehen? Nicht noch andere Mädchen unglücklich machen? Ich bin nun einmal mit ihm verheiratet. Vielleicht sieht er es doch einmal ein. Wenn ich es noch einmal zu tun hätte, ja dann... aber nun ist es eben geschehen...“

Sie war gewarnt gewesen. Der Pfarrer, der Oberlehrer, Doktor Wille, auch ich hatten ihr dringend abgeraten, den Mann zu heiraten, da er schon vor der Ehe ein richtiger Trinker war. Ihr Vater widersetzte sich mit allen Mitteln. Wir haben ihr das kommende Elend in den dicksten Farben gemalt — und, wie sich nun zeigt, nicht einmal richtig!

„Ach, wenn ich ihn habe, wird er sicher anders. Mir zulieb

ändert er sich. Er trinkt nur, weil er kein richtiges Heim hat. Ich werde es ihm abgewöhnen... Liebe kann alles..." wehrte sie sich gegen jede Vernunft. Trinker sind bekanntlich auch sehr freigebig mit schönen Versprechungen und guten Entschuldigungen. Sie hat sich eben von ihm einwickeln lassen. — Ein paar Wochen ging es an. Dann war das Elend da. Wurde größer mit jedem Kind. Für den Unterhalt ließ er schon lange die Mutter sorgen. Die war wieder auf dem Biltro wie vor der Ehe. Und die Treue hielt der Mann seiner Frau nicht, obwohl sie sich ihm nie versagte. Denn das dritte Kind ist schon infolge Blennorrhöe fast erblindet. Mich wundert es, daß noch ein viertes kommt; und wie wird es mit ihm bestellt sein.. ?

Wir haben dieses Jahr, 1912, die Söllensteinropfen bekommen und die Anweisung, sie bei allen Neugeborenen als Vorbeugungsmittel anzuwenden. Eine Anweisung, keine Dienstvorschrift. Unser Gemeinderat hat sie mir nicht bewilligt: das sei bei uns nicht notwendig. Ich habe sie mir doch zugelegt und wende sie an. Sechsmal schon ergab es sich in diesem einen Jahr, daß es notwendig war. Auch bei uns! Doch ich muß schweigen. —

Endlich war das Kind geboren. Ein Würmlein zum Erbarmen! Mit einem merkwürdigen Ausschlag behaftet wie eine fressende Flechte. Doch es tat das denkbar Beste für seine Verhältnisse: es starb eine Stunde nach der Geburt. Die Nottaufe hat es rechtzeitig erhalten. —

In dem zerlumpten Bett krabbeln und wimmern die drei armseligen Würmchen; das eine blind, die anderen rhachitisch, unterernährt, geistig anscheinend unter dem Durchschnitt. Die Mutter weint um das Tote. Und in wenig Tagen ist das Fünfte schon gezeugt unter ihrem Herzen — wenn nicht die Geschlechtskrankheit inzwischen Unfruchtbarkeit herbeiführt. Wie werden die sittlichen Qualitäten solcher Kinder sein? Wie ist es um ihre Erbanlagen bestellt? Wahrlich, ein fast übermenschlicher Glaube gehört dazu, in solchen Fällen daran festzuhalten, daß das schlechteste Leben besser ist als keines...

Ich habe der Mutter gesagt, daß sie krank ist und in Behandlung zu Doktor Wille gehen soll. Leider ist sie zu Marx

gegangen. Erst dann, als das fünfte Kind empfangen war. Mit welchen Mitteln er sie überredet hat, weiß ich nicht. Jedenfalls hat er einen Eingriff gemacht — und die arme Mutter ist daran verblutet. Mary ist an dem gleichen Abend in die Schweiz abgereist. Es ist nicht das einzige Menschenleben bei uns, das er auf dem Gewissen hat. —

* * *

Festtag ist heute in unserem Ort. Primiz und Hochzeit zugleich. Meine beiden ersten Kinder, der Josef hat Primiz und das Josefchen Hochzeit. Der ganze Ort feiert mit. Aus den Dächern wehen die Fahnen in den verschiedensten Zusammenstellungen. Die Straßen sind fein sauber gekehrt und mit grünem Laub bestreut. An den Häusern entlang stehen frische Birkenbäume. Guirlanden schlingen sich in großen Bogen von Fenster zu Fenster, über die blühenden Blumenstöcke hinweg. Wie am Fronleichnamstag sehen die kleinen Mädchen in weißen Kleidchen, mit Blumenkränzen im Haar vor dem Schulhaus versammelt und harren auf den großen Augenblick, da sie den neugeweihten Priester zur Kirche geleiten dürfen zum ersten heiligen Messopfer. Die Musikkapellen aus den benachbarten Dörfern, Vereine mit ihren Fahnen stehen auch schon vor dem Stationsgebäude. Und am Himmel die liebe Sonne lacht so warm sie kann und freut sich mit.

Festtag. Josef als junger Priester und Josefchen als glückliche Braut. Sie macht eine gute Partie. Den zweiten Direktor und kaufmännischen Leiter der großen Spinneret. Der ganze Ort beneidet sie. Was haben sich andere Mütter und andere Mädchen für Mühe gegeben, diesen Mann zu erobern, und es gelang ihnen nicht. Und ihr, die sich gar nicht nach ihm umsah, die gar nicht daran dachte, ihr fiel das große Los zu. Das Josefchen ist ein blühfauberes, bildhübsches Mädchen. An häßlichen Bemerkungen hat es auch nicht gefehlt. Doch das ist alles gelogen. Weil das Josefchen seinen Weg ganz gerade ging und sich durch nichts beirren ließ und gar keine Konzessionen gemacht hat — hat es den Mann erobert.

Es wird eine glückliche Ehe werden, wenn nicht alle Anzeichen trügen.

Ich bin auch dabei bei der heutigen Feler. Ganz offiziell bei den Festgästen. Das ist ein seltenes Ereignis, daß eine Hebamme zu einer Familienfeier mit eingeladen wird, außer einer Taufe. Wir sind doch nur ein „notwendiges Übel“. Man kommt zu uns mit allerhand Nöten und Sorgen; man ruft uns, wenn es gerade sein muß. Aber man ist im großen ganzen doch sehr froh, wenn man uns nicht braucht. Schaut uns lieber auf den Rücken als in das Gesicht. Recht ist das nicht — aber menschlich.

„Eine gute Hebamme ist eigentlich die richtige Gemeindegemutter. Sie weiß um alle Sorgen, um alle Not besser als sonst jemand am Ort. Soll sie nicht auch teilnehmen an Freuden und guten Tagen?“ So hat der Stationsvorsteher gesagt, als er mich zum Festessen geholt hat. Damit hat er den Nagel auf den Kopf getroffen. Man darf das schon sagen. Die Gefahr, daß nun alle es nachmachen, und daß wir Hebammen dann vor lauter Festen nicht mehr zur Erfüllung unserer Berufsarbeit kommen, ist nicht groß in dem Fall. Dafür ist die Sache zu einfach und zu natürlich.

Josefinchen hat sich den heutigen Festtag ehrlich verdient. Als der Josef das Einjährige hatte und Priester werden wollte, war der eine seiner Brüder auf der Prima, der andere an der Universität. Die älteste Schwester wollte heiraten. Da langte das Geld nicht mehr aus. Kinderzulagen gab es damals noch nicht. Drei kleinere Geschwister waren auch noch da.

So faßte das fünfzehnjährige Josefinchen den Entschluß, in die Fabrik aufs Büro zu gehen. Sie wollte Geld verdienen, um ihrem Bruder weiter zu helfen. Flink und geschickt, wie sie war, hat sie das Stenographieren und Maschinenschreiben bald heraus gehabt wie der Blitz. Ich sprach damals mit dem Fabrikherrn und dem Direktor, daß man sie einstellen sollte. Es war noch nicht Sitte, so junge Mädchen zu nehmen. Doch man tat es.

„Laß dir nichts gefallen, Kind,“ sagte der Stationsvorsteher. „Laß dir nichts schenken. Laß dich nicht einladen.“

Bewahre dir deine Freiheit, daß du nach niemandem etwas zu fragen brauchst."

Bald staunten alle im Betrieb über die Fixigkeit ihrer Arbeit und die Sicherheit ihres Benehmens. Da sie ein nettes Mädchen war, fing das Pouffieren auch alsbald an. Mit kleinen Geschenken versuchten es manche, näher heranzukommen. Und blizten ab. „Danke, ich lasse mir grundsätzlich nichts schenken," sagte das Josefinschen und schob die Dinge unbesehen zurück.

So versuchte man einen anderen Weg, mit einer Einladung zum Theater, zum Konzert. „Sie sind sehr liebenswürdig, aber ich danke!" bemerkte Josefinschen. „Wenn ich ausgehen will, kaufe ich meine Karte selbst."

„So altmodisch sind Sie noch, Fräulein?"

„Nein, so modern, daß ich den Mut habe, das zu tun, was ich für richtig finde. Ich will niemandem Danke sagen müssen und meine Freiheit bewahren."

„Wie Sie sich haben! Sie stammen auch von dem gleichen Uraffen ab wie wir alle. . ." wagte einer einzuwenden.

„Daß ein Affe Mensch geworden ist, hat noch niemand gesehen. Aber daß Menschen Affen werden, sehe ich alle Tage," trumpfte Josefinschen mit der ihm angeborenen Schlagfertigkeit auf und hatte die Lacher auf seiner Seite und allmählich seine Ruhe. Nur einer, ein Verwandter des Fabrikherrn, war eines Tages frech genug, eine kleine Zärtlichkeit zu wagen und ihr über die Wangen zu streicheln. Da sagte sie mit Absicht so laut, daß alle es hörten:

„Bitte, das Handtuch hängt in der Garderobe. Als Abwischlappen für Ihre schmutzigen Finger bin ich nicht eingestellt!"

„Eine Sakramentskröte, eine freche," brummte der Abgeblihte. Doch der Respekt vor dem kleinen Mädchen wuchs. Man behandelte sie allmählich wirklich als Dame und hütete sich, ihr zu nahe zu kommen. Sie war nicht frech; im Gegenteil, lieb und gefällig, so lange die anderen in den Schranken blieben. Darum hatte sie den Kopf aber auch bei der Arbeit; schaffte hervorragend gut. Rückte allmählich die Aufmerksamkeit des kaufmännischen

Leiters auf sich. Zu besonders wichtigen Verhandlungen mußte sie nun das Stenogramm aufnehmen und die Abschriften machen zu Sitzungen und Beratungen. Sie wurde zur Privatsekretärin, ohne daß sie es merkte. Die Bezahlung gestaltete sich der Arbeit gemäß, da die Tarife noch nicht alles so schematisiert hatten wie heute.

Der Chef hatte keine große Meinung von den Mädchen; wie alle Herren, die ihre Erfahrungen schon gemacht haben. Aber die imponierte ihm. Und imponierte ihm immer mehr. Als das Iosefinchen einmal krank war, fehlte es ihm so sehr, daß er sich am kommenden Mittag aufmachte, nach ihm zu sehen. So kam er in die Familie des Stationsvorstehers.

„Sie fehlen uns, Fräulein Stein. Sie müssen recht bald wiederkommen.“

„Kein Mensch ist unersetzlich, hat selbst ein Bismarck gesagt. Wenn mein Bruder fertig ist in zwei Jahren, dann...“

„Dann werden Sie uns doch nicht etwa verlassen wollen und keine Haushälterin werden? Das gibt es nicht...“

„Der Platz ist schon vergeben. Da wartet unser Kleines darauf, die jüngste Schwester. Aber ich sattle um. Werde Säuglingschwester...“

„Müssen es gerade fremde Kinder sein?“

„Das nicht. Aber ob man zu eigenen kommt...“ Man plauderte ganz harmlos im Familienkreis. „Ob man einen rechten Mann bekommt, so einen, den man zum Vater seiner Kinder haben möchte, daß man es verantworten kann...“

„Sie haben doch Auswahl genug.“

„Ach, das sind doch alles keine Männer, die um jeden Rockzipfel herum scharwenzeln und glauben, gegen eine Tafel Schokolade Frechheiten machen zu dürfen — so traurige Gestelle!“

Von diesem Tag an hatte eine rechte Eifersucht den Chef gepackt. Wenn nun einer käme, das Iosefinchen eroberte, ihm wegnähme... den Kragen drehte er ihm im Geiste schon herum! Das durfte nicht passieren. Als das Iosefinchen wiederkam, da wußte er plötzlich, was er tun sollte, sich den Sonnenschein festzuhalten. Eigentlich war es ja

schade für so ein Prachtmädchen, auf dem Büro zu bestauben wie alte Akten, und seine Wohnung stand leer. Zwei Zimmer hatte er möbliert. Eine alte Stundenfrau hielt nordtjürrig Ordnung darin. Was hinderte ihn denn?

Es war nicht leicht beizukommen. Als er eines Tages nach langem Überlegen einen kleinen Vorstoß wagte, sah ihn das Josefinschen so vorwurfsvoll und traurig an: „Aber Herr Direktor...“ sagte sie nur, mit Augen, als sei ihr der halbe Himmel eingefallen. Tränen funkelten darin...

Da kam ihm endlich der Gedanke, daß der alte, bewährte Weg der beste sei. Er ging an dem gleichen Tag noch zu dem Stationsvorsteher und warb um seine Tochter. Mit dem Schwiegersohn konnte der Vater wohl zufrieden sein. Er war ein rechter, aufrechter Mann, hatte den gleichen Glauben, eine gesicherte Lebensstellung. Das Josefinschen hatte den Chef schon lange lieb gewonnen, ohne es zu wissen. Erst an dem heutigen Tag merkte sie, daß etwas anders war als sonst. Sie war gar bitter enttäuscht und betrübt, daß er auch so war wie die anderen! Doch der Irrtum klärte sich auf. Und die liebe Sonne lachte wieder...

Josefinschen wollte durchhalten, bis Josef fertig war. Nur ungern gab der Vater sich damit zufrieden, daß sie fernerhin mit ihrem Verlobten zusammen arbeiten sollte. „Kind, sei auf deiner Hut und bleibe rein. Denk' immer daran, daß alles so sein und bleiben muß, daß die Mutter und ich dich jederzeit sehen können, daß du dich nie zu genieren brauchtest. Ein Ruß in Ehren, ja. Aber nicht zu viel, Kind, nicht zu viel. Werfe dich nicht jetzt noch weg, nachdem du dich so lange treu bewahrt hast. Auch dem geliebten Mann gegenüber bewahre unbedingt deine Reinheit.“

Einmal hat sich der Chef ein wenig vergessen in aufflammender Leidenschaft. Sofort war die Abwehr da im Herzen des Mädchens.

„Paul, für was hältst du mich denn heute? Gab ich dir Veranlassung dazu? Wenn du morgen nicht kommst und um Entschuldigung bittest, dann sind wir geschiedene Leut'...“ und sie ging, eine Stunde vor Feierabend.

Am anderen Tag, einem Sonntag, stand der Direktor schon

um acht Uhr morgens vor dem Stationshäuschen, un-
schlüssig, ob er es jetzt schon wagen dürfe, nach dem Jose-
finchen zu fragen. Nun mußte er erst recht, was für einen
Schatz er in dem Mädchen besaß. Er war ein viel zu auf-
rechter Mann, um es nicht einzusehen, wie sehr er im Unrecht
gewesen.

Als ich ein Jahr nach der Hochzeit, kurz vor Beginn des
Weltkrieges, das erste kleine Mädchen dort auf die Welt
setzte, erfuhr ich diese Verlobungsgeschichte. Der Direktor
selbst erzählte sie bei der Nachtwache, wie man so von
diesem und jenem sprach.

„Wenn alle Mädchen so wären, wie meine Frau einmal
war, würden sicher auch die allermeisten Ehen einmal glück-
lich sein. Glauben Sie mir, da liegt der wundeste Punkt,
an den man bei allen Reformen nicht denkt: die Reinheit
vor der Ehe. Wenn wir sie den Menschen wiedergeben
könnten, wäre das Eheproblem zu 90 Prozent gelöst.“

So hat mein Josefinchen sich den Grund gelegt zu einer
glücklichen Ehe. Der Mann hat es beizeiten gelernt, seine
Frau recht von Herzen zu achten, und es liegt nicht der
leiseste Schatten der Vergangenheit auf dem jungen Glück.
Das Haus ist nicht auf Sand gebaut, das steht auf Felsen-
grund.

* * *

Es war der verhängnisvolle 31. Juli 1914. Ein klarer,
aber schwüler Sommerabend zieht herauf. Die Bauern
haben die Sensen geschliffen. Auf den Feldern steht die
Ernte reif in der Sonnenglut. Ein paar Tage noch, dann
setzt die Arbeit ein. Vereinzelt schon liegen Roggenfelder
gemäht; man braucht das Stroh, die anderen Garben zu
binden.

Da zog ein Raunen und Flüstern durch den Ort. Wuchs
an wie Sturmgebraus. Der Gemeinbediener stürzte aus
dem Rathaus mit der großen Schelle in der Hand, rechts
durch den Ort; der Polizeimann mit dem Horn wie zum
Feueralarm nach links. Die Fabrik sirenen heulten. Die
Tore der Werke öffneten sich und speißen die Massen der
Arbeiter wohl eine gute Stunde zu früh heute aus in den

Sommerabend. Erregte hastende Menschen. Alle Räder standen plötzlich still. Selbst die Kirchenglocken fingen zu rufen an...

„Was ist geschehen,“ fragte die Mutter, an deren Bett ich seit Mittag wartete, bang und erregt. „Ist Großfeuer?“ So trat ich an das offene Fenster hin. „Krieg! Krieg!“ Klang es wie ein Schrei aus tausend Herzen zu mir hinauf. „Krieg mit Rußland! Krieg mit Frankreich! Allgemeine Mobilmachung! Morgen schon müssen die Männer einrücken...“

„Und wir gehen mit! Wir gehen alle mit! Wir wollen es ihnen zeigen, was Deutschland ist! Denen soll die Lust vergehen, wieder einmal anzugreifen! Wir warten nicht, bis wir eingezogen werden! Freiwillig gehen wir mit!...“ riefen und schrien die Jungen untereinander. Die jungen Leute aus Fabrik und Büro, Bauer und Knecht. Und wie von selbst formten sie sich zu einem langen Zug und zogen durch die Straßen: „Deutschland, Deutschland über alles...“

„Krieg,“ sagte die werdende Mutter. „Ja, Krieg... und der Friede ist doch so ein kostbar Gut... der Friede im Haus... im Herzen... soll es auf der großen Erde denn anders sein?... Wissen die Menschen, was Krieg ist? ...was es ist, sich Monate lang zu wehren um das Leben?...“

Eine kriegsmüde Mutter lag in den Geburtswehen. Eine Siegerin, wie sie wohl selten zu treffen ist. Wie sehnte sich ihr wundes Herz nach Ruhe und Frieden, und draußen schrien die Menschen nach Krieg...

Sieben Monate, so lang wie ihre Ehe, war auch ihr Leib; war der Krieg um das Kind, das sie unter dem Herzen trug, das nun geboren wurde. Sie war als Stütze bei Frau Doktor Wille gewesen. So lernte sie im Ort den Otto Bertroug kennen, einen sehr strebsamen und ehrgeizigen Facharbeiter der Fabrik. Bei der Herstellung der Farben für die Textilwaren beschäftigt, machte er ständig insgeheim Versuche und Experimente, Besseres zu erzielen, und in der Tat waren ihm auch zuweilen schon neue Zusammenstellungen geglückt. So überließ man ihm nebenbei ein

Pläschen im Laboratorium. Selten war er einmal einen Abend nicht dort zu finden.

Doch Amor ist tückisch. Er fand auch den Weg zu ihm. Bei einem Waldfest der Sanitätsabteilung traf er mit Else zusammen. Fing Feuer. Eigentlich kam ihm das nicht ungelegen; denn zu heiraten bot manchen Vorteil. Da erwarb er sich einen Anspruch auf eine Arbeiterwohnung, und er hatte sich insgeheim die seine schon ausgesucht. Eines der neuen Zweifamilienhäuser draußen beim Wald. Da wollte er sich ein kleines Versuchsdöcklein daneben herstellen, um unabhängig von der Fabrik weiter zu streben; denn er glaubte fest an sein Genie und das kommende große Glück. So überlegte er es nicht lange, Else — nachdem sie ihm auf seine stürmischen Bitten alles geschenkt hatte — auch rechtlich zu seinem Weib zu machen. Er hatte auch auf Verede hin angenommen, daß sie über etwas Vermögen verfüge, was aber nicht zutraf. Ihr Erspartes brauchte sie zum neuen Hausstand.

Am ersten Abend im eigenen Heim war es. „Du, ich glaube, wir bleiben nicht lange allein,“ sagte Else zu ihrem Mann. „Mir ist so schlecht die letzten Wochen, muß mich immer erbrechen...“

„Bist wohl verrückt!“ beehrte er auf. „Das sollte mir gerade noch fehlen. Kann keinen Balg brauchen die nächsten zehn Jahre, verstanden! Wenn das die ganze Mitgift ist, die du mir bringst... dann...“

„Aber es ist doch von dir! Ist dein Kind so gut wie das meine. Wärest du nicht so stürmisch gewesen und ungeduldig in deinem Verlangen — meinetwegen hätten wir noch lange warten können mit der Hochzeit.“

„Komm' mir nicht mit diesen alten Moralsprüchen. Dazu sind Mann und Weib auf der Welt, daß sie einander gehören, sich geben und empfangen, wie es in der Natur liegt. Heute — morgen — übermorgen — wie die Lust sie bewegt und treibt. Warum sich künstlich zum Warten zwingen wollen? Ein jeder Mensch ist Herr über seinen Leib. Auch du. Wirst wissen, was andere Weiber tun, wenn sie kein Kind brauchen können.“

Die Mutter schwieg still. Ihr war, als ob das Herz ihr im

Busen zu Eis erstarre bei solcher Rede. Also so war der Mann, dem sie sich zu eigen gegeben! So fing die Ehe an? Ein eifriger Schauer schlich an sie heran, ein Grauen vor der Zukunft, die vor ihr lag. Wie im Fieber erschauernd stand sie auf und ging ins Bett. Ohne noch ein Wort zu reden. So war die Fackel der Zwietracht am ersten Tag hineingeschleudert in das neue Heim. Am kommenden Morgen ging er an die Arbeit, ohne Gruß. Am Mittag kam er nicht heim zum Essen und am Abend hatte er merklich zu viel getrunken. Überschlittete seine Frau mit sinnlichen Zärtlichkeiten. Und sie duldete es um des Kindes willen, obwohl ihr seit dem vergangenen Tag ein Ekel daran gekommen war. So trieb er es vierzehn Tage lang. Denn er hatte in seiner ersten Wut sich ein Abonnement in der Rantine zum Mittagessen genommen und war zu stolz, es rückgängig zu machen; zu geizig, es verfallen zu lassen. Jeden Morgen grämte ihn das unnütz ausgegebene Geld; jeden Mittag unterlag er wieder. —

„Wie ist es nun? Hast du dich nach dem Nötigen umgesehen? Laß dir ja nicht einfallen, mir Geschichten machen zu wollen!“ muckte er auf zwei Wochen später. Sie legte ihm ohne ein Wort zu sagen ein Buch vor die Nase. „Das Recht der Ungeborenen“ stand auf der Decke.

„Pfaffenkram verdammt! Die haben gut schwätzen! Ziehen die etwa Kinder auf?“ Angelesen warf er es in die Ecke. „Fahre in die Stadt zu dem Heilkundigen, wo andere Weiber auch hingehen. Sonst sind wir geschiedene Leute!“

„Nein. Wenn wirklich ein Kind kommt, wie ich vermute, dann hat es ein Recht auf sein Leben und ich werde es nicht antasten.“

„Das wagst du mir ins Gesicht zu sagen! So verweigerst du mir den Gehorsam! Wer ist der Herr im Haus, du oder ich?“ Er hatte sie in sinnloser Wut an den Haaren gefaßt. Trat mit Füßen nach ihr. „Ich werd' dir zeigen, was du zu tun hast...“

Da sie in jähem Erschrecken ohnmächtig zusammenbrach, kam er wohl zur Besinnung. Doch er ließ sie auf dem Boden liegen und ging, als sei nichts geschehen. —

Ähnliche Ausstritte wiederholten sich alle paar Tage.

Wechselten ab mit einer ebenso sinnlos rasenden Sinnlichkeit, wobei er dann versuchte, sie mit Zureden gütlicher Art, ja selbst mit Geschenken gefügig zu machen. Da Woche um Woche verging und seitens der tapferen Frau nichts geschah, um das Kind zu beseitigen, wurde er immer brutaler und roher. Mit satanischer Raffiniertheit verstand er es, die Mutter zu quälen. Er gab ihr keinen Pfennig Geld mehr in die Hand und besorgte selbst die kleinsten Einkäufe an Lebensmitteln, damit sie keine Möglichkeit hätte, für das kommende Kind die nötigen Anschaffungen zu machen. Eines Tages kam die Mutter zu mir und klagte mir ihre Not, da sie keinen Ausweg mehr sah; keinen Mut mehr hatte, so weiter zu leben. „Frau Burger, ich kann es nicht mehr. Es ist nun erst der fünfte Monat. Und wenn er mir den Kerl ins Haus bestellt, wie er gestern gesagt hat, dann — dann laß ich alles gehen, wie es will...“ Herzbrechend fing sie zu weinen an.

Hier tat schnelles Handeln dringend not. Ich bin zu Doktor Wille gegangen. Am gleichen Abend noch machte der einen Besuch bei Bertrou und bat, er möchte seine Frau auf einige Wochen zur Aushilfe wieder zu ihm kommen lassen. Sein Kinderfräulein wolle weg. Bis er ein anderes habe. . . Frau Bertrou kenne doch den Haushalt, und sie sollte gleich mitkommen, daß seine Frau heute nacht nicht so allein sei. Er müsse noch über Land. Herr Bertrou solle so lange mittags zum Essen kommen, als er ihm nun seine Frau entführe. . . Der wollte ja brennend gern widersprechen. Doch er hatte ein böses Gewissen und getraute sich nicht. Wenn sein Verhalten herauskam, das konnte doch ungemüthlich werden. So biß er in den sauren Apfel und spielte den galanten Ehemann, indem er seiner Frau den schnell gepackten Koffer mit einiger Wäsche nach der Villa Storchennest trug. So hatte die arme Mutter nun wenigstens ein paar bessere Wochen. Beim Mittagessen versuchte ihr seiner Mann zwar immer, ihr schnell eines zu versehen; meist gelang es ihm aber nicht, mit ihr zusammenzutreffen. Und wenn es einmal glückte, so prallte es ab. Sie hatte nun wieder Geld in der Hand und schaffte mit der lieben Doktorsfrau um die Wette, für das Kindlein alles zurechtzuliegen.

Nach einigen Wochen aber sagte Doktor Wille beim Mittagessen: „Ich gratuliere Ihnen, Herr Vertraut. Ich habe festgestellt, daß ihre Frau in der Hoffnung ist. So etwa im sechsten Monat. Das ist doch immer eine rechte Freude sich Vater zu wissen...“ Und auch diesmal blieb dem Mann nichts anderes übrig, als seine Wut zähneknirschend hinunter zu würgen. Daß er richtig übertölpelt worden war, bemerkte er zum guten Glück nicht. —

Acht Wochen etwa vor der Zeit der Niederkunft wollte die Mutter in ihr Heim zurückkehren. Der Mann fing an, sehr darauf zu drängen. Es schien, als habe er sich nunmehr in das Unabänderliche gefunden. Schließlich konnte ja nun, nachdem die Schwangerschaft öffentlich bekannt und so weit vorgeschritten war, kaum noch etwas geschehen. Wir täuschten uns aber alle mit unserer guten Hoffnung; denn die arme Mutter, die da in den Wehen liegt, ist voller blutunterlaufener Flecken, Striemen. Das Kind kommt vier Wochen zu früh — und die Tränen, die eben über ihre Wangen rinnen, als sie das Wort voll Friedenssehnsucht sprach, reden laut und deutlich zu mir...

Da kam der Mann hereingestürmt. „Krieg, Krieg mit Frankreich! Ich bin doch Franzose... was soll ich tun... Mon Dieu... was soll ich tun... heimkehren, mich totschließen lassen? Fällt mir nicht ein... Wo soll ich hin?“ ... kein Wort für die Frau! Nur sein liebes Ich sorgt ihn. Und ich werde ungehalten.

„Warten Sie nur noch ein wenig. Dann wird man Ihnen schon sagen, was sie tun sollen. Und nun gehen Sie, bitte, hinaus. Ich kann keine Männer brauchen bei der Arbeit, die so viel Lärm machen...“ So schiebe ich ihn ab. Er packt draußen den Koffer — packt ihn wieder aus. Rennt auf die Straße und kommt wieder zurück. Treibt um wie halb irrsinnig. — So wird das Peterlein geboren. Wohl geborgen liegt es am Herzen der treuen Heldenmutter. Gott weiß, was sie um das Kind gelitten hat. Der Vater aber schaut nicht nach ihm. Er hat so viel Sorge, um sein armes liebes Ich zu schützen vor den drohenden Gefahren — ein Glück war es, daß er drei Tage später interniert wurde. Sonst hätte er auch noch seinen Verstand verloren. —

Helden gab es im Krieg. Heldenväter, die starben für die Freiheit des Vaterlandes und damit auch für ihre Familien. Allenthalben stehen Denkmäler, ihr Gedächtnis festzuhalten. Heldenmütter gab und gibt es zu allen Zeiten. Nicht tote Steine künden bis heute ihren Namen. Sie leben nur fort im Herzen ihrer Kinder — im Herzen Gottes. Sind eingetragen für alle Ewigkeit im Buch des Lebens.

* * *

Nun stehen wir schon seit langen Monaten mitten im Weltkrieg. Schneller, als jemand nur geahnt, brach das Verhängnis herein. Als hätte das dumme, unüberlegte Wort, das so oft gesprochen worden war, dem Ungeheuer die Fesseln gelöst. Nun tobt es rings an den Grenzen, speit Unheil und Verderben über ganz Europa.

Am 1. August, da die Saat bereit stand zur Ernte, legten die Bauern die Sensen weg. Die Arbeiter strömten aus den Fabriken, in denen alle Räder still standen. Es galt, das Vaterland zu verteidigen! Eine Einmütigkeit herrschte plötzlich zwischen alt und jung, reich und arm, hoch und nieder, wie man sie früher nie erlebt hatte. Die drohende allgemeine Gefahr löschte die Gegensätze aus und einte die Gemüter.

Die Fabrikarbeiterinnen zogen mit den Bauersfrauen auf das Feld. Halfen schlecht und recht, wie sie eben konnten, die Ernte einbringen, das Feld bestellen. Erhielten zum Dank Brot und Kartoffeln, Mehl und Eier, was der Hof eben abwarf. Geld war immer wenig auf dem Land. Es war den Helferinnen auch so angenehm. Hatten sie das tägliche Brot, brauchten sie kein Geld, es zu kaufen.

Nach einigen Monaten änderte sich das Bild. Der Vormarsch an der Front verwandelte sich in den unseligen Stellungskrieg. Eine Hoffnung auf ein baldiges Ende schwand. Man fing an, auf lange Kriegsbauer sich einzurichten. Die Fabriken nahmen die Arbeit wieder auf. Selbst die Zementfabrik wurde in Betrieb gesetzt. Es galt, Meeresbedarf zu decken. Mit Vollampf wurde ge-

arbeitet. Was nur Hände hatte, mußte in die Fabrik. Frauen und Knaben, kaum der Schule entwachsen, rückten ein an Stelle der Väter, die im Felde standen. Kriegsgefangene Russen wurden hergeworfen: theils in die Landwirtschaft, theils in die Steinbrüche und Zementfabrik.

Die sozialen Aufgaben wuchsen uns fast über den Kopf. Zu der Kinderschule, die schon lange bestand, kam noch eine Krippe, in welcher die Mütter die Kleinsten den ganzen Tag unterbringen konnten. Da hatte ich Arbeit in Menge, nach dem Rechten zu sehen. Einige der besseren Damen, die Frau Fabrikdirektor, die Frau Doktor, das Josefchen und andere, halfen tüchtig mit. Wir teilten uns in die Leitung. Für mich mußte meine Schwester einspringen, wenn ich dienstlich verhindert war.

Dann kam noch eine Suppentüche dazu, damit die Kinder, deren Mütter in der Fabrik waren, und auch die Mütter selbst am Mittag wenigstens eine warme Suppe hatten. Es blieb ihnen keine Zeit, selbst zu kochen. In den ersten Monaten gab es verhältnismäßig viel Geburten. Da sah ich, wie die Frauen oft schon heruntergekommen waren. Und dies gab den Anstoß zu der Suppentüche, deren Leitung wir der Frau Bertroug übergaben.

So allmählich schien alles in einen Dauerzustand sich entwickeln zu wollen. Die Kriegerfrauen erhielten nun ihre Unterstützung; meist verdienten sie noch dazu. Not war eigentlich in diesem Sinne damals noch nicht. Aber zehn Kindlein wurden schon im ersten Kriegsjahr als Waisen geboren — nur bei uns.

Eines Tages rief mich Doktor Wille: „Kommt auch mit, Lisbeth, der Frau Roth ihr ‚Urlaubsträmle‘ auspacken helfen.“ Frau Roth hatte nach einer dreizehnjährigen kinderlosen Ehe jede Hoffnung aufgegeben, noch ein Kleines zu bekommen. Sie war schon anfangs Bierzig. Und sonderbar — nachdem ihr Mann in Urlaub gekommen war, hatte sie wirklich ein Kindlein empfangen. Es schien, als ob die Natur darauf bedacht sei, den Ausfall an Menschenleben wieder auszugleichen. Solche Ausnahmen kamen im Krieg überall vor. Alle Kolleginnen wissen darum. Frau Roth hat große Sorge, es könne in ihrem

Alter nicht mehr gut gehen. So hatte sie sogleich nach dem Arzt geschickt. Doch es war eine ganz normale Geburt und die Freude der Mutter über das späte Kleine unbeschreiblich.

„Nun bin ich doch nicht mehr allein auf der Welt. Wenn nun meinem Hermann etwas passieren sollte, ist doch das Kind bei mir. Lisbeth, wenn Ihr eine arme Mutter habt, will ich gern noch für ein Kindlein mitforgen.“ Roths waren wohlhabende Leute und konnten sich das leisten. Darum ließ ich es mir auch nicht zweimal sagen. Welche Hebamme wäre wohl in Verlegenheit darum, wo einer armen Mutter etwas Liebes getan werden kann? Wahrlich, die hätte keine rechte Auffassung von ihrem Beruf!

„Das kommt mir gerade gut. Seit Wochen besinne ich mich darauf, wie man auch der Frau Brehm helfen könnte.“

„Dem Schneider, dem schwindstüchtigen? Ist da schon wieder was?“

„Ja, Frau Roth, schon wieder. Es ist arg, fast noch ärger, als es bei Herzogs war. Alle neun Monate ein Kind. Und die Frau ist nun halb so welt herunter wie der Mann. Schwindstüchtig ist sie gerade nicht; aber sie hat eben nichts zu essen. Verdienen kann sie nicht genug. Immer nur ein paar Monate. Er ist selbständiger Meister, in keiner Klasse, keiner Versicherung, und die Landesstelle tut auch nichts mehr, weil der Fall hoffnungslos ist... er schafft seit Jahren keinen Stich mehr.“

„Ich glaube, er hat auch keine Energie. Er könnte doch sicher noch ein wenig arbeiten.“

„Aber die Leute haben Angst, ihm Arbeit zu geben, wegen der Ansteckung.“

„Daß diese Leute nicht so vernünftig sind, keine Kinder mehr in die Welt zu setzen...“

„Das hab' ich auch einmal gedacht. Und wiederholt mit der Frau Brehm gesprochen. Sie hat ihren Mann eben lieb. Er ist früher ja auch ganz ordentlich gewesen; nur daß er halt schon nach zwei Jahren krank wurde. Aber nun sagt sie: „Er ist mein Mann und ich muß sein Kreuz mit ihm tragen. Solche Kranke haben ein besonders großes Bedürfnis nach ehelicher Liebe. Das weiß ich. Und sehe es

alle Tage, wie mein Mann darunter leidet, daß es so ist, daß er die Kraft nicht hat, anders zu sein.“

Da sagte Frau Roth sehr nachdenklich: „Ich könnte mich meinem Mann auch nicht versagen, wenn es so wäre. Dann müßte ich auch sein Weib sein. Das bringt eine Frau nicht fertig, den Mann dann hart abzuweisen. Da wird sie immer nachgeben. Eben weil sie ihn lieb hat und er ihr so arg leid tut in seiner Krankheit.“

„Wenn man davon spricht, stehen Frau Brehm gleich die Tränen in den Augen: ‚Ich weiß, daß man im ganzen Ort über mich spottet: was brauchen die so viel Kinder! Aber ich muß immer denken: nun ist mein Mann so krank. Wer weiß, wie lange ich ihn noch habe. Wenn er stirbt, dann reut mich jedes harte Wort und jeder Tag, an dem ich nicht gut mit ihm war. Dann muß ich mir über das Grab hinaus noch Vorwürfe machen.‘“

„Elisbeth, das versteht man jetzt gut. Schaut, wenn ich denke: mein Hermann käme morgen heim und müßte bald wieder fort in den Krieg, vielleicht für immer: da wäre ich auch zu allem imstand, was er Liebes wollte...“

„Nun bekommt das arme Weib das fünfte Kind. Alle zehn Monat' kommt eben eines. Sind alles elende Dingerchen. Wenn der Wind dran hindläßt, fallen sie um. Für die Frau aber will niemand im Ort etwas tun.“

„Sie hätte nicht stehlen dürfen... das hat alle so erbittert.“

„Frau Roth, ich nehme das Stehlen sicher nicht in Schutz. Aber was hat sie gestohlen? Einmal einen Korb voll Kartoffeln auf dem Acker, nachdem sie einen Tag den Kindern nichts hat zu essen geben können und nirgends einen Laib Brot auf Kredit bekommen hat. Wenn eine andere im Ort so armselig daran wäre, ich wollte sehen, ob die nicht auch sich etwas zum Essen holt, wo es im Überfluß liegt...“

Das andere Mal hat sie ein paar Windeln und ein Rößchen von der Hecke genommen, daß sie ihr Kind sauber und ganz zum Impfen tragen kann wie die anderen auch. Hat gedacht, wenn ich heimkomme, wasch' ich es aus und hänge es wieder hin...“

„Da ist sie leider an die Richtige geraten. Die dicke Schreinersfrau, die ein Maul hat wie ein Scherenschleifer, nachgelaufen ist die ihr durch das ganze Dorf und hat hinter ihr dreingeschrien. . .

Und das dritte Mal hat sie ein paar Holzschette genommen, um dem kranken Kind Tee zu kochen und dem Kleinsten die Milch warm zu machen. Eine Schand' ist es für eine Christengemeinde, daß so etwas in ihrer Mitte geschehen kann.“

„Lisbeth, geht gleich hin und schaut nach ihr. Ich könnt' sonst nicht schlafen heut nacht, wenn ich denken müßt', dir geht es so gut. Hast dein Kind in Spitzen und Bänder eingepackt — und eine andere Mutter muß stehlen gehen, daß es nicht verhungert. Meine Schwester soll Euch einen Korb voll Sachen richten.“

„Seitdem ich hinter die große Not gekommen bin, schau' ich immer nach ihr. Damit das arme Weib nicht auf falsche Gedanken kommt. Es ist heut' gleich ein guter Ratgeber da, der sagt: Laß doch das Kind wegmachen. Du kannst es nicht austragen. Das tun alle reichen Frauen so. . .

Und eine andere kommt und sagt: Steh dich doch vor, wenn der Mann sich nicht in acht nehmen will.“

„Das darf man doch nicht. Das ist doch gegen die Natur. Ich würde mich ekeln vor meinem Mann, wenn man die Sache so ans Licht zerrt und so allerhand Geschichten macht. . . das muß sich doch von selbst ergeben, daß man so eins wird in rechter Liebe — eigentlich weiß man selbst nicht, wie. . .“

„Frau Brehm empfindet es auch so. Sie hat einmal zu mir gesagt: Ich kann nicht sagen, ich muß mich schützen vor meinem Mann. Denn ich tu' es gern für ihn, weil ich ihn lieb habe. Es ist kein Zwang von seiner Seite. Ich bin für ihn da — und kann in Gottes Namen nicht anders. . .“

„Alle Achtung vor einer Frau, die so ehrlich gegen sich selbst ist und so tapfer und treu die Folgen der Wahrheit auf sich nimmt. Hundert andere würden sich vor sich selbst hinter Lügen verstecken. . .“

„Nur wenn die Not zu groß ist, dann wird sie doch irr. Fünf Kinder haben nichts zu essen. Keine Windel, kein

Semb hat sie mehr. Nun kommt das sechste... und kaum ist es da, vielleicht das siebente... Es ist gut gesagt, wo vier essen, da essen auch fünf. Gewiß. Aber, wo fünf hungern, geht es dem sechsten gewiß nicht besser. Ein Kind direkt in den Hunger, in das nackte Elend hineinzugebären ist furchtbar hart für eine Mutter. Man darf sich nicht wundern dann, wenn etwas getan wird..."

„Warum hilft auch unser Herrgott nicht in solchen Fällen?“

„Weil er das Gebot der Bruderliebe gegeben hat, daß der Mensch dem Menschen helfen muß in seiner Not. Wäre es notwendig, daß jemand hier am Ort solchen Mangel leidet? Und sie ist nicht die einzige Mutter hier, der man helfen muß...“

„Sie will sich nichts schenken lassen, hab' ich sagen hören. Sonst wäre ich früher schon zu ihr gegangen.“

„Kommt ganz darauf an, wie man es tut. Sagen: du bist nun ein armes Luder und ich will mich dazu herbeiposaunen — wissen Sie, Frau Roth, daran hat niemand eine Freud'! Aber wenn Sie bei dem Kindlein, das jetzt kommt, Patin werden würden, dann hätten sie eine Möglichkeit, immer hinzugehen und immer zu schenken, so viel sie nur wollen und können. Eine Patin hat ein selbstverständliches Recht, eine Pflicht der Mitsorge. Das nimmt ihr niemand übel, das erwartet man von ihr. Daß wir Katholiken diese Möglichkeit, anderen unter die Arme zu greifen, ohne sie zu verletzen, so wenig ausnützen! Ich hab' es nie recht verstanden.“

„Wahrhaftig, das ist wahr!“

„Ich hab' zwei Patenkinder und meine Schwester auch. Das reicht für uns. Wenn es zu viele werden, kann man wieder nicht richtig helfen.“

Das „Urlaubsträmle“ der Frau Roth ist noch zwei anderen Müttern zum Segen geworden bis auf den heutigen Tag. Manche andere Frau — auch ledige Berufstätige — hat sich auf diesem Wege etwas zum Liebhaben und Betreuen und Umsorgen, einen Ersatz für das eigene Kind, einen rechten Inhalt für ihr Leben verschafft.

* * *

Denken Sie nur, was mein Mann mir angetan hat! Nun lasse ich mich aber nicht zurückhalten, die Scheidung zu beantragen! Ehebruch! Vollendeter Ehebruch! Und das Kind der Sünde will er mir ins Haus bringen..." Ganz außer Fassung kommt die Frau Ingenieur Stark zu mir gestürzt an einem Sonntag nach der Kirche. Sie hatte gerade einen Brief aus dem Feldlazarett erhalten, dessen Inhalt sie so aus allen Fugen riß. So drückte ich sie sanft in die Sofaecke. Ein wenig umständlich, Zeit gewinnen ist schon ein Vorteil... Mein Stillein wundert sich nicht mehr über stürmische Auftritte. Es hat deren schon manchen erlebt. —

„Frau Stark, habe ich es Ihnen nicht schon vor drei Jahren gesagt, daß es Ihnen einmal so geht? Daß sie ihren Mann geradezu zum Ehebruch treiben mit ihren überspannten Forderungen..."

„Ich habe meinen Mann ganz sicher nicht in eine solche unbeherrschte Sinnlichkeit hineingetrieben! Ich habe mir alle Mühe gegeben, ihn von seinem irdischen Begehren abzubringen..."

„Stimmt schon. Sie sind ins andere Extrem verfallen. Haben den Mann zwingen wollen, absolut enthaltsam zu leben, nachdem Sie ihn nun doch einmal geheiratet hatten. Das ist aber gegen den Sinn und gegen das Wesen der Ehe. Da hätten Sie ledig bleiben sollen. Denken Sie an das, was ich Ihnen damals schon sagte, als Sie das erstemal davongelaufen sind..."

„Ich wollte eine seelische Liebe geben und empfangen. Dies Triebhafte, das auch die Tiere an sich haben, ist mir zuwider... ich will heilig leben und meinen Mann zur Heiligkeit führen..."

„Was der Schöpfer der Welt in den Menschen gelegt hat, ist Ihnen zu niedrig? Da muß ich aber denn doch sagen, daß ihrer Heiligkeit noch die Grundlage fehlt. Ich meine nämlich die demüthige Erkenntnis, daß wir alle ohne Ausnahme arme, armselige Menschen sind; gebunden an Naturgesetze und Naturgewalten, denen wir gar nicht enttrinnen können; sicher nicht aus uns selbst heraus. Nehmen sie einmal die Bibel zur Hand und lesen Sie die ersten Kapitel,

Frau Stark. Gott hat dem Mann das Weib zugegeben, damit er nicht allein sei. Damit er sich mehren könne mit ihr; damit sie die Erde bevölkern und so beherrschen. Daran in aller Demut mitzuarbeiten, sich bewusst in diesen Schöpfungsdienst für Gott hineinzustellen, das ist nach meiner Ansicht die richtige Eheauffassung. Wir haben das früher schon besprochen. Doch Sie haben bis heut den Mut nicht gefunden, sich auf diesen Boden zu stellen. Darum kam das Unglück. . .“

„Ich habe es mir oft überlegt. Doch es ist ein Aufgeben meines höheren Zieles. Ich will das Irdische überwinden und wollte meinen Mann mitreißen auf diesem Weg. . .“

„Und nun sind Sie beide gefallen. Das Himmelfürmenwollen ist immer eine riskante Sache. Den Weg muß man schön langsam gehen. Und nie können wir einen anderen zwingen, nach unserem Sinn heilig zu werden. Haben Sie nie das Wort des Apostels gelesen: Es ist besser verheiratet zu sein als daß man brenne? Und das andere: Das Weib soll sein Heil wirken im Kindergebären? . . . Sie sind Ihrem Mann nicht die Frau gewesen, die er gebraucht hat. Sie haben ihn — um mit den Worten des Apostels zu reden — brennend in den Krieg geschickt; haben ihm nicht geholfen, über die Regungen seiner Natur hinwegzukommen, wie eine Ehefrau das tun soll. Nun klagen Sie darüber, daß er in den langen Monaten draußen den Brand gelöscht hat. Sagt ihnen Ihr Gewissen nicht, daß Sie da zuerst gefehlt haben?“

„Es ist so schrecklich, daß niemand mich versteht! Alle muten mir zu, daß ich hinabsteigen soll, statt den Mann hinaufzuziehen. . .“

„Da sprechen Sie ein sehr wahres Wort. Nur dadurch, daß Sie hinabsteigen zu Ihrem Mann, daß Sie ihm Frau sind, wie er es braucht, nur dadurch werden Sie ihn, wie Sie sagen, hinaufführen können. Erfüllen Sie ihm seine berechtigten ehelichen Wünsche, freudig und mit aller Liebe, dann wird er auch Interesse für Ihre anderen Ideale haben und mit ihnen höher hinauffstreben. Sie sollen nicht heilig werden, trotzdem Sie verheiratet sind. Sondern Sie sollen durch die Ehe, durch die rechte

Pflichterfüllung in der Ehe, mit samt ihrem Mann heilig werden. Der rechte Vollzug der Ehe ist doch nichts Unrechtes — wie Sie immer noch anzunehmen scheinen —, sondern Erfüllung des göttlichen Willens. Also richtig angesehen und mit der rechten Absicht getan, ein sittlich gutes verdienstvolles Werk. Haben Sie denn nie mit einem Geistlichen darüber gesprochen, wenn Ihnen die Dinge so unklar sind?“

„Nein. Die verstehen uns Frauen ja doch nicht. Die sind ja auch Männer und halten zu ihrer Partei.“

„Wenigstens nehmen die Frauen das sehr gern an, wenn sie ihren Standpunkt einmal nicht teilen können.“

„Nun soll man Dinge tun, die man zuvor als Sünde verabscheut hat — soll glauben, daß dies gut gehandelt sei...“

„Frau Stark, Sie waren eben schon vor der Ehe falsch orientiert. Es liegt für uns ledige Leute gar kein Grund vor, die Ehe mit ihrem vollen Inhalt zu verabscheuen. Das ist Gottes Werk. Ist heilig und gut. — Unheilig und böse ist für uns, die sittliche Weltordnung Gottes zu durchbrechen, indem wir uns über die Schranken hinwegsetzen, mit denen er die Ehe geschützt hat; unrein darüber denken oder außerhalb der Ehe begehren, was uns nicht zusteht. Sie sind viel zu klug, um das nicht zu begreifen. Sagen Sie nur ganz ruhig und aufrichtig zu sich selbst und zu unserem Herrgott: ich hab' mich geirrt. Habe Unmögliches und Unrichtiges verlangt und sehe ein, daß es so nicht weitergehen kann. Darum stelle ich mich nun um und gehe einen anderen Weg...“

„Enthaltbarkeit ist doch nichts Unmögliches...“

„Für den, der sie üben will, ist sie mit Gottes Gnade möglich. Aber der, welcher gegen alles Recht dazu gezwungen wird... geben Sie sich die Antwort selbst! Wer will ihn verurteilen, wenn er fällt? Am wenigsten darf das der tun, der ihn zwingen wollte...“

„Ich kann doch nicht das Höherstreben aufgeben...“

„Enthaltbarkeit ist doch nicht das einzige Gut, nach dem der Christ zu streben hat. Die Liebe steht höher. Und gegen die Liebe sündigen Sie, indem Sie ihrem Mann sein

eheliches Recht vorenthalten; indem Sie nicht gut mit ihm sind. Treue Pflichterfüllung, so wie es das Wohl des anderen Teiles verlangt, sei das Ziel Ihres Strebens. In aller Liebe, in aller Güte, aller Herzensfreudigkeit, Geduld und Nachsicht mit den Schwächen, die wir nun einmal haben: ist das nicht Eugend in heller Menge für Sie zum Höherstreben?

Ich glaube, Sie haben noch nie darüber nachgedacht, was es Großes ist, mit Gott zusammen ein neues Menschenleben schaffen zu dürfen. Sie kennen doch den Wert der Seele? Nun bedenken Sie einmal, wenn Gott eine solche Seele der Mutter ans Herz legt — wenn er vor Ihnen stünde und wartete auf Ihr Jawort: Würden Sie nicht sagen: ich bin deine Magd, mir geschehe nach deinem Willen? Daran würde ich denken, wenn ich verheiratet wäre und Frauenpflichten meinem Mann gegenüber zu erfüllen hätte...“

Eine lange Weile schwiegen wir beide still. Ich glaube, heut ist es doch gelungen, irgendwo in der Seele dieser sonderbaren Frau die rechte Saite zum Klingen zu bringen. Manche Stunde schon hatten wir über ähnliche Fragen gestritten. Alles schien umsonst zu sein. Sie ging ihren eigensinnigen Himmelstweg und wollte ihren Mann zwingen, zu folgen...

„Lisbeth, was soll ich aber nun machen? Wenn er das Kind mit heimbringt? Die Schande am Ort... wo so schon alle spotten...“

„Kann man das Kind denn nicht bei der Mutter lassen? Eigentlich gehört es doch zu ihr!“

„Die Mutter will nichts von ihm wissen. Sie hat das Kind einfach meinem Mann ins Lazarett geschickt, ist auf und davon. Er schreibt: es ist mein Kind und ich fühle mich im Gewissen verpflichtet, für es zu sorgen. Wenn ich in drei Wochen auf Urlaub komme, bringe ich es mit...“

„Ich würde an Ihrer Stelle sofort morgen verreisen. Meinem Mann schreiben, wo er mit mir zusammentrifft. Und würde dann nach weiteren zwei Wochen mit ihm und dem Kind hierher zurückkommen. Wenn Sie gleich verreisen, das Kind ist jetzt acht Tage alt — dann merkt

es kein Mensch und man hält es für ein eheliches Kind. Wenn Sie seelisch bereit sind, ihm Mutter zu sein, wird dem nichts im Wege stehen, daß Sie sagen: es ist unser Kind. Um andern Morgen ist sie wirklich abgereist. Ich hatte es kaum zu hoffen gewagt. Es ist doch immer so, daß Menschen, die Gott zu lieb irren, irgend wann einmal zur Einsicht kommen. Sie hat es ja gut gemeint, wenn auch der Weg zum Ziel falsch war. War das ein Staunen, als die Familie Stark drei Kopf hoch wiederkam. Ob ich das geahnt hätte? fragte man überall. Na, das ist doch selbstverständlich, daß die Lisbeth Burger so was weiß. Wäre noch schöner, wenn ich Gemeindevater von solchen Dingen keine Kenntnis hätte! — Morgens ging Frau Stark zur Kirche. Um Abend sagte ihr Mann: „In acht Tagen muß ich wieder fort ... wenn ich keine liebe Erinnerung mitnehme nichts, worauf ich mich freuen, wonach ich mich sehnen kann ... dann“

Sie war bereit. Nicht mürrisch und verdrücklich, sondern in dem frohen Bewußtsein einer großen Pflichterfüllung. Wie sie mir später sagte, habe sie zum erstenmal etwas davon empfunden, was es Großes sei, für einen anderen Menschen so ganz da zu sein. — Magd des Herrn Um andern Morgen ging sie nicht so früh zur Kirche wie sonst. „Warum nicht?“ fragte ihr Mann. „War es etwa ein Unrecht?“

„Nein, Mann, gewiß nicht. Aber ich will Gott nicht an die zweite Stelle setzen, nachdem ich mich mit dir unserer Liebe gefreut habe.“ So ging sie an diesem Tag wohl zur Messe, aber nicht zur Kommunion. Natürlich hätte sie gehen dürfen. Denn wer mit guter Meinung seine Ehepflicht erfüllt, räumt Gott durchaus den ersten Platz ein. Doch diesmal hatte der Irrtum im guten Glauben auch sein Gutes.

Um anderen Abend, einem Samstag, aber sagte der Ingenieur Stark: „Gestern bist du mir zulieb nicht zum lieben Gott gegangen. So will ich nun morgen mit dir zu Gott gehen.“ Er tat, was trotz all ihrem Bemühen in den vergangenen Jahren nicht geschehen war: er ging am Sonntagmorgen mit ihr zur Beichte und Kommunion.

Dieses Mal schieden sie in herzlichem Einvernehmen. Ein „Urlaubskränle“ kam nach. Und kurz nachdem die Mutter die Gewißheit hatte, daß sie gesegnet war, kam die Nachricht aus dem Feld: vermißt.

„Bin ich froh, Frau Burger, daß Sie mir den Kopf zurechtgesetzt haben. Wie sollte ich nun den Gedanken ertragen: du hast ihn vielleicht in den Tod getrieben. Bist verantwortlich für seine Seele, die beinetwegen habert mit Gott. Wie gut, daß wir im Frieden auseinander gegangen sind...“

„Vielleicht kommt er wieder...“

„Ich will gut sein mit seinem Kind. So gut wie mit meinem. Es soll eine Mutter haben und nichts vermissen an Liebe...“

Als der kleine Karl zur Taufe getragen war, kam eine Karte aus England, daß der Vater sich dort in Gefangenschaft befinde. Eine Nachricht voll Sehnsucht und Liebe:

„... Es geht mir gut. Der Gedanke an dich und das Kind... unser liebes Kind, das uns beim Abschied geschenkt wurde, hält mich aufrecht und wird mich heimführen zu Euch... meine Schuld zu sühnen und meine Pflicht zu erfüllen... auch an meinem Mädchen...“

Er kam zurück nach Kriegsende. Es ist eine glückliche Ehe geworden und geblieben bis heute. Nun gehen sie wirklich Hand in Hand den Weg zum Himmel mit ihren fünf Kindern...

* * *

Der Krieg währt viel zu lange. Nicht nur im Feld, auch in der Heimat lockern sich alle Bande. Besonders das Hungerjahr 1916/17 mit seinem Rübenwinter hat sein gut Teil dazu beigetragen, moralische Ansitten aller Art zu begründen und zu verbreiten. Nun haben wir Karten für Brot und Fleisch, Fett und Milch, Eier und Mehl; für Kartoffeln, Erbsen und Bohnen; Grieß, Gerste, Haferflocken, Graupen, Raffee-Ersatz — Gott weiß es, für was alles. Karten für Strümpf und Schuh, für Sock und Rock, für Windeln und Schuller. Alles ist beschlagnahmt. Alles soll abgeliefert werden. In einer

Gemeinde wie der unseren, die halb Landwirtschaft ist mit zum Teil großen Bauern, halb Industrie — bettelarme Industrie trotz der hohen Kriegslöhne, die das Brot nicht einen Tag im voraus besitzt, wirken sich in Zeiten der Not solche Gegensätze besonders scharf aus. —

Daß die Landwirtschaft nicht alles abgeliefert, sondern ihren eigenen Bedarf sich gesichert hat, auf Schlechtwegen aller Art, erscheint uns hintennach sehr begreiflich. Damals aber dachte man anders; empfand man es anders; besonders wenn man mit den Karten nicht auskommen konnte. Und gerade die, welche daneben wohnten, gleichsam in die Töpfe sahen, in denen noch mehr darin war, als sie auf ihre Karten bekamen, erbitterten von Tag zu Tag immer mehr. —

Die Löhne stiegen. Man überbot sich gegenseitig im Preis, um trotz der Beschlagnahme etwas zu erwischen. So fing die Preisschraube an. Nicht die Bauern haben zuerst immer mehr gefordert; die Besitzlosen, die hohe Kriegslöhne bezogen, und die Gutsituiereten aus den Städten boten immer höhere Preise an, um Lebensmittel zu erhalten. Dann freilich, als einmal das Rad im Drehen war, gewöhnten sich die Bauern sehr schnell daran, weiter zu drehen. Sagten am Morgen nein, weil der Abend mehr einbrachte. Der brutale Kampf um das Lebensnotwendige entfesselte allerhand ungute Instinkte in den Menschen. Er beschränkte sich nicht auf die ihm eigene Zone. Verschlagenheit, Anehrlichkeit, List und Tücke, Schmeichelei bis zur ausgeschämten Unsittlichkeit und Unzucht kamen hinzu; teils als Mittel zum Zweck, teils infolge der sittlichen Entartung, der physischen Erschöpfung. —

Menschenleben, mit denen man im Krieg so rücksichtslos umging, hatten auch in der Heimat keinen Wert mehr.

Auch in unserem Beruf gab es Kriegszeiten. Die Geburten gingen naturgemäß stark zurück. Die Männer kamen selten in Urlaub. Nicht wenige junge Ehen, die bei Kriegsbeginn schnell geschlossen worden waren, hatten noch kein eigenes Heim; verhielten den Kindersegen oder gingen zur Geburt in die Klinik. Und andere Dinge kamen hinzu, von denen das Volk doch früher nicht viel wußte.

Man ließ sich mit den Kriegsgefangenen ein oder mit anderen Männern — und die Folgen wurden beseitigt. Merkwürdig viel Fehlgeburten gab es auf einmal. Gewiß hatten die Frauen zum Teil sehr schwere Arbeit zu leisten, die früher die Männer schafften. Es tat ihnen nicht gut. Manches junge Menschenleben mag daran zugrunde gegangen sein. Doch es war keine genügende Erklärung. Andere Kräfte schafften . . .

„Mit der Frau Uß stimmt etwas nicht,“ klagte mir die Kollegin aus dem Nachbarort wiederholt. „Sie hat viel Rundschaft — aber keine Geburten. Alle Tag' kommen Frauen zu ihr, alte und junge — manchmal von weit her. Und Uß' leben nicht schlecht. Dabei arbeitet er nicht und sie nicht viel, was man so sieht. . .“

Ich nahm das zunächst nicht tragisch. Wird ein wenig Konkurrenzneid sein, dachte ich. Zwei Hebammen an einem kleineren Ort ist immer ein ungutes Verhältnis. So hat keine von beiden genügend Arbeit und Verdienst. Wohl sind beide verheiratet; aber trotzdem. Auch ist die Uß uns allen von je her unsympathisch gewesen, weil sie die Tage unterboten hat und andere Dummheiten machte. Darum muß man mit einem Urteil besonders vorsichtig sein. Wir Menschen sind leicht parteiisch, wenn es um Sympathie und Antipathie geht. Ich möchte nicht freventlich urteilen. —

Eines Nachmittags kommt ein sehr gut aussehender, scheinbar reicher Herr zu mir. Sagt, er sei ein Deutsch-Amerikaner und könne nun nicht in die neue Heimat zurückkehren, bis der Krieg zu Ende sei. . .

„Aber Sie sind doch patentierte Hebamme, und wie ich hörte, sehr tüchtig in Ihrem Fach.“

Lisbeth, sei auf deiner Hut, sag ich mir. Wo Komplimente gemacht werden, wird etwas zu erreichen gesucht — wahrscheinlich etwas Verbotenes.

„Hebamme bin ich seit dreißig Jahren. Womit kann ich dienen?“

„Ja, sehen Sie, meine Braut ist in anderen Umständen. Das ist natürlich eine sehr fatale Sache, wenn man im Hotel wohnen muß. . .“

„Wir eröffnen nächste Woche hier in unserem Krankenhaus eine Abteilung für Entbindungen. Weil es heute manchmal vorkommt, daß das nicht zu Haus gemacht werden kann. Wenn Sie sich da vormerken lassen wollen...“

„Ach nein, Sie verkennen die Situation. Wir können uns nicht binden. Es ist doch eine furchtbare Behinderung... wir müssen frei sein, bis wir in die Heimat kommen...“

„So wollen Sie wohl eine Pflegestelle für das Kind?“
Mir ging ja ein Licht auf, wo es hinaus sollte!

„Nein. Das Kind darf nicht geboren werden. Wir können es jetzt einfach nicht brauchen. Das müssen Sie doch einsehen. In unseren Verhältnissen...“

„Das hätten Sie sich mit Ihrer Braut eben früher überlegen müssen. Da kann man nichts machen, wenn das Leben einmal da ist...“

„Freilich kann man etwas machen. Sie als Hebamme wissen das ganz gut, wie man eine Fehlgeburt einleitet. Wir zahlen gut. Es kommt mir auf dreihundert Mark nicht an...“

„So, einen Mörder wollen Sie dingen für ein unschuldiges, wehrloses Kind. Da sind Sie aber an die falsche Adresse geraten, Sie Lump! Machen Sie, daß Sie zu meinem Haus hinauskommen!“ Und ehe er sich's versah, stolperte er die Treppe hinab. Den Hut warf ich ihm noch nach. Der kommt mir geschlichen! Ich gehe sogleich auf das Schultheißenamt und erstatte Anzeige, daß man dem Kerl auf die Finger sehen soll und seiner Braut; zum Schutz des Kindes. Doch es geschieht natürlich nichts. — Ein paar Tage später wird eine Korrespondentin aus der Zementfabrik — das Fräulein Braut — in unser Krankenhaus eingeliefert. Mit einer Fehlgeburt, verbunden mit einer schweren inneren Verletzung. Und stirbt daran. Ein junges Mädchen von noch nicht zwanzig Jahren...

Und am anderen Tag wird die Frau Uß verhaftet. Mitsamt ihrem Mann. Vier Kinder sitzen da. Das älteste zwölf Jahre. Niemand kümmert sich um sie. Durch Doktor Wille hatte ich erfahren, was bevorstand, und mit ein paar Kolleginnen besprochen, daß jede eines der Kinder zu sich nimmt, bis man sieht, was wird. Nun habe ich

alle vier in das Krankenhaus geholt, bis sich Gelegenheit bietet, sie in die anderen Ortshaften zu schicken.

Einige Tage später bin ich in das Oberamtsstädtchen gefahren, allwo Frau Uß in Untersuchungshaft saß. Raum hatte sie mich gesehen, fing sie zu schimpfen an:

„Daß ich so dumm war... dreihundert Mark! Dreißig hat der Lump mir gegeben... So ist es immer gegangen... Viel versprochen haben alle, und gehalten nichts hintendrein. Der eine sagt einen Zentner Weizen und bringt zehn Pfund... und die andere hundert Eier und schickt fünfzehn... Dafür hat man das Risiko und die Arbeit...“

„Ja, haben Sie das denn schon öfters getan?“

„Was will man denn machen, wenn man leben muß! Im Beruf sind ja keine fünf Mark zu verdienen im Monat. Geburten gibt es keine mehr. Wenn ich es nicht mache, machen es die Burschen selbst. Dann hat man erst recht das Nachsehen...“

„Aber Frau Uß, Sie als Hebamme mußten doch wissen, daß so ein Eingriff eine Lebensgefahr ist, daß es schief gehen kann und daß Sie dann in das Zuchthaus kommen...“

„Was sonst noch! Ich habe ganz sachgemäß gearbeitet. Hab es beim Marx gelernt. Nur diesmal das dumme Frauenzimmer, wenn das sich ruhig verhalten hätte, wäre auch nichts passiert...“

„So treiben Sie die Sache schon so lange — seit Marx da war?“

„Wenn man einmal bekannt ist, kann man nicht mehr aufhören. Es spricht sich herum. Wenn man eine wegschickt, kann sie zum Kläger werden, so lange wir das verfluchte Gesetz haben, daß man den Frauen nicht helfen darf. Und das wissen alle und darum zahlen sie auch nachher nicht, die lieberlichen Dinger.“

„Frau Uß, haben Sie denn ganz vergessen, was wir in der Hebammenschule gelernt haben? Daß es ein Menschenleben ist vom Tag der Empfängnis an, das wir schützen und hegen müssen genau so, wie die Mutter das Geborene betreut?“

„Ach was, Menschenleben! Hat ja so schon zu viele auf der Welt! Wie viele schlägt man denn draußen tot! Große,

starke Männer. Das ist doch noch kein richtiges Leben, das Ungeziefer da, das die Russen uns in den Pelz setzen. Ist doch alles minderwertig und fällt der Allgemeinheit später zur Last. Das Leben kommt doch erst im vierten Monat. . .“

„Müssen Sie eine schlechte Ausbildung gehabt haben, Frau Ux, daß Sie so etwas nachschwätzen können! Seien Sie doch ehrlich. Wenigstens gegen sich. Sie haben genau gewußt, daß es Menschenleben sind. Haben sie umgebracht — des Vorteils wegen. Wie der Marr auch. Warum sind Sie dem Lump nicht nachgegangen, der Ihnen die dreihundert Mark versprochen hat, haben ihn im Wald totgeschlagen und sich das Geld geholt?“

„Das darf man doch nicht — einen totschlagen . . . da kommt man ins Zuchthaus. . .“

„Nun haben Sie sich selbst gerichtet. War das besser, was Sie getan haben? Haben Sie nicht immer wieder ein armes wehrloses Kindlein getötet — für ein paar Pfund Butter oder Mehl! Ein ganz gemeiner feiger Mord an einem Menschenleben. Vielleicht haben Sie da einen Gelehrten ermordet? Vielleicht den Mann, der uns aus dem Elend helfen sollte? Wer will das wissen? Aber Menschen waren sie alle und ihre Seelen stehen vor Gott und fordern Rache für ihr Blut, das Sie vergossen haben. Wie wollen Sie das wieder gut machen? —

Und Ihre Kinder sitzen nun daheim und haben kein Brot. Sind verachtet im ganzen Ort — weil es Ihre Kinder sind. Ist es nun besser?“

„Was hätte ich denn tun sollen? Ohne Verdienst? Wartegeld bekomme ich auch nicht, weil mich die Gemeinde nicht angestellt hat. . .“ Sie fing zu weinen an. Das ist aber bei Leuten solcher Art leider gar nicht ernst zu nehmen. „Daß man einen Menschen nicht umbringen darf, um sich seinen Unterhalt zu verdienen, das haben Sie gewußt. Arbeitet die junge Kollegin aus X. nicht auch in der Fabrik, weil sie fast nichts zu tun hat und ihre Mutter versorgen muß? Sie waren gesund genug, um sich auch so zu helfen. Na, und Ihr Mann. . .“

„Der Lump hat mich ja ins Elend gebracht. Hat selbst nicht schaffen wollen und ist in der Wirtschaft gefessen und hat mir

die Leute zugetrieben. Immer hieß es: ihr Mann hat gesagt, sie könnten helfen. . .“

Ich habe es ihr nicht gesagt, daß wir die Kinder untergebracht haben. Erst drei Wochen später, als sie wirklich ernstlich sich darum sorgte, was aus ihnen würde; als sie ihr Unrecht zugab. — 37 Fälle wurden ihr nachgewiesen. Wie viele es waren, weiß Gott. Das Gericht sprach ihr fünf Jahre Zuchthaus zu. —

Eine Mutter, die selbst vier Kinder hat, kann Menschenleben kaltblütig und planmäßig überlegt ermorden — für zwei Pfund Butter! Wer vermag die Abgründe der Menschenherzen zu ermessen! Kann ein Volk, das auch solche Mütter hat, aus dem Weltkrieg als Sieger hervorgehen? . . .

* * *

In unserem kleinen Krankenhaus, das seit zehn Jahren von Barmherzigen Schwestern geleitet wird, haben wir nun zwei Zimmer mit je zwei Betten für Entbindungen bereitgestellt. Wir sind der größte Marktflecken der Gegend, sind Bahnstation, haben durch die Industrie viel Rassenpatienten, deren häusliche Verhältnisse oft viel zu wünschen übrig lassen, die sich daher ein Weilchen im Krankenhaus recht wohl fühlen. Die starke Kriegsindustrie hat viel fremde Arbeitskräfte noch hierher gezogen. Gebaut aber wurde seit 1914 nichts. So sind alle Wohnungen überfüllt mit Rostgängern und Untermieterinnen, Zimmerherren und Schlafburschen. Es ist wirklich oft nicht möglich, eine Entbindung ohne lästige Zeugen vorzunehmen. —

Wir schadet diese Einrichtung nichts. Ich werde ja immer in das Krankenhaus gerufen, wenn da ein Kindlein kommt. Es geht ganz gut so und könnte wohl überall entsprechend gehandhabt werden.

Eines Nachts werde ich durch die Schwestern gerufen. Doktor Wille, der das halbe Oberamt zu hüten hat, ist auswärts. Man sieht ihn nur selten mehr hier zu Hause. Es ist wieder Sitte geworden wie in der ersten Zeit: daß man in Krankheitsfällen schnell nach der Hebamme schickt. Die

Bauern haben es immer noch so gehandhabt. Zuerst kam ich. Wenn ich es für nötig fand, daß der Arzt gerufen werden mußte, dann erst entschloß man sich dazu. Jetzt in der Kriegszeit ist das wieder vielfach so. Ich gehe immer gern. Man kann doch wenigstens verhüten, daß das drohende Übel noch schlimmer wird, bis der Arzt kommt. So das ÜBE von allgemeiner Hilfeleistung und Krankenpflege hat man sich wohl angeeignet in der langen Berufszeit. —

Die Frau des Kantinentwirts ist eingeliefert worden. Mit hohem Fieber, halb bewusstlos, phantasierend, blutend. „Wohl eine Frauensache,“ sagt die Oberin. Mit dieser Sparte gaben sich die Schwestern damals grundsätzlich noch nicht ab. Es war ihnen nach der Ordensregel verboten.

Leider Gottes, ja; eine Frauensache. Wie so oft in der letzten Zeit. Doch das Allgemeinbefinden weist auf besonders schwere Komplikationen hin. Ist keine normale Fehlgeburt. Solches Fieber kommt nicht von selbst. —

Ich denke zurück und suche nach einem Anhaltspunkt. Sie sind kurz vor dem Krieg von auswärtz zugezogen. Haben eine Kantine übernommen, dann beim Aufblühen der Kriegindustrie ein Kasino für die Beamten angefügt; später ein Kino eröffnet. Zuweilen gibt es auch Varietés-Vorstellungen — wie man mir berichtet, übelster Art. Nichts als Zoten größter Sorte, halbnackte Tänzerinnen und andere „volksbildende“ Dinge werden geboten. Was recht kitschig und gemein ist geht in Bild und Wort und Person über die Bretter. Die rechte Nahrung für die unterernährte Kriegsjugend! Natürlich verdient der Kantinentwirt viel Geld. Warum er nicht eingezogen wird, weiß niemand. Man munkelt verschiedenes. Auch von heimlich durchjubelten Nächten hinter verschlossenen Fensterläden; von verborgenen separaten Winkeln und Eckchen, in die man sich zurückziehen kann, um nicht gesehen zu werden; von auswärtigen Gästen, die da ankehren. Man spricht viel — aber nichts, gar nichts Gutes. In der Kirche habe ich die Frau nie gesehen. Weder in der katholischen, noch in dem evangelischen Bettsaal, noch in der jüdischen Gemeinde, die zuweilen in einem der Schulsäle sich versammelt. —

Ob ich einen Pfarrer benachrichtigen lassen soll, läßt sich nicht ermitteln. Die Kranke hat nichts bei sich, das einen Anhaltspunkt für irgend welche religiöse Interessen bietet. Puder, Lippenstift, Augentropfen, Nagelfeile, Ramm, Spiegel... ein Duzend unnötige Dinge. Eine Karte mit einem Namen: „Heilkundiger und Masseur“. Darunter steht mit Blut: Nachfolger von Marx. Da wußte ich, daß etwas dahinter steckt...

Mit einem dicken Klumpen schwarzen geronnenen Blutes geht ein Armchen eines etwa fünf Monate alten Kindes ab. „Schwester Oberin, richten Sie bitte alles zur Operation, bis der Arzt kommt. Wenn überhaupt noch etwas zu helfen ist, wird es nur durch einen Eingriff zu machen sein.“

Es kam eine entsetzliche Nacht. Die schrecklichste meines Lebens, und einige schaurige Tage und Nächte schlossen sich an. Doch ich wollte, daß alle sie hätten miterleben können, die der Teufel jemals auf Abtreibungsgedanken bringen möchte. Eine Hebamme ist an vieles gewohnt. An Stöhnen und Schreien, Angst und Weh; Blut und Grauen. Wo andere Frauen längst in Ohnmacht fielen und wegliefen, muß man bleiben und seine Arbeit tun, still, fest und hart, als hätte man nichts Lebendiges unter den Händen und kein Herz, das mit zuckt und blutet. — Aber ein solches Ende, wie dieses junge Weib von dreißig Jahren es erlebte, möchte ich nicht wieder mitmachen.

Die Turmuhr rief ihre zwölf Schläge in die stille, laue Sommernacht hinein. Es war ein drückend heißer Tag gewesen. Alle Fenster standen auf, die Kühle der Nacht hereinzulassen. Kranke hören im allgemeinen die Uhren gern schlagen. Doch da richtet sich die Frau auf... starrt mit Augen voll grenzenlosen Entsetzens nach der Türe... immer starrer und größer wird der Blick... das Grauen des Wahnsinns steigt darin auf... das Haar sträubt sich... mit einem Satz will sie aus dem Bett springen, nach dem offenen Fenster, sich hinauszustürzen... „Fort... nur fort...“ keuchen die fahlen Lippen. Angstschweiß perlt über die Stirn. Mit äußerster Kraft gelingt es uns, sie festzuhalten. Da verkriecht sie sich unter die Decke, heult und winselt in Angst und Schrecken...

Und es ist doch nichts da. Nichts. Kein Schatten, kein Lichtstrahl. Im friedlichen Halbdunkel liegt der Raum. Wir beleuchten ihn heller, da schreit sie noch mehr in ihrer Qual. Wir machen ihn fast dunkel, da ist das Entsetzen erst recht hinter ihr her. Schließlich greifen wir zur Spritze. Im Krieg hat man der Pflegerin da allerhand Freiheiten gelassen. Wir tun es sehr ungern — doch es ist nicht möglich, daß wir die Frau stundenlang in solcher Erregung festhalten können. Wir sind schon am Ende mit unseren Kräften. Den Wahngebilden können wir nicht entgegentreten. Wir wissen ja nicht, wie sie entstehen. Auf alles gute Sureden reagiert sie nicht.

Eine Weile liegt sie erschöpft, wie tot in den Rissen. Wachs gelb und eingefallen wie eine Frau von siebzig Jahren. Dann schleicht das Entsetzen wieder heran und sie beginnt zu reden...

„Jetzt... jetzt kommen sie wieder... eins nach dem anderen, eins... zwei... drei... das ist schon groß, fast ausgewachsen... vier... fünf... das ist ganz klein geblieben... sechs... sieben... acht... dem ist der Kopf abgerissen, nun trägt es ihn in der Hand... neun... zehn... dem sind die Beine weg, es bewegt sich doch... ist mitten entzwei und blutet... elf... zwölf... und jetzt nur ein Arm... und ein Bein... Wo hast du deinen Kopf... die anderen Glieder?... Warum habt ihr keine Augen... keine Augen...“

Sie reißt plötzlich die Bettdecke hoch und preßt sie vor das Gesicht. „Nein... nein... nein... geht... geht... ihr habt kein Recht zu leben...“ und sinkt erschöpft zusammen. Nach einer Weile fängt sie wieder an: „Hört ihr sie reden? Hört ihr sie... wir können das ewige Licht nicht sehen... können das ewige Licht nicht sehen... gib uns deine Augen, Mutter!... Du hast uns die unseren genommen, gib uns deine Augen...“ hört ihr sie nicht... da... dort... eins... zwei... drei...“ wieder das entsetzliche Zählen bis dreizehn. —

Mir steht das Herz still vor Schreck in jähem Begreifen. Doch nein, es sind Fieberträume, Wahnideen. Es ist doch nicht möglich. Doch ich werde den Gedanken nicht mehr los.

Das Ende stimmt: ein Arm und ein Bein sind bis jetzt abgegangen von dem Kind, das auf verbrecherische Weise getötet wurde im Mutter Schoß. Aber daß es das dreizehnte sein soll...

„Was wollt ihr hier... jetzt... heute?... Ihr seid tot... ihr habt nie gelebt... ich habe keine Kinder... wer hat euch hergeschickt?... Da... da... kommen sie wieder alle... eins... zwei... drei...“

Hört ihr sie rufen... hört ihr sie?... Wir können nicht eingehen in die ewige Ruhe... können nicht eingehen in die ewige Ruhe... du hast uns den Frieden genommen... uns heimatlos gemacht... hast uns vertrieben aus dem Mutter Schoß... hast unsere Ruhe gestohlen... gib uns die ewige Ruhe... Und die Augen... die entsetzlichen hohlen Augen...“

Die spitzen Finger der Kranken zeigen wieder zählend die Wand entlang. „Zwei... vier... sechs... geht.. geht..“ Abwehrend streckt sie die Hände aus. Schlägt um sich. Wehrt sich gegen unsichtbare andringende Gestalten, bis sie wieder zusammensinkt. Doch sie findet keine Ruhe. Neues Grauen kommt:

„Da... da... eins... zwei... drei... dreizehn... was seid ihr so häßlich... blutig... zerschunden... zerrissen... nackt...“ und sie schüttelt sich wie im Ekel. „Rührt mich nicht an... geht fort... fort...“

Seht ihr nichts... hört ihr nicht, wie sie klagen und wimmern, wie sie weinen und schreien... dort... jetzt wieder... wir haben kein Lauwasser, unsere Flecken abzuwaschen... wir haben kein Kleid der Gnade, unsere Blöße zu decken... kein Festkleid zum ewigen Hochzeitsmahl... wir sind ausgeschlossen... frieren... hungern... gib uns Licht... Licht... mache du uns warm...“ Hört ihr denn nichts? Da... dort... hier... eins... zwei... drei...“

Und plötzlich wieder ganz rasend werdend, schreit sie auf: „Geht... geht... rührt mich nicht an... laßt mich fort... fort... sie wollen mir die Augen nehmen... das Herz... laßt mich... weg... weg...“

Schleudert die Schwester beiseite. Zum Glück kommt der Arzt. Mit einer Blutwelle wird der Kopf des Kindes

ausgestoßen. Eine schnelle Diagnose: sofortiger Eingriff. „Es ist alles bereit,“ sagt die Oberin. „Wir dachten es uns.“ Da auch die Zahl der Schwestern sehr vermindert war im Krieg infolge der vielen Lazarette, habe ich damals oft bei Operationen mitgeholfen. So auch heute. Der Befund bestätigte meine Erwartung. Das Kind war infolge eines mechanischen Eingriffs zerstückelt; die Gebärmutter mehrmals verletzt. Eine Bauchfellentzündung bereits im Entstehen. Dazu die fast unstillbare Blutung stundenlang — voraussichtlich morgen zu Ende. — Man benachrichtigte den Mann.

Der nahm die Sache sehr gelassen auf, bis er hörte, daß ein Prozeß sich unweigerlich anschließen würde. Da fing auch er an zu toben — über die Juristen, die nichts anderes zu tun hätten, als ihre Nase in anderer Leute Ehen zu stecken, statt sich um ihre eigenen zu bekümmern. Wie er noch tobte und fluchte, fing das arme Weib, noch halb in der Narkose, schon wieder zu zählen an: „Da... kommen sie wieder... alle... eins... zwei... drei... vier... fünf... sechs... sieben... acht...“ Wie von Furien gejagt rannte der Mann davon. —

Das arme Weib schrie und stöhnte drei Tage und drei Nächte lang. Nicht einmal die stärksten Dosen des betäubenden Giftes vermochten sie völlig zur Ruhe, in längere Vergessenheit zu bringen. Immer wieder sah sie ihre im Mutter Schoß ermordeten dreizehn Kinder zu sich kommen mit ihren Klagen, Vorwürfen und Bitten. Sie erwachte nicht so welt, daß man versuchen konnte, sie zu einer Reue zu bringen; zu einer Rückkehr zu Gott; daß man versuchen konnte, mit einem Blick auf Gottes Barmherzigkeit und Güte sie von dieser entsetzlichen Qual zu befreien. Und sie konnte doch nicht sterben vor lauter Angst und Not. Die Schwestern, die anderen Kranken, selbst der Arzt gerieten allmählich aus der Fassung diesem Grauen gegenüber. Der Geistliche hatte auch nichts ausrichten können. — Nach vier Tagen wurde sie unvermittelt klar; wenigstens schien es so. Wir benachrichtigten nochmals unseren Pfarrer; schickten nach dem Mann. Der Geistliche kam. Nach den ersten Worten fiel sie ihm in die Rede:

„Dreizehn sind es, ja. Braucht gar nichts zu fragen...“ und wie er von Gottes Barmherzigkeit sprechen wollte, sagte sie mit letzter Kraft: „Laßt mich gehen... ich will in die Hölle... will es dem Lumpen heimzahlen in der Ewigkeit...“

Und ein letztes Wort noch für den eintretenden Mann: „Lump!“ — und starb...

* * *

„Lisbeth, ist das wirklich wahr, daß ich ein verkrüppeltes Kind bekomme? Weil mein Mann so ist, sagen die Leute nun überall, es würde sich vererben...“

„Frau David, glauben Sie doch diesen Unsinn nicht. Daß Ihr Mann nun im Krieg ein Krüppel wurde, hat mit dem Kind rein gar nichts zu tun. Wenn die Leut' doch nicht immer von Sachen herumreden wollten, von denen sie nichts verstehen.“

„Denken Sie nur, die Frau Stern läßt mir keine Ruhe, ich sollte mit ihr in die Stadt gehen und die Schwangerschaft unterbrechen lassen. Das Kind würde sicher nicht normal, und darum könnte ich es nicht verantworten, wenn es geboren wird.“

„Sie können sich ganz bestimmt darauf verlassen, daß der Schaden, den Ihr Mann im Krieg erlitten hat, gar keinen Einfluß hat auf das Kind. Solche Schäden der Eltern vererben sich nie. Schauen Sie doch nur die Judentindlein an. Seit Jahrtausenden werden die Juden beschnitten, und dennoch kommt kein Knäblein bei ihnen beschnitten auf die Welt. So wird auch Ihr Kind zwei Händchen und zwei Füßlein haben, ganz unabhängig davon, daß Ihr Mann im Krieg beide Hände verloren hat.“

Als ich die Judentknäblein anführte, mußte Frau Emma David trotz ihrer Sorge lächeln. Sie hatte vor dem Krieg in einer israelitischen Familie gedient. Darum war mir der Vergleich so bald gekommen. Er hatte Überzeugungskraft.

„Das ist auch wahr. Nun soll mir nur noch eine kommen. Aber die Frau Stern hat noch etwas anderes: Sie sagt,

das sei wie beim Versetzen. Wenn man immer so ein Leid und so eine Mißgestaltung sieht und es einem ans Herz greift, dann geht es über auf das Kind. Eben so, wie wenn man sich versteht, wäre das...“

„Auch daran ist kein wahres Wort. Ist ein alter Aberglaube. Schauen Sie doch in die Villa Storchennest. Wie müßten die Kinder eines Arztes denn aussehen, wenn alles Verküppelte, Verunstaltete, Eiternde, Blutende und Gott weiß, was eben ein Arzt zu sehen bekommt, an den Kindern bemerkbar wäre? Ist auch nur eines unter seinen vielen nicht normal?

Lassen Sie die Frau Stern und alle anderen Ratschbasen nur reden, was sie wollen, und behüten Sie Ihr Kindlein unter Ihrem Herzen. So viel dürfen gerade Sie wahrhaftig unserem lieben Herrgott vertrauen, daß er das Kind nicht entgelten läßt, was Sie dem Mann alle Tage Liebes tun. Jetzt beten wir alle Abend miteinander zum Schutzengel des Kindleins — und dann kommt es ganz vergnügt und normal auf die Welt. Ich hab' nun so an die zweitausend Kindlein in der Hand gehabt und versteh' ein wenig mehr davon als eine Frau K. oder J., die bis heut noch kein einziges hat... Darauf dürfen Sie sich verlassen.“

Frau David ging wieder beruhigt nach Hause. Nun geht der Kampf um dieses Kind schon seit langen Wochen und ist noch nicht zu Ende. Es ist ganz unglaublich, was man heute für einen Anflug treibt mit der erblichen Belastung, von der man doch eigentlich noch recht, recht wenig weiß. Man sollte solche wissenschaftliche Gedanken nicht in das Volk hineintwerfen, so lange sie noch so problematisch und unklar sind. Die einen erziehen nun ihre Kinder überhaupt nicht mehr, weil doch alles Erbanlage ist! Die anderen machen den Milttern unnötig das Herz schwer, als ob solche erworbene Schäden vererbt würden! Den einen ist die Vererbung Vorwand zur Abtreibung und den anderen zur Verhütung des Kindersegens! Nur die richtige Schlußfolgerung zieht fast niemand: nämlich, dafür zu sorgen in treuer Selbsterziehung und Selbstzucht und Reinheit, daß möglichst gutes Erbgut dem kommenden Geschlecht übermittelt wird.

Frau David hat es besonders schwer. Weil sie durch ihre Heirat in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gerückt ist, glaubt jeder, das Recht zu haben, ihr etwas drein zu reden in ihre Angelegenheiten.

Vor dem Krieg hat sie sich verlobt mit ihrem heutigen Mann, dem Kaufmann David, der hier am Ort einen großen Laden hat: Kleiderstoff, Eisenwaren und ähnliche Dinge. Frau David ist von einem guten Hof hier in der Umgegend. Nach ihrer Verlobung ging sie zu einer Kaufmannsfamilie in Dienst, wo sie auch im Laden mit-helfen mußte, damit sie einen Begriff von dem Betrieb bekam. Als ihr Verlobter im zweiten Kriegsjahr einge-zogen wurde, kam sie her und verwaltete sein Geschäft. Das war im Krieg, mit der elenden Kartentwirtschaft, keine kleine Sache. Doch sie hat es geschafft.

Eines Tages kommt die Nachricht, daß David schwer ver-wundet im Lazarett liegt. Sie schreibt hin und her, be-kommt keine klare Auskunft. Er selbst kann offenbar nicht schreiben. Man fühlt zwischen den Zeilen heraus, daß man sich fürchtet, die Wahrheit zu berichten. So vergehen lange Wochen. Dann kommt er in ein Heimatlazarett. Und sogleich macht sie sich auf, nach ihm zu sehen.

Der Schreck wird nicht gering gewesen sein, als sie nun erfahren muß, daß er beide Hände bis zum Ellenbogen und ein Bein verloren hat. Für das ganze Leben verurteilt, ein armer, hilfsbedürftiger Krüppel zu sein. Der Mann weinte wie ein Kind, als er sie sah. Selbstverständlich erschien es ihm, daß nun sein Lebensglück zerstört, an eine Ehe nicht mehr zu denken sei. Für sie aber gab es kein Überlegen. Ihrer Liebe war es sofort klar: nun erst recht gehörst du zu ihm. Nach den ersten tröstenden Worten ging sie gerade auf ihr Ziel los.

„Andreas, wann wirst du in die Heimat entlassen? Wann darfst du hier aus dem Lazarett?“ Er schaute fragend nach dem Arzt, der eben durch den Garten ging und bei ihnen stehengeblieben war. Und dieser antwortete an seiner Stelle:

„Wohl in vierzehn Tagen — das heißt, wenn zu Hause für eine sachgemäße Pflege gesorgt werden kann. Es werden

noch einige Monate vergehen, ehe wir daran denken können, zu orthopädischen Ergänzungen zu schreiten. . . .“

„An der Pflege wird es nicht fehlen. Wir heiraten eben — dann ist für alles gesorgt.“

„Meinen herzlichsten Glückwunsch zu diesem tapferen Entschluß.“ Großes Staunen stand in den Augen des Arztes.

„Saben Sie Kinder?“

„Wieso denn — wenn wir doch erst heiraten wollen?“ sagte das Mädchen. „Verzeihen Sie — das ist doch jetzt bei den Kriegsverhältnissen keine Seltenheit. . . .“ Nun konnte er es gar nicht mehr begreifen. Daß es solche Frauen wirklich noch gab, jetzt im vierten Kriegsjahr — neben all den vielen anderen — Frauen, die ganz frei sind und einen solchen Krüppel heiraten, nur weil sie ihm verlobt sind und ihn lieb haben?

„Gib mir deine Papiere mit. Ich will an deiner Statt das Aufgebot besorgen. An dem Tag deiner Heimkehr ist unsere Hochzeit. Nein, mach' dir keine Sorgen. Es gibt schon Arbeit genug für dich, die du immer noch schaffen kannst. Und mit der Zeit lernt man das immer besser.“

„Ich kann doch nicht, Emma. Kann dich nicht binden an mich armseligen Krüppel. Schau' mich doch an. Kindsmagd müßtest du ja sein von früh bis spät. Du stellst es dir zu leicht vor. . . .“

„Komm, red' gar nichts, Andreas. Wenn wir vorher geheiratet hätten, wäre es auch nicht anders. Für so ein trauriges Gestell wirst du mich doch nicht halten, daß ich dich nun aufgeben würde? Seißt es nicht, daß nichts uns scheiden soll als der Tod?“

„Wenn wir verheiratet wären — aber du bist noch frei.“
„Saben wir uns etwa nicht verlobt in der Absicht, zu heiraten? Also gilt es auch jetzt.“

Der ganze Ort wollte aus den Fugen gehen, als man dahinter kam. Raum hing das Aufgebot im Rasten, da sickerte die Nachricht durch. Von allen Seiten flutete sie wieder an mich heran. Denken Sie nur! . . . Saben Sie es auch schon gehört? . . . Ja, was sagen Sie auch dazu? . . . Wie kann man nur! . . . Können Sie so etwas verstehen? Verstehen kann ich so etwas allerdings sehr gut. Denn ich

hätte unter den gleichen Verhältnissen nicht anders gehandelt. Das ist die Tat der echten, wahren Liebe, die zuerst das Glück und Wohlergehen des anderen sucht, ehe sie an sich selbst denkt. Weil aber die Menschen heute nur immer an sich denken, ganz allein das erstreben, was ihnen für ihre eigene Person erstrebenswert scheint, und den anderen an zweite Stelle setzen, darum verstehen sie es nicht mehr. Darum gibt es aber auch so wenig wirklich glückliche Ehen in unseren Tagen.

Damals bestürmten alle das Mädchen, von dieser unsinnigen Heirat abzustehen. Was ohne sie aus dem Mann werden sollte, daran dachte niemand. Doch sie ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. „Ob ich glücklich werde oder unglücklich, ist meine eigene Angelegenheit, und es hat ein jeder das Recht, nach seiner Überzeugung zu handeln.“ Damit fertigte sie alle ab.

Nach einigen Monaten neugierigen Beobachtens aus der Ferne war nun der Sturm erneut ausgebrochen, als — ich weiß nicht wie — bekannt wurde, daß Frau David hoffende Mutter war. Dabei ist gar nicht einzusehen, warum sie das nicht sein sollte. Sie und ihr Mann sind durchaus gesunde, rechte Menschen, haben ein gutes Einkommen, vertragen sich wie kaum noch zwei am Ort, sehnen sich von Herzen nach Kindern... also. Und wenn es ihnen je eines Tages schlecht gehen sollte, so ist keiner von all denen, die nun dreinreden wollen, zur Stelle und bereit, zu helfen.

In den ersten Tagen der Revolution kam das Kindlein auf die Welt. Ganz gesund. Mit zwei Händen und zwei Füßen. Ein kräftiges, munteres Bublein. Wir haben es photographieren lassen und das Bild in dem Kasten am Schultheißenamt ausgehängt, damit sich alle Unglückspropheten davon überzeugen konnten.

* * *

Der Krieg ist aus.

Es ist ein großes Ereignis. Wenn auch alle Hoffnungen auf das bitterste enttäuscht sind, wenn auch alle Opfer scheinbar umsonst gebracht wurden: das sinnlose Morden hat ein Ende. Die Väter kommen heim zu ihren Familien, die Kinder zu ihren Eltern. Wir haben den Krieg verloren. Und fort und fort klingt mir das Wort der hl. Schrift in den Ohren: „Der Herr gab sie in die Hand ihrer Feinde, bis sie sich zu ihm bekehrten.“ Wenn wir uns doch recht, recht bald auf dieses „bis“ besinnen und die Konsequenzen ziehen wollten. . .

Nun kommt eigentlich erst die große Not über uns. Hunderttausende von arbeitsfähigen Männern kehren heim. Aber da stehen mit einem Schlag die Räder alle still. Sämtliche Werke, die auf Kriegsbedarf sich umgestellt haben, sind arbeitslos. Die wenigen anderen haben keinen Absatz für ihre Waren. Ausführen können wir nichts. Das eigene Volk aber hat kein Geld zum Kaufen. Lebensmittel sind nach wie vor sehr knapp; werden immer noch auf Rationen zugewiesen. Deutschland kann sich ja nicht selbst ernähren. Brotgetreide muß in großen Mengen eingeführt werden.

Die Massen jugendlicher Arbeiter und Frauen, die im Krieg in die Fabrik hineingezogen wurden, sind nun auch arbeitslos, brotlos. Von den Grenzen her, aus den abgetrennten Gebieten, strömen Flüchtlinge in Massen zu uns herein.arme, heimatlos gewordene Menschen, die Unterkunft suchen und den nötigen Lebensunterhalt. Die irgendwo wieder Wurzel fassen möchten. Während des ganzen Krieges ist nichts gebaut worden. Alle Wohnungen sind besetzt. Manche Ehe, die im Krieg geschlossen wurde, hat noch kein eigenes Heim gefunden. Zu der Nahrungsnot kommt auch noch die Wohnungsnot hinzu.

Ein Teil der Menschheit ist außer Rand und Band geraten. Einige wenige sind es, die mit viel Geschrei die Revolution verkünden. Die anderen — weltaus in der Übermacht — stehen untätig hin und schauen zu, was da eigentlich werden soll. Vielleicht ist das auch das beste, was man tun kann. So eine Hochflut verebbt am schnellsten, wenn sie keinen

Widerstand findet, keine Gelegenheit sich anzustrengen und damit Kraft zu konzentrieren. Man weiß auch nicht, was man der Revolution entgegenstellen sollte an idealen Werten, da unser Kaiser geflohen ist und abgedankt hat?

In unserer Gemeinde hat der Vorarbeiter Stern sich zum Verkünder der neuen Zeit aufgeschwungen. Eine blutrote Fahne flattert von seinem Dachfenster die Dorfstraße hinab. Da aber rein gar nichts anders wird, als es vorher war, da die Menschen weder Arbeit noch Brot bekommen, wird er seine Rolle bald ausgespielt haben. Er erläßt jeden Tag irgendeine Vorschrift, aber niemand führt sie aus. In wenig Tagen schon ist er eine lächerliche Figur geworden. Das merkt er aber noch lange nicht.

Wie auch die neue Zeit wird, eines ist gewiß: Kindlein werden auf die Welt kommen wie vorher auch.

In den Baracken draußen am Walbrand, in denen vorher die russischen Gefangenen untergebracht waren, haben nun arme Flüchtlinge aus Lothringen einen notdürftigen Unterschlupf gefunden. Unter Zurücklassung aller Habe wurden sie zwangsweise über die Grenze geschoben. In einigen Koffern brachten sie mit, was ihnen das wichtigste schien. Nun sitzen sie in den kahlen, kalten Holzbaracken. Feldbetten mit Strohsäcken — meist sogar sind sie mit Holzwolle gefüllt — und einigen schlechten Decken, Stöckel ohne Lehne, ein Tisch, eine Bank mit Waschschüssel und Wasserkrug, ein Eßnapf ist so ziemlich die ganze Inneneinrichtung. Jeder Familie wird ein Eck zugewiesen, das mit Holzwänden von etwa 2 Meter Höhe abgetrennt ist. Einige eiserne Öfen im Gang durch die Mitte der Baracke sollen für die nötige Wärme sorgen.

In solch trauriger Umgebung kommen Kindlein auf die Welt. Nun halte ich schon bei dem dritten Wache. Die armen Dinger kommen alle zu früh infolge der Aufregungen und Anstrengungen der vergangenen Tage und Wochen. Werden in ein trostloses Elend hineingeboren. Nur eine der Mütter hatte einige Windeln und Hemdchen unter den wenigen Habseligkeiten. Die fahle, graue Not sitzt neben mir am Wochenbett und grinst die Mutter aus hohlen Augen an. Wo wird das Kind einmal Wurzel fassen?

Wo werden wir wieder Arbeit finden? Wann uns wieder einen Haushalt einrichten können? Wo wird es einmal eine Wohnung für uns geben? Eine neue Familiengemeinschaft? Wäre es nicht besser, solche Kindlein würden nicht geboren?

Wie schwer ist es, in solch bitterer wirtschaftlicher Not den Glauben festzuhalten, daß das ärmste und schlechteste Leben besser ist als keines, im Lichte der Ewigkeit gesehen! Wie schwer ist es für all die vielen tausend Mütter, die nicht mehr auf dem Boden der christlichen Weltanschauung stehen, solche Stunden zu durchleben! Welch ein Meer von Bitterkeit und Leid haben die über unser Volk gebracht, die ihm den Glauben an die Ewigkeitsbestimmung des Menschen genommen haben — und die ihm doch nicht einmal auf dieser Erde einen Ersatz geben konnten und können für sein verlorenes Paradies!

Doch unser christlicher Glaube sagt uns auch noch etwas anderes: Du darfst den Mitbruder nicht leiden sehen, ohne all deine Kräfte anzustrengen, ihm zu helfen. Ein ehernes Gesetz, ohne das der Glaube wertlos ist.

Gegen wirtschaftliche Not hilft kein müßiges Bedauern, keine mitleidige Träne, kein frommer Segensspruch, keine Vernichtung werdenden Lebens. Wirtschaftliche Not muß mit wirtschaftlichen Mitteln behoben werden.

Sie ist nicht allein in den Flüchtlingsbaracken. Auch in manchem Arbeiterhaus, bei manchem Handwerker und Kleinbauern sind keine Windeln mehr zu finden, kein Geld, sie anzuschaffen. Keine Möglichkeit, der Mutter ein ordentliches Essen zu kochen.

So geht die Lisbeth wieder einmal auf eine Bettelreise. Wir haben gerade eine Zusammenkunft wegen der Suppenküche, die wir eingehen lassen wollen. Die Mütter sind zumeist arbeitslos. Da tut es ihnen gut, den Haushalt selbst zu besorgen. Auch sind uns die Mittel ausgegangen durch den Umsturz.

Da weise ich nun sogleich auf die neuen Zeitaufgaben hin. Die Wöchnerinnen mit einem ordentlichen Essen zu versorgen, geht verhältnismäßig leicht. Eine Reihe besserer Familien ist bereit, das zu übernehmen und unter sich zu

regeln. Die Wöchnerin bekommt eine Karte, auf der es steht, wo sie es holen lassen kann — oder wer es schickt. Ebenso gelingt es uns, zwei ältere Mädchen ausfindig zu machen, welche bereit und geeignet sind, den Haushalt zu versorgen in den Fällen, in denen die Mutter ohne Hilfe ist. Dann beschließen wir, eine Wäschesammlung zu veranstalten, wobei es besonders auf alte Bettwäsche abgesehen ist, aus welcher sich Windeln herstellen lassen. Bis zum Abend war so viel da, der dringendsten momentanen Not zu steuern. Doch wir mußten auf Vorrat arbeiten. Wir richteten Windelkörbe her. Die Wäsche für das Neugeborene und für die Wöchnerin wurde zusammengestellt und in einen Korb verpackt, leihweise an arme Wöchnerinnen abgegeben für sechs Monate. So ersparten sie die Anschaffung der Erstlingswäsche. Nach Ablauf der sechs Monate erhielten wir die Körbe zurück; die Wäsche wurde desinfiziert, ergänzt, evtl. erneuert und wieder ausgeliehen. In wenigen Wochen hatten wir fünf solcher Windelkörbe im Umlauf.

Da der praktische Nutzen sehr einleuchtend war, verstand sich auch das Rote Kreuz dazu, die Sache für die Flüchtlinge finanziell zu unterstützen. Die Fabrik lieferte Windelstoff großzügig umsonst, Säckchen und Söschchen. Die Gemeinde verstand sich auch zu einem Zuschuß. Der Mütterverein übernahm es, die Körbe instand zu halten und den Ersatz auf Vorrat zu arbeiten.

Die Wochenbettspflege brachte noch einen Vorteil in anderer Hinsicht. Nun gelang es doch endgültig, mit der Wassersuppen-Fütterung der armen Wöchnerinnen aufzuräumen. Es wurde ein vernünftiges zusammengestelltes und kräftiges Essen verabreicht. Man bemasß es so reichlich, daß der Mann nicht leer ausging — aus naheliegenden Gründen. So nebenbei sah man auch nach der Lüftung des Zimmers, legte zu schwere und zu warme Federbetten beiseite. Und als niemand an den Folgen starb, die Frauen sich im Gegenteil wohl dabei fühlten, stellten sie sich so langsam um.

Unserer Suppenküche haben wir doch nicht ganz geschlossen. Gar zu deutlich zeigte es sich, daß die jungen Frauen und

heranwachsenden Mädchen vom Kochen gar nichts mehr verstanden. Da fand sich der Schultheiß nach einigem Gebrumme bereit, Kochkurse von der Gemeinde einzurichten. Da die arbeitslosen Frauen und Mädchen (wie damals alle Arbeitslosen) von der Gemeinde eine kleine Armenunterstützung erhielten — mit Reichszuschuß — war die Möglichkeit gegeben, ihnen die Teilnahme an solchen Kursen zur Auflage zu machen. Das Lokal war vorhanden; Licht und Heizung stellte die Gemeinde. Eine der Schwestern übernahm die Leitung. Die Pfarrschwester half mit und eine der anderen Damen. Soweit die Mädchen noch etwas Landwirtschaft daheim hatten, konnten sie Lebensmittel bringen, statt Geldzuschuß zu zahlen. Da die Teilnehmerinnen durch den Kochkurs verköstigt wurden — sie mußten essen, was sie gekocht hatten —, kam die Sache nicht teuer zu stehen.

Weiter richteten wir auch Flick- und Understuben ein. Besonders die letzteren erfreuten sich einer großen Beliebtheit. Da konnten die Frauen alte Kleider bringen und umarbeiten. Aus einem Männeranzug z. B. einen Knabenanzug machen, aus einem Kostüm ein Kleid usw. Zum Teil schafften die Frauen da für sich selbst und ihren eigenen Haushalt; zum Teil auch wurden geschenkte Sachen zu karitativen Zwecken verarbeitet. Nun kam es doch noch einmal anderen zugut, daß die Lisbeth einst das Nähen gelernt hatte. So konnte ich nun doch raten und helfen und zurechten.

So haben die ersten Jahre nach dem Krieg in unserem Ort eine größere Not gebracht als der Krieg selbst. Je mehr die Valuta sank, je ärmer wurden wir. Je mehr wuchs unsere Arbeit und die Anforderungen an unsere Hilfs-einrichtungen. Erst als die Goldmarkwährung wieder eingeführt wurde, als die Fabriken wieder etwas normal arbeiten konnten, als die Flüchtlinge allmählich Arbeit und Unterkunft im Lande fanden, kamen etwas bessere Zeiten, und wir konnten unsere Betriebe allmählich eingehen lassen. Nur die Kochschule besteht heute noch für die schulentlassenen Mädchen. Und die Windelkörbe werden zuweilen noch in Anspruch genommen. Nachdem das

Reich nun auch den nichtversicherten Frauen die Wochenhilfe gewährt und das Wochengeld vor und nach der Entbindung, Stillgeld und Stillprämie, kann manche unermittelte werdende Mutter sich selbst helfen. Indirekt kommt das auch uns Hebammen zugut. Die meisten Frauen zahlen unsere Hilfe mit dem Reichszuschuß, den sie zu diesem Zweck erhalten. Die Zahl derer, die es trotzdem nicht tut, ist weit geringer als früher die Zahl derer war, die einfach nicht zahlen konnten, weil alle Mittel fehlten.

Wir haben nun auch ein Jugendamt in der Oberamtsstadt. Eine Bezirksfürsorgerin rennt von Ort zu Ort, nach den Säuglingen zu sehen, die Mütter zu beraten, die Kriegshinterbliebenen, Tuberkulösen, Kleinrentner zu betreuen. Das arme Wesen dauert mich — denn ich sehe, daß sie mit dem besten Willen nicht imstande sind, mit ihrer Arbeit fertig zu werden und auf einen grünen Zweig damit zu kommen.

Wir will scheinen, daß man da wieder einmal den Gaul am Schwanz aufgezümt hat. Warum hat man es unterlassen, uns Hebammen zu dem amtlichen Dienst an Mutter und Kind mit heranzuziehen? Wer besitzt das Vertrauen der Mutter denn mehr als eine rechte Hebamme? Wer könnte sie also besser beraten als wir? Wer weiß besser, wo und unter welchen Umständen ein Kindlein geboren wird? Niemand kann so gut wie wir Auskunft geben, wo eine Not ist und wo geholfen werden kann und soll.

Sind wir in den Augen der Staatsregierung etwa auch nur ein notwendiges Übel?

Ich spreche gewiß nicht gegen die Bezirksfürsorgerin. Wo Maßnahmen von der Regierung getroffen werden, muß auch nachgesehen werden, daß sie zur Durchführung kommen. Aber wäre es nicht sehr viel vorteilhafter gewesen, man hätte uns ortsansässige Hebammen jeweils mit den örtlichen Aufgaben betraut und die Fürsorgerin darauf beschränkt, mit uns zusammen zu arbeiten? Uns entsprechend anzuleiten, unsere Berichte entgegenzunehmen, weiterzuleiten. In besonderen Fällen mit uns einzugreifen...

Ach ja, man sagt, die Hebammen haben keine genügende Ausbildung. So Sorge man eben dafür, daß wir eine solche erhalten. Das ist doch kein endgiltiger Zustand, der nicht geändert werden könnte.

Und andere sagen, es geht nicht wegen der Infektionsgefahr. Darüber habe ich meine Ansicht schon einmal geäußert, glaube ich. Man müßte uns eben die nötige Anweisung zur Desinfektion geben. Bei dem Arzt geht es doch auch, daß er von einem Krankenbett an das andere kommt. Und wenn viele meiner Kolleginnen heute im Kuhstall arbeiten müssen oder Mist auf den Acker fahren, so will mir das gewiß nicht vorteilhafter für die Wöchnerin erscheinen, als wenn sie Mütterberatung abhielten und ein paar Kindlein in die Hand bekämen.

Gegen eines darf man die Augen nicht schließen. Der Hebammenstand leidet große Not. Die Geburten sind auf die Hälfte zurückgegangen; teilweise noch bedeutend mehr durch die Klinikgeburten. In der Landeshauptstadt um 75 Prozent. Viele meiner Kolleginnen haben noch zwölf und fünfzehn Geburten heute im Jahr. Wenn auch die Krankenkassen seit 1925 für eine Geburt 36 Mark zahlen, so bleibt die Gesamteinnahme doch weit unter dem notdürftigen Existenzminimum zurück. Man darf sich dann nicht wundern, wenn Frauen auf den schiefen Weg kommen — wie einst Frau U.

Das Wartegeld ist vielfach noch nicht mehr als 60 Mark im Jahr. Und mit der Altersversorgung ist es auch sehr übel bestellt. Wer so klug war, in die Invalidenversicherung zu gehen, hat wenigstens eine kleine Rente für alte Tage. Da aber kein Zwang für die Gemeinden besteht, uns zu versichern, haben es viele nicht getan. Kolleginnen, die weit über siebzig Jahre alt sind, müssen noch arbeiten, weil sie sonst nicht leben können in einem so verantwortungsvollen Beruf wie dem unseren. Mit der Altersversorgung will niemand Ernst machen. Bei uns besteht ein Erlaß, daß das Land bis 300 Mark Rente bezahlt in der gleichen Höhe, die von der Gemeinde ausgesetzt wird. Gibt also die Gemeinde 100 Mark, so zahlt das Land 100 Mark dazu. Die Gemeinden haben es nicht eilig, etwas für uns zu tun.

Und das Land kann zufrieden sein, wenn nicht viel geschieht. So spart es seine Zulagen.

Ich muß doch auch einmal in meinem Tagebuch auf diese Mißstände hinweisen und das Interesse der Frauenvelt darauf hinlenken. Es sind nun Frauen im Gemeinderat, im Landtag, im Reichstag. Mögen sie an ihre Pflicht uns gegenüber denken. Aber wir wollen kein Almosen. Wir wollen nicht eine Unterstützung, wenn wir nachweisen, daß wir bedürftig sind. Wir wollen eine gerechte Altersversorgung, ein Entgelt für geleistete Lebensarbeit, wie es in anderen Kreisen auch Sitte ist.

Ich persönlich bin froh, daß die Menge der außerberuflichen Arbeit in den letzten Jahren nachgelassen hat. Ich bin nun doch kein „heuriges Säsele“ mehr mit meinen fünf- undsechzig Jahren. Wenn die Inflation mein Ersparthes nicht verschluckt hätte, würde ich mich allmählich zur Ruhe setzen. So muß ich noch ein wenig warten.

* * *

Ein rechtes Gemeindeglied war der einstige Vorarbeiter Stern in den Wochen nach der Revolution geworden. Und seine Frau nicht minder. Er glaubte die Stunde gekommen, russische Zustände in Deutschland zu verwirklichen, und hielt in allen Wirtschaften die schönsten Reden über die kommende Zeit der Herrschaft des Proletariats. Nun würde die Idee eines absoluten Kommunismus endlich verwirklicht. Vorbei sei die Zeit der Unterdrückung des Arbeiters. Jetzt würden die Fabriken Gesamtgut der Allgemeinheit, an das ein jeder gleichen Anspruch hatte. Alle Produktionsmittel gehörten von nun an der Gesamtheit. Das Feld war nicht mehr dem Bauern; es gehörte der Gemeinschaft. Das Erträgnis des Feldes wurde von der Gemeinschaft geerntet und aufgebraucht.

Es fehlte zum guten Glück den Zuhörern der Glaube an die kommende neue Zeit. Die Bauern, vom großen bis zum kleinsten, bedankten sich für die Reform. Die Arbeiter sahen nur zu deutlich die Unmöglichkeit, selbst mit den

großen Werken etwas anzufangen, vor sich liegen. Handgreiflicher wurde es ihnen klar mit jedem Tag, daß jemand kommen mußte, der die Räder wieder ins Umdrehen brachte. Denn der Staat, auf welchen Stern seine Hoffnungen baute, der kam eben nicht. Die Revolutionsregierung festigte sich von Tag zu Tag mehr, allen kleinen Putschversuchen zum Trost. Es gelang den Kommunisten offenbar nicht, das Ruder in die Hand zu bekommen. So hielten sich die einen fern von der Sternschen Bewegung aus Überzeugung, die anderen aus Mutlosigkeit. Nur einige der jüngsten Schreier, aus der bekanntesten Reihe derer, die noch vor Kriegsschluß einige Wochen eingezogen worden waren, hielten Stern die Stange. Es genügte nicht, um etwas zu erreichen, doch es genügte, ständig Unruhe zu stiften, Radau zu machen und die Ordnung zu stören.

Inzwischen versuchte Frau Stern die Frauen rebellisch zu machen, indem sie überall erzählte, daß der Paragraph 218 nunmehr aufgehoben werde, daß jede Frau das Recht erhalte, ein Kind beseitigen zu lassen, wenn sie es nicht austragen wolle. Das sei für die Zukunft ganz allein dem Willen der Mutter anheimgestellt. Sie habe das Recht, über ihren Körper zu verfügen.

In diesen Tagen hatte ich einen sehr schweren Stand, die alten, heiligen Sittengrundsätze zu verteidigen. Es kam manch einer nur zu gelegen, sich mit einer solchen neuen Lehre aus der Patzche ziehen zu können. Denn es war mehr als ein Ruffenkind im Werden begriffen, mehr als ein Vater erhielt Familienzuwachs, der nicht von ihm gezeugt war. Waren so die Sitten schon vorher gelockert, so fehlte nicht viel, sie ganz zu zerstören.

Da war es, als ob Gott selbst mir helfen wollte. Wenigstens sahen es die Frauen so an. Ich habe den Gedanken nicht ausgesprochen damals.

Es zeigte sich, daß Frau Stern selbst in anderen Umständen war. Sie machte gar kein Hehl daraus, sondern verkündete überall, daß sie nun ein Kind wolle. Der neuen Zeit wolle sie einen Bürger schenken. Einen ganz auserlesenen, hervorragenden Sproß, der das Werk des Vaters einst in der kommenden Generation zur Vollendung bringt, wenn

die gegenwärtig lebenden Menschen zu dumpf und stumpf dazu wären.

Ja, den neuen Bürger der neuen Zeit! Den kündigte auch der Vater Stern in allen Wirtschaften an. Zum Träger großer Ideen war er bestimmt. Zum Herold einer neuen Epoche der Weltgeschichte...

„Nimm das Maul nicht so voll,“ sagte der Schultheiß. „Das Schicksal kann dir einen Streich spielen. Dann bist du blamiert.“ Aber das änderte nichts. Man hatte für Stern das Pöstchen eines Wohnungsbeamten im Gemeinderat geschaffen. Nach dem bekannten Spruch: „Einem bösen Hund wirft man einen Knochen vor.“ Viel trug das an Gehalt ja nicht ein, doch er fühlte sich ungeheuer wichtig und unentbehrlich.

Das Ehepaar Stern machte Anschaffungen für das kommende Kind, wie es die reichsten Leute sich damals nicht leisteten. Wäsche in Hülle und Fülle mit Spitzen und Bändchen, Stubenkorb und Kinderwagen, alles stand bereit. Der große Tag kam heran. Die Wochenbettpflegerin wartete darauf, in Tätigkeit zu treten. Man sprach von einer Amme. Doch dagegen protestierte ich. So eine starke, gesunde Frau habe das Kind selbst zu stillen. Es läge nicht die geringste Veranlassung vor, das etwa nicht zu tun. Sie hielt mir die bekannten dummen Redensarten entgegen: Es verdirbt die Figur, man verliert seine Schönheit, wird häßlich und altert so früh, muß sich in acht nehmen mit Speise und Trank... Ist ein Kind nicht wert, daß eine Mutter solche Einschränkungen auf sich nimmt? Die ersten Einwände sind überhaupt gar nicht wahr! Ich habe Mütter mit sieben und mehr Kindern, die so jung und frisch aussehen wie kaum eine junge von heute!

Da kommt keine gegen mich auf. Das haben die Frauen gelernt in den ersten zehn Jahren meiner Tätigkeit, daß sie ihre Kinder stillen müssen. Es war ein harter Krieg. Als ich anfing im Beruf, waren es kaum noch zehn unter hundert, die diese Mutterpflicht erfüllten. Der alten Babet war es gleich, die ließ jede tun und lassen, was sie wollte. Ich aber sagte, das gehört einfach dazu. Wenn ein

Kindlein stirbt, das nicht gestillt wurde, so trifft wahrscheinlich die Mutter mit die Schuld daran. Und habe die Kleinen einfach angelegt. Natürlich muß die Hebamme viel mehr Zeit aufwenden, wenn sie das durchsehen will. Das ist mir aber ganz gleich. Es gehört mit zu meiner Berufspflicht, für das Stillen der Kinder einzutreten, und so tu' ich es. Ich würde es auch ohnedies tun, weil es für das Kind so gut ist.

Nun haben die Rassen ja ein Stillgeld eingeführt und eine Stillprämie, welche die Mütter aber nur bekommen, wenn die Hebamme bestätigt, daß sie die Kinder wirklich entsprechend gestillt haben.

So stritten wir bei Sterns schon um das Stillen, ehe das Kind nur geboren war. So etwas ist zuweilen ganz unterhaltend, daß die Zeit schneller vergeht. Sonst ein vernünftiges Wort konnte man bei der ganzen seelischen Einstellung der Frau Stern ja doch nicht reden. Und heimlich sah ich immer wieder nach dem Lichtschein am Chorfenster der Kirche hinüber, nach dem ewigen Licht. Mir war nicht wohl zumut bei dieser Geburt. Ich hatte so das Gefühl, daß etwas kommt. Und solche Ahnungen täuschen mich nie. Wenn ich auch nicht sagen kann, was es sein soll, oder wo es herkommt. Sicher weiß ich nur, daß etwas in der Luft liegt.

Frau Stern gebärdete sich fürchterlich. Es paßt gar nicht zu dem großen Mundstück, das sie sonst immer führt, wie sie nun winselt und heult. Zum Steinerwetchen. Wie sind doch rechte Mütter dagegen oft so tapfer, lächeln noch unter den größten Schmerzen dem Kind froh entgegen.

„Wenn ich das gewußt hätte, wenn ich eine Ahnung gehabt hätte, was man da durchmachen muß, das hätte ich mir aber nicht aufgeladen! Die Männer haben gut reden. . .“

„Das ist doch nicht so arg. Da muß man halt die Zähne ein wenig zusammenbeißen. Andere Mütter bekommen fünf und sechs Kinder und freuen sich immer, wenn wieder eines kommt. Nachher haben Sie das Kindlein — dann ist alles vergessen, was vorher war. . .“

„Sie haben auch gut reden, gerade wie die Männer. Ihnen tut es auch nichts, im Gegenteil, es ist Ihr Brot. Aber das

weiß ich gewiß, daß ich nicht noch einmal so daran hinkomme. Sobald der Schwindel vorbei ist, laß ich mich wieder sterilisieren.“

Da fuhr mir ein jähes Erschrecken in die Glieder. Ein Ahnen, woher das drohende Unheil kam. „Haben Sie das denn schon einmal getan?“

„Freilich. Glauben Sie, ich wollte die vier Kriegsjahre auf alles Vergnügen verzichten? Die Männer draußen haben sich auch schadlos gehalten dafür, daß sie uns nicht hatten. Das sind nun einmal keine normalen Zeiten. Da kann man nicht den normalen Maßstab anlegen...“

„Und haben Sie nie gehört, daß das Bestrahlen einen schweren Schaden verursachen kann bei eventuell später kommenden Kindern?“

„Wieso denn?“ Da war sie nun doch erschrocken.

„Weil diejenigen Eizellen, die noch sehr weit zurück sind in der Entwicklung und erst in späteren Jahren heranreifen, nicht zerstört werden durch die Einwirkung der Strahlen, aber doch mehr oder weniger stark geschädigt sein können. Das kann dann zu körperlicher und geistiger Mißbildung der Kinder führen.“

„Hören Sie auf — das ist ja schauerlich — wenn nun — nun...“

„Ich sagte ja nur: es kann. Nicht es wird. Für den einzelnen Fall können wir nichts voraussagen.“

Eine Stunde später war das Kind geboren. Selten hat mich ein Wirmlein so erbarmt wie dieses. Ja, die Sünden der Eltern rächen sich... Klumpfüße, verkrüppelte Hände, ein ungeheurer Wasserkopf — und wenn nicht alle Anzeichen trügen, ererbte Lues. Armer, armer Träger der wundervollen neuen Zeit!

Die Mutter raufte sich die Haare, als sie es sah. Der Vater schrie und tobte. Verfluchte sein Geschick, das ihn verfolge. Die Schwiegermutter heulte den ganzen Tag. Nur die Wochenpflegerin erbarmte sich über das arme Wesen. Ich beruhigte die Eltern, so gut es ging.

„Wenn das Kind abgestillt ist, bringen Sie es gleich in die orthopädische Heilanstalt. Füße und Hände kann man richten, daß man kaum noch etwas bemerkt von dem Scha-

den. Ich habe dort selbst solche Kinder gesehen. Je eher Sie es machen lassen, je leichter und besser geht es."

Daß ich befürchtete, die geistigen Fähigkeiten werden auch unter dem Durchschnitt sein, verschwieg ich. Wenn es so ist, tragen die Eltern es leichter, wenn sie allmählich zu der Einsicht kommen.

"Getauft wird mein Kind nicht! Mit dem Aberglauben haben wir aufgeräumt," trozte Stern auf. Doch sein Übermut hatte einen gewaltigen Dämpfer erhalten.

Anderen Tags war die Kunde schon im ganzen Ort. Weiß Gott, wie alles unter die Leute kommt. Überall fragten die Frauen: „Lisbeth, ist es wirklich wahr...?“ Und wenn auch niemand es auszusprechen getraute, sie empfanden es doch alle, daß hier die Keimschädigung durch die Eltern sich so auswirkte am Kind. Das Volk hat einen Tastsinn für solche Zusammenhänge. Und in manchen Köpfen wurden die Gedanken wieder klar und rückten die sittlichen Begriffe wieder an die rechte Stelle.

Das arme Krüppelchen kam in Heilbehandlung. Man richtete die Füßlein zurecht, daß es gehen konnte wie andere Kinder. Auch die Händlein wurden einigermaßen normal und gebrauchsfähig. Dem armen Kopf aber konnte niemand geben, was ihm mangelte. Da das Kind aber schwer syphilitisch war, starb es, ehe es zur Schule kam. Eine progressive Paralyse raffte das arme Wesen hinweg. Geschwister hat es keine bekommen. Da ich immer wieder nach ihm sah in seinen kranken Tagen, sagte der Vater eines Tages:

„Wenn es Ihnen Freude macht, können Sie es taufen. Der Pfaff kommt mir nicht ins Haus. Aber Ihnen möcht' ich eine Freud' machen...“

Das habe ich mir nicht zweimal sagen lassen. Und nun ist das arme Krüppelchen doch bei den Englein im Himmel.

* * *

Frau Zimmerer kam mit ihrer siebzehnjährigen Tochter zu mir. Sie könne sich gar nicht denken, was das Mädchen habe. Es sei ihm so oft gar nicht gut; die Periode wäre schon längere Zeit ausgeblieben. Auch werde sie viel stärker... Aber ich solle nur ja nicht denken, daß eine Schwangerschaft in Frage käme. Das sei absolut ausgeschlossen. Es müsse etwas anderes sein. —

Von der absolut ausgeschlossenen Schwangerschaft war ich aber wirklich nicht überzeugt. Der ganze Ort wußte ja darum, daß der eine der russischen Kriegsgefangenen im Hause Zimmerer ein und aus gegangen war und die letzten Monate zumest auch die Nacht dort zugebracht hatte. Er sollte ein russischer Graf sein. Tatsächlich verfügte er über sehr viel Geld und konnte sich daher allerhand leisten. Er ist auch jetzt noch nicht nach Rußland zurückgekehrt, sondern wohnt in der Stadt im Hotel und kommt zuweilen mit einem Auto herausgefahren. Er warte auf Nachricht von seinem Vater, ob er nach Rußland kommen oder nach Paris übersiedeln solle, posaunte Frau Zimmerer im Ort herum. Sobald die Frage entschieden wäre, würde er die Paula heiraten. „Nicht wahr, Sie wissen doch, daß der russische Graf meine Tochter heiratet? Und nun das Pech, daß das Mädchen nicht wohl ist... jetzt, wo jeden Tag die Ausreise kommen kann und das große Glück...“

„Frau Zimmerer, wenn sie so sicher sind, daß keine Schwangerschaft vorliegt, dann müssen Sie mit dem Kind zum Arzt gehen. Dann kann ich Ihnen wirklich nichts raten.“

„Aber Sie können doch einmal nachsehen... vor dem Arzt geniert sich das Mädchen doch so...“

„Eingelassen hat sie sich aber entsprechend mit ihrem... Russen?“

„Da ist doch nichts dabei. Er heiratet sie ja. Er ist doch eine so gute Partie. Und die beiden sind eben jung und lebenslustig. Man hatte im Krieg ja ohnehin so vieles entbehren müssen... Gerade die Jugend. Da muß man ihr schon ein wenig Freiheit lassen...“

„Da haben Sie den Mann ruhig bei Ihrer Tochter übernachten lassen? Und Ihr Mann? Was sagte denn der dazu...“

„Da ist doch nichts zu sagen. Natürlich steht er dem Glück seines einzigen Kindes nicht im Weg. Wir lassen ihm gern seine Freude. Sie heiraten ja und kommen dann doch zusammen.“

Es brauchte wirklich keiner großen Untersuchung. Der Tatbestand war sehr einfach und klar. Schwangerschaft im vierten oder fünften Monat.

„Es ist ganz ausgeschlossen!“ riefen Mutter und Tochter zugleich. „Ganz ausgeschlossen!“

„So warten Sie eben noch weitere vier Monate ab — dann werden sie ja den Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung erleben.“

„Das ist ganz ausgeschlossen! Ein Kind darf nicht kommen, unter keinen Umständen! Die Schande können wir nicht brauchen!...“ ereiferte sich nun die Mutter.

„Nun sagen Sie aber bitte einmal, warum es nach Ihrer Ansicht ausgeschlossen sein soll, daß ein Kind kommt?“

Sie wurden verlegen. Man merkte ihnen deutlich das böse Gewissen an. Offenbar schämten sie sich in irgendeinem Winkel ihres Herzens doch noch ein wenig, wenn auch von Sittlichkeit und Schamgefühl bei der Lebensweisheit, welche die Mutter bisher zum besten gegeben hatte, wirklich nicht mehr viel zu entdecken war. Schließlich rückten sie damit heraus.

„Wie mein Mann aus dem Feld kam, ist er eben auch so geschickt gewesen wie die anderen und hat gewußt, was man zu tun hat. Und dann haben wir unserer Tochter auch Bescheid gesagt...“

„Und ich habe immer danach gehandelt. Es ist also ganz ausgeschlossen...“ fügte das Mädchen noch bei.

„Man muß doch sein Kind schützen, daß es nicht in die Schande kommt. So dumm wie wir in die Welt gelaufen sind, soll meine Tochter nicht sein. Die soll einmal nicht hereinfallen und mir hintennach Vorwürfe machen...“

Mir stand doch beinahe das Herz still. Wenn Eltern ihren eigenen Kindern im Jugendalter Verhütungsmittel in die Hand drücken, „daß ihnen nichts passiert,“ — was kann man von der Jugend dann noch erwarten...

„Empfinden Sie es wirklich nicht, Frau Zimmerer, daß Sie

ein Verbrechen an Ihrem Kind begangen haben, indem Sie ihm diese Verhütungsmittel gaben? Daß Sie es damit geradezu herausgefordert haben, Unzucht zu treiben mit dem Russen, statt daß Sie es von dem Verkehr mit dem Mann abgehalten hätten! Da haben Sie Ihrem Kind jeden sittlichen Rückhalt gebrochen und es zur Dirne gemacht...“

„Wenn man sich heiratet! Mein Gott, wie Sie auch reden, da ist doch nichts dabei. Wenn man sich in acht nimmt, daß nichts passiert! Sie hätten wohl erwartet, daß ich einen solchen Freier abweisen soll? In der heutigen Zeit... wo so viele Mädchen keinen Mann bekommen... eine solche Partie! So kann wirklich nur eine Frau reden, die keine Kinder hat. Eine Mutter handelt nicht so an ihrem Kind.“

„Daß all' die Mittel nicht unbedingt zuverlässig sind, haben Sie wohl nie sagen hören? Daß trotzdem eine Empfängnis stattfinden kann? Nun werden Sie sich wohl oder übel davon überzeugen müssen...“

„Das ist ausgeschlossen! Die Schande kommt mir nicht ins Haus...“

„Schande? Was ist hier Schande? Daß Ihre Tochter mit dem Russen so gelebt hat wie eine Dirne — daß Sie und Ihr Mann ein solches Treiben in Ihrem Haus dulden und veranlassen und fördern in jeder Art — daß Sie selbst Ihrer Tochter die Mittel geben, damit sie sich der Unzucht recht ungehemmt hingeben kann: das ist allerdings Schande in Masse für alle Beteiligten. Aber daß nun ein Kind kommt, das ist nur die Folge Ihrer Handlungsweise. Nicht das Kind und seine Geburt ist die Schande, sondern die vorausgegangene Lebensführung. Das müssen Sie sich denn nun doch einmal klar machen...“

Die Menschen haben merkwürdige Begriffe heute. Dieser Tage kam eine siebenunddreißigjährige Dienstmagd zu mir, in der Hoffnung. „Aber Klara,“ sagt ich, „wie könnt Ihr auch mit siebenunddreißig Jahren noch solche Sachen machen...“ worauf sie mir ganz erstaunt antwortet: „Das soll nun was sein, wenn ich mit Siebenunddreißig ein Kind kriege! — Andere haben es mit Zwanzig schon...“

Frau Zimmerer und ihre Tochter rüsten sich zum Gehen. Da wirft mir die Mutter recht bissig hin:

„Wir können doch das Kind nicht brauchen. Wie denken Sie sich denn das eigentlich...“

„Ich bin nicht verantwortlich dafür, daß es kommt, Frau Zimmerer. Wenn der Graf Ihre Tochter heiraten will, dann soll er dies eben gleich tun, damit das Kind ehelich geboren wird und einen rechten Namen hat...“

„Und nach Paris oder Peterssburg mit einem Säugling reisen!“

„Wenn Sie das nicht wollen, behalten Sie das Kind hier bei sich in Pflege.“

„Nein, mir kommt es nicht ins Haus. Daß alle Leute mit Fingern auf uns zeigen! Wo sie so schon so mißgünstig sind...“

„Das hätten Sie sich eher überlegen müssen. Sie haben ja auch jetzt noch vier Monate Zeit, die Sache ins reine zu bringen mit dem Ruffen, ehe das Kind geboren wird...“

„Das wird überhaupt nicht geboren, daß Sie es nur wissen!“ zischte die Alte nun außer sich vor Zorn. „Die Frau hat heute das Recht, über ihren Körper zu verfügen. Wir werden uns schon zu helfen wissen!“

„Sie verkennen denn doch die Sachlage. Ich bin verpflichtet, jede uneheliche Schwangerschaft dem Vormundschaftsgericht anzuzeigen. (Das neue Jugendamt ist den Menschen noch eine fremde Einrichtung; aber wenn sie etwas vom Gericht hören, dann zieht es viel besser.) Das werde ich heute noch tun, da das Leben des Kindes nach Ihren Ausführungen in Gefahr ist. Das weitere wird sich dann von selbst ergeben. Jedenfalls müssen Sie damit rechnen, daß Sie samt Ihrem Mann ins Zuchthaus kommen wegen Ruppelei, weil Sie den Verkehr des Ruffen mit Ihrer Tochter in der Wohnung geduldet und gefördert haben. Also ich rate Ihnen dringend, nicht durch eine Abtreibung Ihre Lage noch zu verschlechtern. —

Sie daran zu erinnern, daß es sich um ein Menschenleben handelt; daß Gottes Gebot: du sollst nicht töten, auch dem Ungeborenen Schutz gibt; daß Sie die Verantwortung für die Seele des Kindes haben — das ist bei Ihrer Einstellung ja doch ohne Wirkung.“

Als das Wort Zuchthaus fiel, da war es mit der stolzen

Selbstsicherheit der Frau Zimmerer vorbei. Darum habe ich es gesagt. Man muß in Gottes Namen die Kanonen auffahren, die durchschlagen.

„Machen Sie doch keine solchen Geschichten... es ist doch wirklich nicht der Mühe wert...“

„Mir ist es der Mühe wert, wo es um ein Menschenleben geht. Anzeigen muß ich die Schwangerschaft. Das ist Dienstvorschrift. Was weiter wird, haben Sie in der Hand...“

„Sie können ja meine Tochter vormerken... wenn es denn sein muß... wir tun es eben ins Säuglingsheim...“

„Sie können auch zur Entbindung in eine Anstalt gehen. Die Kosten wird der Graf ja aufbringen...“

Kurz darauf war der Herr Graf spurlos verschwunden. Eine Wendung, die für jeden Menschen mit etwas Lebenserfahrung vorauszusehen war. Nun hatten sie zu der Schande auch noch den Spott. Und man konnte die Eltern wirklich nicht bedauern. Bis auf den heutigen Tag heißt das Mädchen am Ort Frau Gräfin, und der kleine Heinz ist zum Erbgrafen geworden. Er ist ganz bescheiden daheim auf die Welt gekommen, als die russische Gelbquelle so plötzlich versiegte. Auf meine Gebühren warte ich noch heute. Ich glaube, das ist ihre Rache, weil ich sie quasi gezwungen habe, das Kind am Leben zu lassen. Doch es reut mich nicht.

Mutter und Tochter sind sich spinnefeind. Das Mädchen schiebt nun die ganze Schuld an seinem Elend den Eltern zu. „Sättet ihr den Kerl hinausgeworfen, statt mir das verdamnte Zeug zu geben... das doch keinen Wert hatte! Damit hat das Elend angefangen. An dem gleichen Tage, da ich das Mittel hatte, bin ich gefallen damit. Nachher hatte er mich in der Hand... Wenn die Männer uns das Letzte genommen haben, machen sie mit uns, was sie wollen...“

„Ihr seid schuld! Ihr allein! Ihr hättet mich besser behilfen, anders erziehen sollen...“ Wie vielen Eltern klingt diese Anklage nach über das Grab hinaus — bis in die Ewigkeit hinein...

* * *

Totengräber bin ich nun — nicht mehr Hebamme. Es ist eine schreckliche Zeit über unser Volk gekommen. In diesen Monaten nach dem Krieg bis über die Inflationszeit hinaus hat die Abtreibungsseuche wie eine Pest sich ausgebreitet in allen Kreisen des Volkes, in Stadt und Land, bei arm und reich, alt und jung, bei Verheirateten und Ledigen. Fehlgeburten sind es zumeist, wenn ich nun gerufen werde. Normale Geburten sind zur Seltenheit geworden. Mit unglaublicher Gewissenlosigkeit gegen das werdende Leben wie gegen Leben und Gesundheit der Mutter greift man zum Abort. Man sucht nicht mehr nach einem Arzt, der sich zu solchen Senkersdiensten hergibt, man geht nicht mehr zum heimlichen Abtreiber. Man hilft sich selbst. Der Mann tut es bei der Frau, der Bursch bei dem Mädchel, eine Freundin bei der anderen. Manche haben es in der Kunst so weit gebracht, daß sie den Eingriff bei sich selbst machen.

Mein Beruf freut mich nicht mehr. Mehr verbrecherische Fehlgeburten als normale Geburten. Wenn die armen, von der eigenen Mutter so schmählich aus dem Mutter Schoß verstoßenen, dem Tod überlieferten kleinen Menschenkinder leben, so taufe ich sie schnell, daß sie doch zur ewigen Seligkeit gelangen. Da liegen die Mütter in den Rissen, zufrieden, die Last wieder einmal los zu haben — keine Regung der Mutterliebe veranlaßt sie, nach ihrem Kind zu sehen, nur mit einem Blick des Mitleids. Nicht einmal begraben lassen sie es. Man wirft die kleinen Leiber achlos in die Abortgrube, in den Dünghaufen, in den Bach. Wiederholt haben habende Kinder aus dem Bach solche Kindskleichen hervorgezogen. Seitdem das geschah, nehme ich die armen Kleinen mit und bringe sie dem Totengräber, daß er sie doch in einem Ecklein des Kirchhofs begraben kann. So bin ich in Wahrheit zum Totengräber geworden — wo ich doch berufen bin, neuem Leben zum Eintritt in diese Welt zu verhelfen.

Und viele der einst so gepriesenen deutschen Mütter sind zu erbärmlichen, feigen, herzlosen Kindsmörderinnen geworden. Wie ein Volk so wieder in die Höhe kommen soll, ist mir ein unlösbares Rätsel. Wenn kürzlich ein Ge-

lehrter ein Buch geschrieben hat vom Untergang des Abendlandes, so ist das sicher richtig. Das Abendland, das solchen Ansichten huldigt wie so ein feiger Massenmord an wehrlosen Kindern, das muß untergehen.

Dieser Tage wurde hier eine Ortsgruppe des Reichsbundes für zwangsfreie Mutterschaft gegründet. Er hat gar keinen anderen Zweck, als Propaganda zu machen für das Straffrei-werden der Abtreibung und für Empfängnisverhütung. Die Kenntnis und die Mittel werden von Haus zu Haus getragen. In den Versammlungen gibt man sie von Hand zu Hand und zeigt im lebensgroßen Lichtbild die Anwendung. Wenn man die Polizei auffordert, gegen diese Sache vorzugehen, dann sagt man: das sei nur hygienische Volksaufklärung, oder es wären Verhütungsmittel gegen Geschlechtskrankheiten. Niemand gebietet dem Treiben Einhalt, obwohl es längst allen bekannt ist, was dahintersteckt.

Ich wollte mein Amt niederlegen, doch der Herr Pfarrer will nichts davon wissen. Er sagt, gerade jetzt müsse unferneiner auf dem Posten bleiben und weiterkämpfen für das Recht der Angeborenen, für wahre Sittlichkeit. Gerade jetzt könnte die Hebamme noch mehr leisten als in früheren Zeiten, wo die Begriffe nicht so verwirrt worden sind. Jetzt müsse man die Schwankenden halten, die Irrenden zurückführen, die Bedrohten stützen und den wahren, echten Müttern, die es doch auch noch gibt, helfen, daß sie treu bleiben.

An der Spitze des Reichsbundes steht bei uns der Schreiner Walz. Er ist ein ganz unheimlicher Gesell. Wo er mich begegnet, versucht er etwas anzubringen. So auch heute wieder, da ich zu einer Geburt gehe. Er steht mit einigen seiner Gesinnungsgenossen vor dem Rathaus. Ruft, wie ich vorbeigehe: „Die muß nun auch bald stempeln gehen! Die Weiber lassen sich nicht länger zur Gebärmaschine machen!“ Eines Tages werde ich zur Frau Walz gerufen. Natürlich Fehlgeburt. Das habe ich gar nicht anders erwartet. Es war nicht die erste — aber die letzte. Teils im Fieber, teils in der Enttäuschung und Erbitterung ihrer Seele redet sie allerhand über ihr Eheleben, das wahrlich nicht so

aussteht, als führe die vom Gebärzwang befreite Frau ein glückliches Dasein.

Und das sechzehnjährige Töchterlein, ein merkwürdig süßes, liebes Kind, sitzt am Bett der Mutter, geht in der Stube ab und zu, hört die Dinge mit an. Die Nachbarinnen ratschen und tratschen, nehmen sich gar nicht in acht vor dem Mädchen. Die Gretel weiß mehr, als man glaubt. Und was sie nicht weiß, das reimt sie sich zusammen. Nach dem Tod der Mutter findet sie in hinterlassenen Briefen die Bestätigung dafür, daß sie selbst auch nur ein ungewolltes Zufallskind ist, das trotz Verhütungsmittel kam, trotz verschiedener guter Ratschläge zur Befreiung wuchs und sich durchrang.

Frau Walz ist gestorben, ohne zum klaren Bewußtsein zu kommen. Als das Begräbniß vorüber war, kam das Mädchen zu mir.

„Lisbeth, ihr Hebammen sehd doch untereinander bekannt. Könnten Sie mir nicht eine Stelle verschaffen — und wenn es als Dienstmädchen sein muß, in einem ordentlichen Haus. Nur daß ich von hier fortkomme...“

„Willst du den Vater allein lassen?“ Ich wußte nicht, was das Kind alles erfahren hatte.

„Warum sollt' ich nicht? Wäre es nach seinem Willen gegangen, so wäre ich ja nicht auf der Welt... wie das Brüderlein vor drei Tagen. Warum bin ich allein? Warum hab' ich keine Geschwister? Warum ist die Mutter gestorben?... Sie wissen es ganz gut, und ich weiß es auch. Ich kann nicht hier in dem Haus bleiben. Wenn ich das Bild der Mutter sehe, muß ich denken: deine Mutter ist eine Mörderin... nur durch einen Zufall bist du ihrer Hand entschlüpft... deine Geschwister hat sie gemordet... Und wenn ich den Vater sehe, ist es mir, als stelle er mir heute noch nach, mich aus dem Weg zu räumen, wie er es vor meiner Geburt getan hat...“

„Kind Gottes, wie kannst du denn das wissen?“

„Die Briefe liegen ja noch zu Haus, die er der Mutter geschrieben hat. Ich hab' sie gestern abend gelesen. Was da für gute Ratschläge darin stehen, mich los zu werden, ehe ich geboren bin...“

„Vielleicht hat die Mutter die gar nicht beachtet.“

„Doch, doch... ,Nachdem das eine nicht geholfen hat,‘ schreibt er einmal. ,Wenn das wieder nicht hilft,‘ heißt es ein andermal. ,Nachdem selbst die Einsprizung umsonst war,‘ heißt es dann wieder. Nein, in dem Hause kann ich nicht bleiben. Hilf mir fort von diesen Menschen... die mich töten wollten... die meine Geschwister gemordet haben...“

Ich ging zu Walz und brachte das Anliegen seiner Tochter vor. Es sei gut für das Mädchen, ein wenig aus dem Ort zu kommen, in andere Umgebung nach den Aufregungen der letzten Tage. Er wies mich barsch ab. Nachdem das Weib gestorben sei, brauche er das Möbel im Haus. Ich versuchte es mit allen Mitteln. Umsonst. Er brauche das Weibsbild im Haus. Es sei alt genug dazu. Warum er den Balg denn sonst aufgezogen hätte? Er sei der Vater und habe zu bestimmen...

Da war guter Rat teuer. Eine Handhabe, dem Vater die elterliche Gewalt zu entziehen, war nach dem Gesetz nicht gegeben. Das Kind hatte es scheinbar ganz gut. Auf solche feilische Konflikte ist die Gesetzgebung nicht eingestellt, wird es wohl auch nie sein können. Es blieb mir nichts anderes übrig, als dem Mädchen zuzureden, zu Hause zu bleiben, so lange der Vater ordentlich mit ihm wäre.

Sie sah es ein, daß wir nichts ausrichten konnten. Auch ein Fluchtversuch war aussichtslos, da man sie wieder ins väterliche Haus zurückgebracht hätte. Das Verhältnis zwischen Vater und Tochter hätte sich nur verschlimmert. Dabei erging es mir aber genau so wie dem Kind: ich wurde das Gefühl nicht los, daß eine Gefahr auflauerete.

Nach drei Wochen schrillt am späten Abend die Hausglocke. Ich war schon im Bett. Also schnell heraus, Fenster auf:
„Wer ist unten?“

„Lisbeth, geschwind, macht mir auf, ehe der Vater kommt, schnell, schnell...“

Die Gretel. Schon bin ich unten, schiebe den Riegel zurück und lasse sie ein. Ein flüchtiger Blick die Straße hinauf und hinunter, niemand hat es gesehen. Da lösche ich auch noch das Licht, dessen heller Schein auf die Straße

fällt, und geleite das zitternde Kind die Stiege hinauf in die Stube. Was sie mir nun erzählte, kam mir leider gar nicht überraschend. Es war so, als hätte man es erwartet. Der Vater hatte sie — da er angeheitert heimkam — zwingen wollen, mit ihm zu Bett zu gehen. Darauf war das Mädchen im Sockparterre aus dem Fenster gesprungen und zu mir geflüchtet.

„Aber ich gehe nicht mehr heim, unter keinen Umständen.“
Um kommenden Morgen mit dem ersten Zug ließ ich Gretel in die Landeshauptstadt fahren zu einer Kollegin und zeigte die Sache dem Jugendamt an. Jetzt war es dem Vormundschaftsgericht möglich, einzugreifen. Ein Onkel erbot sich, die Vormundschaft zu übernehmen, nachdem Walz die elterliche Gewalt entzogen worden war. Und dieser Onkel war ein rechter Mann, der das Mädchen in eine gute Schule schickte und ihr eine richtige Berufsausbildung als Sozialbeamtin zuteil werden ließ. Gretel ist ein prächtiges Menschenkind. Sie schreibt mir erst gestern wieder in einem langen Brief, ich müsse noch so lange im Amt bleiben, bis sie fertig sei. Sie wolle Hebamme werden, um einmal als meine Nachfolgerin an anderen Müttern und anderen Kindern gutmachen zu können, was ihre Eltern an den eigenen Kindern gefehlt haben.

* * *

Daß ein Kochkurs eine wichtige Sache ist, hat unser Gemeinderat einst schnell begriffen. Daß aber Säuglingspflege und Krankenpflege ebenso wichtig sind, will ihm noch nicht recht einleuchten. Wir werden es aber doch damit probieren.

Bei der letzten Zusammenkunft unseres Hebammenvereins hab' ich Schwester Anna kennengelernt. Im Krieg hat sie beim Roten Kreuz einen Lazarettzug geleitet, und nun gibt sie Wanderkurse. Unsere jungen Mütter und heranwachsenden Mädchen wissen gar nichts mehr von der richtigen Pflege und Erziehung des Kindes. Und wenn jemand krank ist, kann man die sonderbarsten Dinge erleben. Erst dieser Tage hat meine Nachbarin dem Kind einen

Wickel gemacht und es nicht zugebedeckt — weil er die Hitze nehmen soll! Natürlich hatte der arme Tropf anderen Tags eine Lungenentzündung. —

Im Krankenhaus haben wir einen Lehrraum bereitgestellt. Schwester Anna wird bei den Schwestern wohnen. Zum Essen geht sie ins Pfarrhaus, zum Oberlehrer, Schultheiß und mir. Es ist Inflationszeit. Statt Kursgeld dürfen die Teilnehmerinnen Eier oder Mehl oder Butter bringen. Wenn die Sache einmal läuft, wird die Gemeinde schon etwas daranrücken. Die Gemeindeväter können sich eben nichts darunter vorstellen. —

Wir haben den Kurs ausschellen lassen, und der Herr Pfarrer hat ihn von der Kanzel verkündet. Zuerst für Krankenpflege. Wider Erwarten sind so viele Frauen und Mädchen gekommen, daß wir einen Doppeltkurs halten mußten. Da wurde alles gelernt, was man wissen muß, um ein Krankes im Haus richtig zu versorgen, zu ernähren, zu kleiden, rein zu halten. Immer kamen praktische Übungen hinzu. Wir stellten zwei Betten in die Lehrstube und legten „Kranke“ hinein, die nun umgekleidet, gewaschen, gewickelt wurden. Hilfeleistung bei Unglücksfällen wurde geübt; Verbände gemacht für Arm- und Beinbrüche und andere Verletzungen. Von der Krankenstube unterhielt man sich; von Krankenbesuchen und der seelischen Behandlung der Kranken — bis zum Versehen. Zum Schluß kamen noch besondere Frauenfragen zur Besprechung: Wochenbett, Schwangerschaft, Frauenleiden, Wechseljahre.

Ich habe den Kurs auch mitgemacht. Zum Mitlernen und zum Mithelfen. Und bin nicht leer dabei ausgegangen. Es bleibt wahr, was meine Mutter sagte: Man wird so alt wie eine Kuh und lernt noch immer dazu. Bei den Teilnehmerinnen wuchs das Interesse und der Eifer von Tag zu Tag. Als zum Schluß Doktor Wille eine kleine Prüfung hielt, kam der Schultheiß auch dazu und der halbe Gemeinderat. Und sie äußerten unverhohlen ihre Überraschung und Anerkennung. —

Damit war der Boden erobert. Einige Wochen später ließen wir einen Säuglingspflegkurs ausschreiben. Da strömten so viele herbei, daß wir ihn gleich zweimal halten

mußten. Die Freude am Kind ist noch nicht erstorben, und so ein Kurs ist ein gutes Mittel, sie zu wecken und lebendig zu halten. Er ist eine feine Gelegenheit, erzieherisch einzuwirken. Wir haben diese Kurse die Arbeit sehr erleichtert. Wenn die Frauen und Mädchen es so von anderer Seite und unter anderen Gesichtspunkten auch einmal wieder hören, wie sie ihr Lebensglück und ihre Gesundheit zerstören durch ein unsoliden und unsittlichen Leben; wie die Verletzung der Naturgesetze und Gottesgebote sich rächt, dann glauben sie es doch wieder und lassen es sich zur Warnung sein. Wenigstens eine Zeitlang. —

Nicht nur vernünftige Dinge, auch andere bürgern sich immer mehr bei uns ein. Die Mädchen erzählen in dem Säuglingskurs sonderbare Dinge von der Ortsgruppe der Lichtfreunde, die sich hier gebildet hat zur Pflege der Schönheit und Gesundheit. Sie hat draußen im Wald von der Gemeinde sich einen Platz zuweisen lassen zu einem Licht- und Luftbad. Wohl mußte sie einen hohen Bretterzaun darum errichten. Doch die Bäume stehen so verführerisch nahe, daß selbstverständlich einige Burschen längst hinaufgestiegen sind, zu sehen, was hinter den Brettern ist. Es soll so sein wie im Paradies vor dem Sündenfall. Männlein und Weiblein liegen herum, turnen, spielen miteinander — ohne Feigenblätter. Das soll nun zur Gesunderhaltung des Leibes unbedingt notwendig sein. Mich wundert nur, daß die Menschheit so viele Jahrtausende alt werden konnte, ehe ihr diese wichtige Erkenntnis kam! Daß das Geschlecht nicht lange zugrunde gegangen ist unter dem Einfluß der Kleidung! —

Die Lichtfreunde werben um Anhänger. Die Jugend interessiert sich natürlich dafür. Die Mädchen verstehen die Gefahr noch, die darin versteckt liegt, wenn man vernünftig mit ihnen darüber redet. Sie begreifen, daß man die Schranken der Schamhaftigkeit dem anderen Geschlecht gegenüber nicht ganz niederreißen darf; daß man sie vielmehr wieder fester aufrichten muß in einer Zeit wie der unseren, wo die meisten Menschen es nicht mehr ernst damit nehmen. Eine der eifrigsten Lichtfreunde ist die Privatsekretärin der Spinnererei. Ein gescheites, aufrechtes Mädchen; aber sehr

selbstbewußt. Sie wirbt nicht nur für ihre Idee — mit dem Fanatismus der Jugend ausgerüstet sind alle in ihren Augen komplette Idioten, die eine andere Ansicht haben, die so rückständig sind, an alten Vorurteilen festzuhalten! — Gerade durch das künstliche Absperrn voreinander kämen die Menschen zu Fall. In der Nacktheit würden sie befreit von den Fesseln sinnlicher Erregung; würden in Wahrheit freie Menschen. Erhaben über das Irdisch-tierische, das die anderen kleinen Seelen so krampfhaft verbergen wollten. Das ist ihr Evangelium, auf das sie sich eingeschworen hat. —

Sie spottet auch über den Säuglingspflegeturs. Welche Frau bekomme denn heute noch Kinder! Man müsse sich doch endlich frei machen von der Zwangs-idee, daß das Weib dazu bestimmt sei, Nachwuchs aufzuziehen. Sich selbst zu leben ist eines jeden Menschen höchster Daseinszweck. Als andere Mädchen im Büro einmal erzählen, wie interessant es sei bei Schwester Anna, wie man da lernen könne, sich vor Schaden zu behüten, da erklärte Fräulein Berta: sie wisse genau, was sie zu tun und zu lassen habe, und brauche keine Belehrung darüber. Sie besitze sich selbst und wisse, was sie sich zutrauen könne in Freiheit und Kraft — wie alle wahrhaft modernen Frauen. —

Ein neuer Ingenieur kam in die Fabrik. Und ins Lichtbad. Doch da gefiel es ihm nicht lange. „Es ist so kahl und eng hier zwischen den Bretterwänden, Fräulein Berta. Wahre Nacktheit kann man nur inmitten der Natur genießen, wenn sie sich zur Erbverbundenheit gestalten kann... wenn in uns etwas überflutet von dem ewigen Rhythmus der Natur, von der wir doch nur ein Stäublein sind, das sich künstlich absondern will...“

So wandern die beiden allein in den Hochwald hinauf. Mittagsrast auf Bergeshöhe. Im Hintergrund schützender bergender Wald und vor sich den weiten Blick über das lachende Land. Warme Sommer Sonne liegt auf dem Gipfel... Also weg mit den hemmenden Kleidern. „Wir wollen uns der Natur in die Arme werfen. An ihrem Busen wieder lernen, Mensch zu sein...“

So gibt man sich in zügelloser Freiheit der Ruhe hin. Ein

merkwürdiger Naturrausch erfasst die von allen Sicherungen losgerissenen Menschen. Immer mehr lockern sich auch die feelfischen Hemmungen. Und dann... wie ein Rausch war es über sie gekommen. —

Was so geschehen war infolge der Lockerung aller Hemmungen, nicht mit vorbedachtem Willen und dennoch allein durch ihre Schuld, das wurde nun zum höchsten Naturkult.

„Nicht so wie das letzte Mal,“ sagte das Mädchen am folgenden Sonntag. „Warum nicht? War es nicht höchste Naturverbundenheit? Ist es nicht überall in der Natur die höchste Zweckbestimmung? Der einzig wahrhaft be rauschende Trank! Wir haben doch alle Vorurteile abgeworfen wie die aufgezwungenen Kleider. Sind freie Menschen, die ihre Freiheit genießen und den Genuß beantworten, indem sie ihn bewußt auf sich nehmen.“ —

„Lisbeth, man kann so wunderschön reden von solchen Dingen. Und eines Tages ist aller Glanz dahin — alle Worte haben ihren Sinn verloren; zersplittern wie leere Glaskugeln, die den Kindern vom Weihnachtsbaum herab auf den Boden gleiten... nichts, gar nichts bleibt übrig.

Als er hörte, daß ein Kind kommt, ließ er mich schmählich im Stich. Da wollte er nichts mehr wissen von dem Zweck der Natur... von der Verbundenheit... von der Verantwortung, die er mit so großen Worten auf sich genommen hatte... da ließ er mich allein. Wie erbärmlich feig sind auf einmal die freien Menschen, wenn eine Pflicht, eine Aufgabe an sie herantritt... wenn es gilt, sich zu den Folgen ihrer Tat zu bekennen.

„Du wirst wissen, daß man unerwünschte Früchte beseitigt,“ war alles, was er mir nun zu sagen hatte...“

Es war trotz Licht und Luft und Sonne eine schwere Geburt. Aber die Mutter biß die Zähne zusammen, wenn die Wehen anfüllten, und ließ sich nicht von dem Schmerz überwältigen. So tapfere Frauen sind selten geworden. „Es ist genug, daß das Kind einen fetgen Lumpen zum Vater hat. So will ich ihm wenigstens eine rechte Mutter sein, daß es doch einen Halt findet im Leben...“

Eine außergewöhnliche Frau war diese ledige Mutter doch.

Mit welcher Treue sie zu ihrem Kind sich bekannte! Es war, als ob sie meine Gedanken erraten hätte.

„Sie wundern sich vielleicht, daß ich das Kind ausgetragen habe? Ist das nicht ein heiliges Naturgesetz? Wo ist eine Mutter zu finden, die ihr Junges im Mutter Schoß umbringt? Doch nur bei den degenerierten charakterlosen Menschen. Wenn ein Vöglein aus dem Nest fällt, dann haben wir Mitleid und wollen es aufpäppeln — und das kostbare Menschenkind, das morden wir weg. Fragen nicht darnach, zu was es vielleicht berufen ist? Um welche kostbaren Güter wir das ganze Volk vielleicht berauben. Ein Leben ist ein unantastbar heilig Ding. Kein Mensch kann es je verantworten, es zu zertreten...“

„Sind Sie nicht auch einmal fromm gewesen...?“

„Nein, nie. Mein Vater war katholisch, meine Mutter evangelisch. Weil sie sich nicht einigen konnten und keines dem anderen das Kind gönnte, erhielt ich keinen Glauben. Ich würde niemals einen Mann heiraten, der in Weltanschauungsfragen nicht auf dem gleichen Boden steht wie ich. Es ist immer ein Mißklang da — im Glück schon und im Unglück erst recht!“

Endlich, nach vielem Weh und Leid kam ein Mädchen auf die Welt. Da es nicht lebensfähig schien, gab ich ihm rasch die Nottaufe. Doch erholte es sich nach einiger Mühe ganz nett.

„Armes Mädchen,“ sagte die Mutter, und Tränen standen ihr in den Augen. Es lag so viel Leid und Zärtlichkeit zugleich in diesem einen Wort. So viel bange Zukunftssorge...

„Könnten Sie mir nicht eine Pflegestelle hier ausfindig machen? Ich möchte das Kind nicht weggeben. Wenn ich wieder ins Büro gehe, so könnte ich doch vor und nach dem Dienst bei ihm sein und nach ihm schauen...“

„Da wäre die Frau Bertrouy sicher bereit und auch sehr geeignet. Ihr eigenes Bübchen ist musterhaft erzogen. Ihr Mann ist in der Internierungshaft gestorben während des Krieges. Aber — sie ist positiv katholisch...“

„Und würde das Pflegekind auch so erziehen, wollen sie sagen. Das schadet nichts. Wenn es dann glücklicher wird

im Leben und bessere Stützen mitbekommt als seine Mutter...

Ja, sehen Sie, schließlich ist doch das blümste Bauernmädchen, das sich von Schwester Anna in dem Kurs hat beraten und warnen lassen, besser daran als ich... Es ist tausendmal wahr, daß man die Gelegenheit meiden soll... auch wenn man sich noch so stark und sicher fühlt..."

* * *

Bei der herrschenden Wohnungsnot — durch die Industrie sind wir auch damit beglückt worden — habe ich mich dazu entschließen müssen, ein Stück von meinem kleinen Häuslein abzutreten. Im Erdgeschoß unten zwei Zimmerchen und aus der einstigen Gerümpelkammer haben wir eine Notküche gemacht. Denn eine gemeinsame Küche ist ein so übles Ding, daß ich es meiner Schwester auf ihre alten Tage nicht zumuten kann. Nicht ohne Grund ist die Lebensart aufgekommen: „Frau Nachbarin, ich kann doch heut meine Pfannkuchen in ihrem Schmalz backen? Sie dürfen morgen auch ihre Wurst in mein Sauerkraut stecken..." Da tun wir lieber unser Gartengerät und ähnliche Dinge nun in den Keller und geben das Gerümpelkammerlein als Küche ab.

Die Wohnung ist bereits einem Ehepaar zugewiesen. Wenn es rechte Leut' sind und wenn Kinderlein kommen, dann will ich ihnen gern noch beide Dachkammern nach und nach überlassen. Wir zwei Alten können uns schon bescheiden. Meiner Schwester wegen bin ich ganz froh an dem Mieter. Es bringt ihr doch monatlich dreißig Mark ein. Nachdem bei der Inflation unser Ersparthes verloren ging, ist man froh um solche Einnahmen. Abgesehen davon ist es uns in der Inflation nicht einmal schlecht gegangen. Ich habe mich auch in Naturalien zahlen lassen, soweit die Rundschaft dazu imstande war. Fünf Pfund Butter oder einen halben Zentner Mehl — das war so ungefähr die Lage für das Land. Der Schuster zahlte mit einem Paar guter Stiefel, der Kaufmann David mit Kleiderstoff. So half sich jeder,

wie er konnte. Mir war das sehr angenehm, denn die Ware behielt ihren Wert. Geld aber war ein Fehendes Papier — nicht mehr.

Am 1. Januar 1924 hielt das Ehepaar Dumiller seinen Einzug. Mittags um zwölf Uhr kamen sie in großer Collette die Treppe hinauf und stellten sich vor. Sie wollten offenbar zeigen, daß sie wußten, was sich gehört. Mir kam es ja gespaßig vor, daß sie sich in den neuen Plüschmantel stürzte und er in den Zylinder, um die Stiege hinaufzusteigen. Nun, es ist ein kleines, was Kinder freut. . .

„Hoffentlich gewöhnen Sie sich gut an,“ sagte ich zu der jungen Frau. „Jedenfalls ist es sehr schön still und ruhig bei uns. . .“

„Wir werden daran kaum etwas ändern. Mein Mann ist ja an der Bahn und ich bleibe im Beruf. Mittags essen wir in der Kantine — oder vielleicht auch sonst. Und am Abend ist man nicht so oft zu Haus. Hier ist ja nichts los. Ist ein trauriges Nest. Da muß man sich ein Abonnement auf der Bahn leisten, um nach 3. zu fahren, daß man auch einmal ein Theater, Kino und Konzert oder Café besuchen kann. . .“

„So, Sie wollen weiter ins Büro gehen? Ich dachte mir, eine Frau freut sich darauf, aus so einem seelenlosen Betrieb herauszukommen — sich ihr Nestlein zu bauen. . .“

„Ich will vor allem meine persönliche Freiheit bewahren, meine Selbständigkeit. Es ist doch schrecklich, immer dem Mann auf der Tasche liegen zu müssen. . .“

„Warum haben Sie denn dann geheiratet? Da wäre ich ledig geblieben. Denn mit der Eheschließung haben Sie Ihre Selbständigkeit doch zu neunzig Prozent verloren. . .“

„Wir probieren es eben einmal miteinander. . .“

„Mir will scheinen, das Probieren ist beim Heiraten nicht so einfach. Das ist doch eine Lebensgemeinschaft. . .“

„Ist das nicht ein sehr veralteter Begriff? Lebensgemeinschaft? Wer will sagen, ob ihm morgen die Gemeinschaft noch gefällt? Ob sie ihm morgen noch zusagt zur Befriedigung seiner sexuellen Wünsche? Menschen ändern doch ihre Ansichten. . .“

„Und wenn einmal Kinder kommen. . .“

„Das ist selbstverständlich ausgeschlossen. Damit können wir uns nicht abgeben. So lange wir jung sind, wollen wir etwas haben von unserem Leben und können solche Belastungen nicht brauchen. Vielleicht in zehn Jahren...“
Um nächsten Tage hab' ich den Schultheiß gebeten, die Sache zu ändern und mir einen anderen Mieter zu schicken. Ich hatte ausdrücklich angegeben, daß ich eine Familie mit Kindern wolle.

„O, Lisbeth, seid Ihr ein altmodisches Weib!“ sagte der Schultheiß. „Seid doch froh, daß Ihr keinen Rinderspektakel im Haus habt. Andere wehren sich mit Händ' und Fuß' dagegen...“

„Das sollen andere machen, wie sie es beantworten können. Eheleute, die noch Kinder aufziehen wollen, finden bald keine Wohnung mehr und werden gezwungen, Lumpereien anzufangen. Ich will nicht mit schuld daran sein. Lieber Rindergeschrei im Haus — als die Verantwortung auf dem Gewissen, daß andere unsittlich leben müssen der Wohnung wegen.“

Der Schultheiß rief den Herrn Vorsteher des Wohnungsamtes, wie Stern sich nannte. „Ei, der kann geholfen werden,“ sagte der und grinste wie ein Satan. „Die Herrman läuft mir das Haus ein, daß sie ihren Mieter los wird, weil bald das vierte Kind kommt. Da können die ja tauschen...“

Bei Herrman wohnen nette Leute. Wo noch Kinder ankommen, weiß die Hebamme Bescheid, wie es aussteht. So bin ich mit dem Tausch einverstanden. Doch meine Mieter wehren sich und es wird nicht so schnell gehen... .

Die Harmonie im Erdgeschoß war von kurzer Dauer. Bald war sein Gehalt zu klein und das ihre nicht groß genug, um ein solches Leben auf die Dauer zu führen. Jeden Mittag im Restaurant, jeden Abend fast in der Stadt. — Es kamen Zeiten, wo bald das eine, bald das andere, bald beide zu Hause bleiben mußten; sie führten getrennte Rassen. Wenn sie leer waren, wurde es ungemütlich. Dann machten sie abwechselnd Reformvorschläge, bis wieder Zahltag war. Hernach blieb es beim alten. Gar bald aber drangen sonderbare Geräusche aus dem Erdgeschoß zu uns herauf.

Als ob mit der Faust auf den Tisch geschlagen, die Türen zugeschmettert, Geschirr zusammengeworfen würde. Bald brüllte eine männliche Donnerstimme:

„Wenn du nun nicht willst wie ich, lasse ich mich scheiden! Das habe ich satt, am Hungertuche zu nagen...“

Bald krächte ein heller Sopran: „Ich lasse mich nicht tyrannisieren! Ich habe es satt, deine Launen zu ertragen! Wer hat für das Geld zu sorgen in der Ehe, der Mann oder die Frau...“

„Wer hat den Haushalt zu führen und für das Essen zu sorgen, was!“

„So gehen wir eben wieder auseinander...“

Da unten gab es keine Rücksicht auf einander, kein Nachgeben und Sicheinfügen in die Verhältnisse; kein gütiges Sichanpassen an den Charakter des anderen, kein liebes Mittragen seiner Schwächen. Sowohl der Mann als auch die Frau kannten nichts anderes als rücksichtsloses Fordern. Sichbehaupten um jeden Preis. Eines sah in dem anderen nur die notwendige sexuelle Ergänzung; sonst nichts.

Und es geht nicht lange, so ist ihnen auch ihre sinnliche Gemeinschaft zum Überdruß und Ekel geworden. Eigentlich muß das so kommen, wenn kein höherer Sinn und Zweck dahintersteht, als eben nur die Lustbefriedigung. Es muß erst recht da so kommen, wo alle möglichen Manipulationen damit verbunden sind, um die Natur zu überlisten.

Die Natur läßt sich nicht ungestraft mißbrauchen. Es ist eine ganz einfache Entwicklung: man ekelt sich voreinander, wenn man es sich auch nicht eingesteht. — Man mag sich nicht mehr; wird nervös und überreizt, und die Zerrüttung ist da. Sobald diese Nervosität und Antipathie einmal den Menschen erfaßt hat, kommt sie in allen Lebensfragen zum Ausdruck; nicht nur in der sexuellen. Nicht selten werden sich die Menschen nicht einmal klar darüber, wo eigentlich die Wurzel des Übels liegt — wo die Zerrüttung, das Sichauseinanderleben begonnen hat... .

„Wir haben uns auseinandergelebt und lassen uns scheiden...“

Meine Mieterin sagt es, noch ehe sie bei mir ausziehen. „Das Gesetz muß geändert werden, so daß eine Ehescheidung

mit gegenseitiger Einwilligung möglich ist. Nun müssen wir einen Prozeß anfangen . . .“

Der Klagegrund ist schon da. Als das Serviermädchen in der Kantine mit dem herausfordernd kurzen ärmellosen schwarzen Kleid mit ihm zusammen in dem stillen Winkel saß, war der Weg zum Ehebruch sehr schnell geebnet. Solche Freiheiten in der Kleidung leisten dem Teufel glänzend Pionierdienst, in leichtem Sturm die Burg der Unschuld zu erobern und zu entweihen. Menschen, die es mit Sitte und Moral nicht ernst nehmen, haben es leicht genug, sich scheiden zu lassen. —

Es gibt viel unglückliche Ehen heute. Der Ruf wird immer lauter, daß die Möglichkeit einer Ehescheidung darum erleichtert werden soll. Wird in Wirklichkeit so geholfen werden? Es sind sicher nicht alle so leicht veranlagt wie meine geehrten Mieter. Es werden nicht alle den Scheidungsgrund so gewissenlos sich verschaffen. Es werden manche eine zerrüttete Gemeinschaft aufrechterhalten, weil sie sich scheuen, zu solchen erbärmlichen Mitteln einer Lösung zu greifen. —

Werden sich aber mit dem Blick auf das Ganze gesehen, die Bande nicht noch mehr lockern, wenn man der Ehe ihren Charakter der Lebensgemeinschaft grundsätzlich nimmt? Werden dann nicht noch mehr „es probieren miteinander“ mit dem Hauptgedanken: Wir lassen uns eben wieder scheiden, wenn es uns nicht behagt? Wird dann die Rücksichtslosigkeit, der Egoismus nicht noch größer werden? Oder wird die Frau nicht aus lauter Angst, den Mann wieder zu verlieren, in ein ganz unwürdiges Sklaventum ihm gegenüber zurücksinken? Wir Frauen dürfen nicht vergessen, daß die stärkere Bindung immer auf unserer Seite sein und bleiben wird. —

Wir will scheinen, wir wollen auch da am falschen Ende reformieren. Wir beschneiden die Spitzen des kranken Baumes, statt die Wurzel zu heilen. Sollten wir nicht vielmehr der Ehe wieder eine größere Hochachtung, eine tiefere Wertschätzung zu verschaffen suchen? In den Menschen ein höheres Verantwortungsbewußtsein wecken? Sie davon überzeugen, daß nur ein naturgemäßes Leben

in der Ehe ein dauerndes Glück bringen kann? Daß eine rechte Reinheit vor der Ehe dazu gehört, damit eine ungetrübte Hochachtung voreinander besteht, aus der allein eine wahre tiefe Zärtlichkeit und liebe Rücksicht hervorgehen kann? . . .

Wir dürfen nicht sagen: Wir müssen das Ideal heruntersetzen, weil die Menschen sich nicht mehr anstrengen wollen darum. . . Wir müssen es wagen, den Menschen zu sagen: Laßt die Hände weg von der Ehe, wenn ihr das hohe, heilige Ideal nicht erfassen und verwirklichen wollt mit aller Kraft. —

Ich habe viel zerrüttete Ehen gesehen. In der Hauptsache waren es die Verhütung des Kindersegens, das Fehlen der rechten Hochachtung voreinander schon beim Eingehen der Ehe, die den ersten und tiefsten Grund zur Zerrüttung gegeben haben. Einige wenige waren unglücklich durch die Schuld des einen Ehegatten. Da ist eine Trennung auch heute möglich — wenn der unschuldige Teil, wie es oft geschieht, sich nicht dazu entschließt, trotzdem durchzuhalten. —

So glaube ich, daß wir mit einer Ehereform nichts erreichen, wenn wir nicht an der Wurzel anpacken und zunächst andere Voraussetzungen zur Eheschließung schaffen; eine andere Einstellung der Menschen zur Ehe. Sie müssen es wieder lernen, den ganzen tiefen Sinn einer dauernden Lebensgemeinschaft zu erfassen und ihr Leben danach zu gestalten.

* * *

„**L**isbeth, Ihr sollt schnell einmal zur Frau Keller kommen. Das Mägdele ist krank und der Doktor ist nicht daheim. . .“ kommt ein Schulkind gelaufen am Mittag um ein Uhr. Es ist immer noch so: ist der Arzt nicht da, dann ruft man die Hebamme. Eigentlich ist das sehr nett, daß die Leute so viel Vertrauen zu mir haben — trotzdem ich ihnen doch oft recht deutlich die Wahrheit sage und gar nicht ihrer Ansicht bin. — Ich weiß wohl, es gibt eine Richtung unter den gelehrten Herren, die das nicht will,

wegen der Infektionsgefahr. Mir ist noch nie etwas passiert. Ich glaube, man übertreibt da ein wenig. Der Arzt geht doch auch von einem Krankenbett zum andern. Dabei können wir Waschkleider und Schürzen anziehen, die leicht auszuwechseln und zu waschen sind — besser als die Anzüge der Herren. Wenn man die nötige vernünftige Vorsicht und Reinlichkeit beachtet, wird es mit der Gefahr nicht so arg sein. —

Das Mägde ist eine Nummer für sich. Das einzige Büblein des Eisenhändlers. Es ist nun bald vier Jahre alt. Heute hat es ein wenig Fieber; Halsweh. Die Eltern sind ganz aufgelöst vor Angst: sicher Diphtherie. Sie haben schon alle medizinischen Hausbücher aufgeschlagen; drei verschiedene sehr dicke Bände, und finden sich doch nicht zurecht. Diese Bücher sind auch so eine Sache. Die machen mehr Menschen krank als gesund. Wenn da die Anzeichen einer Krankheit so schön beschrieben sind, finden alle Leser, daß heute dieses und morgen jenes genau auf sie paßt.

Bis man es fertig brachte, dem Mägde in den Hals zu sehen — das war schon ein Herzenswerk. Dann konnte ich feststellen, daß es ein wenig Mandelentzündung hatte. Riet zu nassen Umschlägen und Bettruhe; zum Gurgeln mit Salbeitee. . .

„Gurgeln kann doch so ein kleines Kind noch nicht. Ist doch viel zu schwierig. . .“ wehrte sich die Mutter für das Mägde. „Meine kleinen Nichten und Neffen haben es mit drei Jahren schon gut gekonnt. Es macht den Kindern doch Spaß, wenn man so was mit ihnen übt, und dann können sie es im Ernstfall.“

„Am hellen Tag liegt unser Kind nicht ins Bett,“ sagte nun auch der Vater. „Wir betten es auf das Sofa in die warme Stube. . .“

Also macht man dem Mägdelein einen nassen Wickel und legt es mit Schuh und Strümpf auf das Sofa. Und so oft die Mutter zur Türe hinausgeht, springt das Mägde hinten-drein. In die kalte Küche, in den Stall zu den Hühnern; auf den Speicher, hinaus in den Schnee, als sie zum Einholen geht. Der Vater aber steht händeringend neben der Stubentüre:

„Mägle, nun bleib' doch da!... Mägle, nun nimm doch Vernunft an... Mägle, sei doch nicht so gewalttätig... Mägle, so wirst du nicht gesund...“

So traf ich die Familie wieder, als ich am Abend nachsehen wollte. „Sehen Sie, das ist die neue Zeit. Die steckt schon in den Kindern heute. Was soll man da machen...“

Binnen zwei Minuten hab' ich das Mägle im Bett gehabt. Das ging so überraschend, daß es vor Staunen das Brillen vergaß, obwohl es dies sehr gut konnte. Es schnaufte nur einmal tief auf und gab sich zufrieden.

„Man sieht, daß Sie kein Kind gehabt haben, sonst könnten Sie nicht so sein...“ sagte die Frau Keller gekränkt, obwohl ich dem Mägle gar nichts zu leid getan hatte. Es merkte nur eben an der ganzen bestimmten Art, wie viel Uhr es war.

„Nein, Frau Keller, man sieht, daß Sie nur eines haben. Wären es Ihrer drei oder vier, so würden Sie schon vernünftiger zupacken. Aber so schaut man in das eine hinein, als ob es ein halber Herrgott wäre — bis es zu spät ist. Lassen Sie sich einmal erzählen von den älteren Leuten hier am Ort, wie es dem Schlachter Herrmann ergangen ist mit seinem grenzenlos verzogenen einzigen Sohn.“

„Ein Kind ist genug für unsere Verhältnisse. So kann man es wenigstens recht erziehen. Ihm alle Wege frei halten für die Zukunft. Wo heute einige Kinder sind — wenigstens in unserer Lage, da müssen sie immer so viel entbehren, sich so einschränken...“

„Das tut den Kindern gut, wenn sie lernen Rücksicht aufeinander zu nehmen; sich gegenseitig zu helfen. Daß die größeren sich daran gewöhnen, die Kleinen zu betreuen. Daß sie begreifen lernen müssen, daß nicht die ganze Welt für sie da ist, sondern daß die anderen gerade so viel Platz unter der Sonne haben wie sie selbst. Kinder können sich auch viel besser unter sich unterhalten; ein Kind kann viel netter mit einem Kind spielen als mit einem Erwachsenen. Vom Standpunkt des Kindes aus gesehen ist es viel besser, mit Geschwistern aufzuwachsen, als allein zu sein.“

„Das ganze Jahr mit geflickten Hosen herumzulaufen, wie wir acht Geschwister einmal... schon in der Kinderstube

mit dem Ernst des Lebens in Berührung kommen... ich danke, dazu ist mir mein Mägde viel zu lieb."

"Glauben Sie, daß der Ernst des Lebens ihm erspart bleibt? Daß es nicht viel besser ist, ein Kind gewöhnt sich von klein auf daran, mit Schwierigkeiten fertig zu werden, auf Wünsche zu verzichten. — Es ist ganz falsch, so einem kleinen Mann alle Steinchen aus dem Weg räumen zu wollen. Er soll vielmehr lernen, darüber hinweg zu steigen. Sie müssen doch das Kind für das Leben erziehen — nicht für eine ewig dauernde Kinderstube am Rockzipfel der Mutter."

"Wenn es später anders wird, dann kommt es immer noch früh genug. Was an uns liegt, soll das Kind nichts entbehren. Es müßte ja auch die Liebe der Eltern teilen, wenn es Geschwister hätte."

"Halten Sie sich feiltsch für so arm, daß Sie ein Kind weniger lieb hätten, wenn es Geschwister hat? Mit der Liebe ist es doch nicht wie mit einer Wurst, die sich naturnotwendig in Brocken verteilt, wenn einige Anspruch darauf erheben? Das hat der alte Korbmacher richtiger erfaßt, der sagte: je mehr es sind, je lieber hat man sie. Um so weniger möchte man eines hergeben."

"Unser Mägde ist halt unser Ein und Alles. Das soll es auch bleiben. Es genügt uns ganz und gar. Und wir bleiben bei dem einen, nicht wahr, Mann?"

"Es ist schon etwas Wahres an dem, was die Lisbeth sagt. Aber für unsere Verhältnisse genügt das eine. Wenn das nichts entbehren muß, wird es qualitativ schon ersehen, was vielleicht Geschwister quantitativ mehr bedeutet hätten."

Als das Mägde das erste Jahr in die Schule ging, ist eine böse Scharlach-Epidemie ausgebrochen. Die Schule wurde geschlossen; alle Vorsichtsmaßnahmen getroffen. Wer aber nicht zu Hause blieb, sondern aus lauter Übermut und Naseweisheit zu den kranken Kameraden heimlich hinkam, das war Kellers Mägde. Er wollte wissen, was da so schlimmes dabei sei, daß man nicht hin sollte. Kletterte auf die Betten und besah sich die Kameraden sehr genau von allen Seiten.

"Mägde, sei lieb und bleib' bei der Mutter," hatte die Frau

Keller gesagt. „Ich mag nicht. Es ist mir zu langweilig!“ rief das Mägle. „Ich will auf die Gasse zu dem Peter und dem Hans . . .“ schon war er fort. Am Abend erschrafen die Eltern nicht wenig, als er triumphierend berichtete, wo er sich herumgetrieben. „Es ist auch gar nicht arg. Sie haben ja nur rote Flecken . . .“ Nachdem der Bub einmal in der Schule mit Kindern zusammengekommen war, behagte ihm das Alleinsein zu Hause gar nicht mehr. Er wollte herrschen, befehlen, tyrannisieren. Seinen Übermut doch irgendwo auslassen. Der Raro war es müde geworden und biß nach ihm. Die Raze fauchte und krazte, wenn er sich in ihre Nähe wagte. —

Zwei Tage später lag das Mägle selbst mit Scharlach schwer danieder. Und das verwöhnte, verweichlichte Büblein überstand die Krisis nicht. Schon in der zweiten Woche haben wir es begraben. Eines der ersten Opfer am Ort. Ist das hart, sagten die einen, das einzige Kind hergeben zu müssen . . . Wenn ein paar Geschwister da sind, kann man sich leichter trösten. — So geht es, wenn man nur eines haben will, sagten andere. Wenn etwas passiert, ist gleich alles verloren . . .

„So ist das heut,“ bemerkte der alte Kirchenschweizer dazu, „wenn unser Herrgott eingreift und das eine nimmt, dann kommt schon wieder ein anderes. Nur vorher nicht . . .“ Die Eltern, so unerwartet um all ihre Hoffnungen getäuscht, waren der Verzweiflung nahe. Monatelang mußte die Frau in einem Sanatorium in Behandlung sein, um nicht in Schwermut zu versinken — zum Selbstmord zu kommen. Dann erwachte brennend die Sehnsucht nach einem anderen Kind. Je länger, je mehr. Doch die Zeit verging — und es kam keines mehr. Sie gingen zum Arzt, führen in die Landeshauptstadt zu bekannten Professoren — der Kindersegen blieb aus. Nachdem sie jahrelang mit allerhand chemischen und technischen Mitteln die Empfängnis verhütet hatten, trat nun einfach keine mehr ein. „Jetzt will unser Herrgott nicht mehr,“ sagte der Schwiegervater, der einst acht Kinder aufgezogen hatte, „nachdem ihr so lange nicht gewollt habt. Ich hab es ja immer gesagt, solche Praktiken rächen sich einmal.“

Da möchte ich aber doch anfügen: man darf auch heute nicht vorschnell sein mit dem Urtheil, wenn irgendwo in einer Familie nur ein Kind ist. Ich habe selbst zwei Mütter hier, die brennend gern mehr als das eine Kindlein haben möchten, aber einfach keine weiteren mehr bekommen. Das hat es immer schon gegeben, das gibt es auch heute noch. Daß nur ein Kind da ist, gibt uns noch kein Recht dazu, anzunehmen, daß die Eheleute etwa nicht richtig leben und den Kindersegen verhüten; das müssen wir aus sichereren Quellen wissen, um es zu glauben. —

* * *

Am Ende des Dorfes, dem Waldhof zu gelegen, steht die Schmiede. Es ist das letzte Haus. Aber nicht das geringste. Der Schmied, der nebenbei etwas Landwirtschaft betreibt, hat ein gutes Geschäft; besonders, weil er auch für die Fabrik arbeitet. In einem großen Betrieb ist ja immer etwas zu tun. Neuerdings hat er neben der Schmiede noch einen Umbau errichtet mit Ersatzteilen für Autos und hat sich einen Gesellen zugelegt, der auf dem Gebiet besonders eingeschafft ist. Er ist ein rühriger Mann.

Leider aber auch durch und durch so hart und vierschrötig, wie es seine Arbeit erfordert. Seinem Weib geht es nicht besser als seinem Amboss. Die fünf Kinder vertriehen sich scheu in alle Winkel, wenn der Vater aus der Schmiede kommt; getrauen sich kaum zu atmen, geschweige denn ein lautes Wort zu sprechen. Es könnte sonst gleich ein Donnerkeil dazwischenfahren, daß die Funken sprühn. Dem Vater in die Hände zu geraten ist eine höchst ungemütliche Sache. Das weiß selbst der zweijährige Jakob schon. Wenn es dem Vater noch lange nicht ernst ist, gibt es schon schwarze Flecken und blaugrüne Male, wo seine Hände zufassen.

Sein Weib paßt nicht zu ihm. Nicht nur äußerlich gesehen ist sie mit ihrem schmalen zarten Wesen das Gegenstück zu seiner robusten Erscheinung. Auch seelisch sind bei ihr die Saiten so zart und fein gespannt, daß es allemal in den schrillsten Disharmonien ausklingt, wenn seine harte Faust hineingreift. Das geschieht leider sehr oft. Für die Frau

war die Ehe eine ununterbrochene bittere Enttäuschung. All ihr scheues Hoffen und zartes Erwarten lag schon nach der ersten Nacht zersplittert. „Mir ging es wie einem Kind, das mit heißen Händchen nach den blinkenden Kugeln am Weihnachtsbaum greift und nach den brennenden Lichtern. Welch ein Hoffen und Glückserwarten, und im nächsten Augenblick nichts als Scherben, erloschenes Licht und verbrannte Händlein...“ hat sie mir einmal selbst geklagt. „Und nun liegt das Leben so grau und tot vor mir... nur die Kinder sind noch ein wenig Licht und Freude. Die armen Kinder, die ich heimlich immer trösten muß über des Vaters Härte...“

Eben kommt wieder so ein Kindlein an. Das sechste. Die Mutter klagt und weint schon lange nicht mehr über ihr Geschick. Ganz still ist sie geworden unter der unentrinnbaren Last ihres Kreuzes. Kein Fünklein Freude hat mehr einen Platz in ihrer Seele. Umsonst versucht es die treue Magd, ihren Lebensmut wach zu halten, da sie den Kindern doch so unentbehrlich ist. Ruhe... nur einmal Ruhe... ist alles, was noch in ihr widerklingt. War es ein Ahnen des Kommenden, das schon auf ihrer Seele lag...

Acht Tage nach der Geburt ging sie unverhofft ein in die ewige Ruhe. Eine Herzschwäche hatte ihrem Leben ein Ziel gesetzt.

Sechs kleine Kinder, von denen das älteste zehn Jahre zählte und das kleinste acht Tage, blieben als Waisen zurück. Mit der Mutter war das letzte und einzige Lichtlein in ihrem Leben erloschen. Hart und kalt und herzlos war alles, was noch rund um sie her übrig blieb...

Doch nein, eine treue Seele war da, die sich ihrer annahm: die Magd. Mit einer rührenden Selbstverständlichkeit trat die einfache schlichte Seele an die Stelle der Mutter den Kindern gegenüber. Sie entbehrten nicht nur nichts, sie lernten sogar wieder lachen. Denn die Magd nahm das Leben nicht so schwer, wie es die Frau genommen hatte. Sie war von anderer Art und konnte eher einen ordentlichen Puff vertragen. Brauchte sich auch weniger gefallen zu lassen — eben weil sie nicht die Frau war — und puffte beizeiten zurück. Sie hatte die so bittere Enttäuschung in

der Liebe nicht mitgemacht. Nahm die Bierschrötigkeit des Schmiedes in Kauf, wie sie nun einmal war.

Nach einem halben Jahr aber sagte die gute Emma zu mir: „Es geht in Gottes Namen nicht länger. Kann nicht mehr in dem Haus bleiben — der Schmied hat andere Gedanken. Muß zum Ersten mein Bündel packen. Wenn nur die Kinder nicht wären... aber die armen Dingerchen dauern mich so arg. Wie wird es ihnen dann wieder gehen?“

Der Abschied von den Kindern fiel ihr so schwer, daß sie es gar nicht fertig brachte, es ihnen zu sagen. Die zwölf Händlein, die hielten so fest... So liefen die armen Schmiedekinder drei Tage lang im Ort herum und suchten nach ihrer Emma, bis sie begriffen, daß sie nicht mehr kam. Nun erst fühlten sie sich wirklich verwaist.

Und es ging, wie wir es befürchtet hatten. Keine Magd blieb länger als vier Wochen im Haus. Der Schmied wurde in seinem Ärger immer grober und gewaltthätiger. Bald wußte er überhaupt niemand mehr zu bekommen. Die Kinder verlumpten und verwahrlosten schlimmer als fahrender Leute Nachwuchs, daß sich die Bezirksfürsorgerin genötigt sah, einzugreifen. —

Da gingen dem Schmied die Augen doch ein wenig auf. Er war durchaus nicht so, daß ihm das einerlei gewesen wäre. Und nun raffte er sich auf und tat das einzig Vernünftige in seinen Verhältnissen: er fuhr zu der Emma und bat sie, sein Weib zu werden. Um Gottes Barmherzigkeit willen — der Kinder wegen. Er sei ja ein grober Flegel, das wisse er wohl. Aber sie wären doch immer zusammen ausgekommen, und sie wisse ja, wie man ihn nehmen müsse. Wenigstens habe sie das früher gewußt. Und wenn noch mehr Kinder kämen, er wolle gewiß keinen Unterschied machen... wäre auch schon im Stand, noch ein halb Duzend zu ernähren, wenn es sein müßte... Also da brauche sie keine Angst zu haben, er wolle nur eine rechte Ehe... Wenn er auch so grob sei wie sein Handwerk, ein schlechter Kerl wäre er trotzdem nicht...

Zwölf Händlein sah Emma bittend nach sich ausgestreckt. Zwölf traurige Kinderaugen sollten wieder aufleuchten im Blick der Mutterliebe. Sechs Menschenseelen bewahrt

werden vor Verebendung . . . vor dem Untergang vielleicht . . . sechs Kinder erzogen werden zu tüchtigen Menschen Sie sagte zu — der Kinder wegen. Brachte es nicht über das Herz, sie im Elend zu lassen. Illusionen machte sie sich keine. Das hat sie mir gesagt. Sie wußte, daß es mit dem Mann manchmal hart angehen würde, daß auch sie oft, sehr oft die Zähne würde zusammenbeißen müssen, durchzuhalten, trotz ihrer anderen Art. Wenn sie auch sagte: „Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil! Pufft er her, so puffe ich hin . . .“ sie wußte ganz gut, daß dies in einer Ehe letzten Endes nicht so einfach ist. Daß gerade in den intimsten Beziehungen der Gatten zueinander die Frau machtlos ist gegen Rohheiten des Mannes; daß sie auch sonst mit Rücksicht auf die Kinder viel würde einstecken müssen, ohne zurückzupuffen, um die Achtung der Kinder vor dem Vater zu erhalten und seine Autorität nicht zu untergraben.

Nach drei Wochen schon war Hochzeit. Die Kinder bis zum zweijährigen Jakoble gerieten außer Rand und Band vor Freude, als sie hörten, daß „ihre Emma“ wieder zu ihnen käme. Ich hatte es übernommen, sie zum Empfang ordentlich herzurichten und an die Bahn zu führen. Da fiel mir am letzten Tag auf, daß die beiden größeren Mädchen, die neunjährige Lina und die siebenjährige Lotte, anders waren als sonst. Scheu und gedrückt, verängstigt . . . wie weggewischt schien die Freude. Was war da nur geschehen? Wir hatten die Kinder ein Sprüchlein gelehrt zum Empfang, ihrer Seelenstimmung entsprechend, an ihre liebe Emma gerichtet, die nun wieder zu ihnen kam. Nichts stand darin von einer neuen Mutter. „Das wird sich von selbst ergeben aus dem Verhältnis der Kinder zu ihr,“ sagte der Oberlehrer. „Warum sie vorher mit neuen Begriffen stuhig machen? Die Liebe wird sie bald lehren, zur Emma Mutter zu sagen . . .“

Wie ich nun die Mädchen den Spruch nochmals repetieren lassen will, troßt die Lina auf: „Es ist ja gar nicht mehr unsere Emma, wo kommt . . . sondern eine Stiefmutter . . . die verhaut uns jetzt auch . . . alle Leut sagen es . . . ich mag sie gar nicht mehr leiden . . .“

Ehe ich mich von dieser Überraschung erholt hatte, schmiegte sich der elfjährige Fritz an mich an: „Gelt, das ist alles nicht wahr? Die Emma bleibt unsere Emma — wenn sie auch dem Vater seine Frau wird... deswegen ist sie dann doch nicht böß mit uns...“

Natürlich die lieben Nachbarnleute! Fast das halbe Dorf hatte daran mitgearbeitet, die Kinder so ohne jeden Grund gegen die neue Mutter aufzuhezen. Nun erfuhr ich es. Seit Tagen war es zur ständigen Drohung geworden. „Wartet nur, wenn nun die Stiefmutter kommt, die wird euch zurechtstriegeln!...“ „Wenn nun die Stiefmutter kommt, da wird es euch vergehen, so herumzuströhlen!“ „Die Stiefmutter wird euch den Brotkorb hoch hängen. Da gibt es mehr Schläg' als zu essen...“

Diese unverantwortliche und ganz unbegründete Stellungnahme der Nachbarschaft gegen die Stiefmutter hielt auch an, als die Hochzeit vorüber war. Emma hatte einen schweren Stand. Von allen Seiten wurde sie mißtrauisch beobachtet; jeder fühlte sich berechtigt, der Stiefmutter drein zu reden, die Kinder dauernd aufzustacheln. Jede noch so notwendige Erziehungsmaßnahme — bei den halb verwilderten Kindern — wurde sofort als stiefmütterliche Unterdrückung und schlechte Behandlung herumgeschrien und den Kindern selbst von anderen auch so gedeutet. Sogar an das Jugendamt kamen anonyme Anzeigen. Obwohl die Kinder nie so gute Tage hatten wie nun; obwohl eine rechte Mutter nicht besser mit ihnen hätte sein können. Und als eines Tages bekannt wurde, daß Emma ein Kindlein erwartete, erreichte die Heise ihren Höhepunkt. Man schämte sich auch jetzt nicht, die Kinder mit hineinzuziehen. „Nun werdet ihr erst sehen, wie es wird... wenn sie nun eigene Kinder bekommt...“

Bitterlich weinte die arme Mutter bei mir. So schwer hatte sie sich die Sache denn doch nicht gedacht. „Wenn nur die anderen uns in Ruhe ließen und sich um ihre eigenen Verhältnisse bekümmerten! Es wäre alles so lieb und gut gewesen bei uns. Und nun machen sie eine Erziehung der Kinder direkt unmöglich, indem sie sie immer aufhezen... es kann so nicht mehr weiter gehen...“

„Was sagt denn Ihr Mann dazu?“

„Ich glaub', der merkt es gar nicht. Der ist froh, wenn er Ruhe und Ordnung im Haus hat. . . dem greift so schnell nichts an die Seele.“

Da hab' ich mir den Schmied einmal gekauft und ihm Bescheid gesagt. Das hat ihm doch an die Seele gegriffen. In der Schmiede lagen seit drei Wochen drei Kinder am Scharlach krank, und Emma pflegte sie Tag und Nacht mit einer Liebe und Treue, die auch dem Vater nicht entgangen war. Der war nicht übel überrascht. „So, da will's hinaus! Hab' mir manchmal gedacht, was wollen die Leut' nur, wenn die so da herumreden. . . ich sollt' auch acht geben wegen der Emma. Bin schon bald jalouig geworden darum. . . Soll mir noch einmal einer das Maul aufmachen. . .“ Ein paar Tage später saßen die Männer im Hirsch. Man sprach von diesem und jenem und der Oberlehrer sagte:

„Ihr habt das große Los gezogen, Schmied. Eure Kinder sind ganz andere Menschen geworden. Wenn man sie heut' in der Schule sitzen sieht — gegen früher! Ist eine rechte Freud', wie sie aufgetaut sind und vorwärts kommen.“

„Ist aber doch die Stiefmutter — und wenn nun gar ein eigenes Kind kommt. . .“ der hämische Reisende hatte kaum begonnen mit seiner Bemerkung, da hatte ihn der Schmied auch schon am Kragen gepackt; schüttelte ihn, daß ihm alle sieben Todsünden einfielen. . . hielt ihm seine Hammerfaust unter die Nase. . .

„Kreuz Türken! Wenn noch einmal einer im Ort sein Maul aufzut gegen mein Weib. . . alle Backzähne soll der auf einmal verschlucken, so wahr ich Mag heiße! Jetzt hab' ich genug mit der Stiefmutter! Und allen Weibermäulern geht es nicht besser. . . soll mir nur eine unter die Händ' kommen! Wenn eure Weiber halb so gute Mütter wären, wie meine Emma mit den Stieffindern ist, hätten sie keine Zeit zu solchem verlogenen Getratsch. . . Geht nur heim und sagt es ihnen. . .“

Und warf einen um den anderen zur Wirtschaft hinaus, soweit sie es nicht vorgezogen hatten, allein zu verschwinden. Dann ging er mit dem Oberlehrer heim. „So, jetzt wissen sie, woran sie sind! Wurmst mich schon seit Tagen. . .“

In die Schmiedefamilie getraute sich niemand mehr heran.heimlich, ganz heimlich paßte man wohl noch auf... beobachtete mit Argusaugen... und fand doch nichts. Das Kleine kam. Die Geschwister freuten sich an ihm und hüteten es sorglich und treu. Auch der Fris mußte zuweilen Kindsmagd sein, obwohl er seit Ostern in die Stadt auf die Realschule ging. — Natürlich, weil er das Stiefkind ist, dachten die lieben Ortsbewohner. Zu sagen getrauten sie es sich nicht mehr. Die Mutter aber sagte:

„Auch der Bub' soll es lernen, mit so einem Kleinen umzugehen und sorglich auf es zu achten. Er soll sich beizeiten gewöhnen, mit brüderlicher Aufmerksamkeit seine Schwestern zu betreuen. Wenn er einmal heiratet später, so weiß er dann auch, wie das ist, und wird die Arbeit und Mühe seiner Frau richtig schätzen; wird ihr helfen können, wenn es einmal nottut...“ —

Das böse Lied von der Stiefmutter!

Wie viel unnötiges Leid hat es schon in Kinder- und Mutterherzen gebracht. Wie oft schon hat es die Erziehung eines Kindes gehemmt oder gar unterbunden? Wie oft einer Mutter das Leben verbittert? Wie oft schon eine Frau abgehalten, verwaisten Kindern Mutter zu werden?...

Es gehört mehr Liebe dazu, Kinder anzuheliraten, als Kinder zu bekommen. Mehr Idealismus, mehr Opferbereitschaft. Ist es recht, mit alten Vorurteilen da hindernd und hemmend dazwischen zu treten? Wäre es nicht vielmehr unsere Pflicht, sie zu beseitigen? Wie viel Leid entsteht erst durch sie, das sonst nicht da wäre! Ein Kind, das aufgehezt und verbittert wird, setzt der Mutter allen denkbaren Widerstand entgegen; zwingt sie zu Erziehungsmaßnahmen damit, die anderenfalls nicht nötig wären — und so steigern sich Erbitterung und Enttäuschung immer mehr. Die Tatsache, daß es zuweilen ungute Stiefmütter und Stiefväter gibt, berechtigt uns nicht zu einem allgemeinen Schluß. Es gibt auch schlechte Mütter und Väter. Zumeist sind es auch nicht die in einer zweiten Ehe angeheirateten Kinder, die nicht gut behandelt werden, sondern die von einem Teil mit in die Ehe gebrachten vorehelichen Kinder. Das möge man einmal ernstlich bedenken. —

Ich kenne Stiefmütter, von denen gar niemand es weiß, daß sie es sind. Ein Beweis dafür, daß es nicht notwendig in ihrem Verhalten dem Kind gegenüber sich offenbart. Und möchte mein Tagebuch nicht schließen, ohne auch ein Blatt der Anerkennung den zweiten Müttern gewidmet zu haben — denen, die es wagen, verwaisten Kindern Mutter zu sein.

* * *

Der erste Advent ist morgen.

Advent. Zeit der Einkehr und Besinnung; Zeit der Buße und Lebenserneuerung. Wenn Johannes heute wiederkäme und sein Metanoete, „Denket um“, in die Herzen der Menschen hineinriefe! Würde wohl ein neuer Geist einziehen? Ein neuer Stern den Weg nach Bethlehern weisen zur Krippe des Erlösers? . . .

Advent. Wird eine neue Zeit kommen für unser Volk? Eine Zeit der Besinnung, der Einkehr? Wird es sich wieder bekennen zur Treue gegen die Naturgesetze? Zur Treue gegen das Kind? Zur Treue der Reinheit? Dann wird es Advent werden auch in der äußeren Schicksalsgestaltung. Wenn wir wieder ein sittlich reines Volk werden, werden wir auch wieder ein starkes und freies Volk. Dann werden wir unsere Freiheit wieder erringen und einem neuen Aufstieg entgegengehen — Aber auch nur dann.

Advent in der Familie.

Morgen werden wir ihn mitfeiern bei unseren neuen Mietern. Es sind liebe Leute, die Lauers. Der Vater ist Wertmeister. Die Mutter arbeitet ein wenig als Näherin. Viel Zeit bleibt ihr dazu nicht. Sie erwartet nun das vierte Kind. Das älteste ist sieben Jahre alt; das zweite fünf und das dritte drei. Bis da alles in Ordnung ist, gewaschen und geflickt, gebügelt und genäht für den ganzen Haushalt, ist der Tag bald ausgefüllt. Und die Kinder wollen auch etwas haben von ihrem Mütterlein. Bei schönem Wetter geht sie meist eine Stunde mit ihnen spazieren durch Feld und Wald und leitet sie an, auf die Herrlichkeiten in der Natur zu achten und sich daran zu erfreuen. Dann brachten sie mir einen Strauß mit nach Hause, so lange draußen

noch etwas zu finden war. Dafür durften sie mir auch helfen, die Äpfel von den Bäumen zu holen. —

Wir vertragen uns gut miteinander.

Eben sind wir dabei, einen schönen dicken Adventskranz zu binden. Das ist etwas Neues bei Lauer's. Die Eltern haben den Gedanken freudig aufgegriffen. Er wird der kommenden Zeit eine besondere Weihe geben als Wahrzeichen der kommenden Christnacht. Ein lautes: bereitet den Weg des Herrn! wird er sein, auch für das Kleinste, das noch nicht lesen kann. —

Bald hängt er an der Decke der Wohnstube. Festlich mit rotem Band aufgehangen und umwunden. Dicke rote Kerzen stehen darauf. Vier, entsprechen den vier Adventssonntagen. Ein leeres Kripplein steht auf der Kommode. Das muß gerichtet werden für das Christkind.

„Mutter, wie ist das schön! Warum hängt der Kranz heute da?“

„Weil erster Advent ist. Gegen Abend fliegen die Adventsengel durch die Welt und schauen, ob die Menschen sich rüsten, das Christkind zu empfangen. Dann zünden wir die Kerzen an und singen unsere Adventslieder. Und wir wollen auch besprechen, was wir für das Christkind tun können...“

„Heute abend, Mutter?“

„Ja, heute abend — wenn es dunkel wird...“

Sie konnten es kaum erwarten. „Mutterle, wird noch nicht bald dunkel?“ fragte die kleine Lotte schon beim Mittagessen. Endlich war es so weit. Wir waren alle beisammen in der Stube. Da zündete der Vater die erste Kerze an, und wir sangen das liebe alte Lied: Tauset, Himmel, den Gerechten... Den kleinen Leuten wurde sehr festerlich zumut.

„Heute stecken wir nur ein Lichtlein an, weil erst der erste Sonntag ist im Advent. Jeden Sonntag wird eine Kerze mehr brennen. Da seht ihr alle, daß das Weihnachtsfest immer näher kommt. Daß wir uns immer mehr beeilen müssen, die Krippe zu richten. —

Da steht sie schon. Aber noch ganz hart und leer. Nun müßt ihr Strohhälmlein und Federn herbeischaffen. Wer

jetzt ein kleines Opfer bringt für das Christkind, bekommt ein Strohhälmchen. Die legt ihr in das Kripplein...“

„Mutter, wenn du Safermus kochen tust, und ich tu es essen und gar nicht weinen... das sind aber zwei Strohhälmlein, gelt?“ rief der fünfjährige Franz dazwischen.

„Und wenn ich keinen Zucker in den Kaffee tu, darf ich ihn wieder an Weihnachten ins Armenhaus bringen zu der alten Kathrin?“ fragte die siebenjährige Marie. Sie hatte das in der Fastenzeit so tun dürfen.

„Ja, das darfst du. Und die Lotte darf keinen Voch mehr machen. Wenn das die Adventsengel sehen würden, da müßten sie ganz traurig werden. Da wird Lottchen nun gleich sagen: dem Christkind zu lieb will ich artig sein. Dann bekommt es auch ein Strohhälmlein.“

„Vater, warum sind das gerade vier Kerzen?“

„Weil die armen Heidenkinder einst viertausend Jahre warten mußten, bis das Christkind auf die Welt kam. Stell' dir einmal vor, wie lange so ein Jahr ist, von der letzten Weihnacht bis heute? Das könnt ihr euch gar nicht denken, was viertausend Jahre sind. Da sind viele, viele Kinder alt geworden und gestorben...“

„Wie unser Großvater,“ rief der Franzel dazwischen.

„Und andere kamen auf die Welt und mußten weiter warten. Und sind wieder gestorben. Und so ging es fort und fort. Bis endlich die Zeit um war.“

„Und wenn jetzt alle vier Kerzen brennen, dann ist gleich Weihnachten, dann kommt der Tannenbaum? Und... und... du, Mutter, sag mir doch, was das Christkind bringt?...“

„Das darf ich nicht verraten. Kommt auch noch ganz darauf an, was die Adventsengel von euch dem Christkind berichten können alle Sonntag, wenn sie vorüberfliegen...“

„Schauen sie auch in das Kripplein, ob viele Strohhälmlein drin sind?“

„Gewiß sehen sie das auch. Vor allem aber schauen sie in die Menschenherzen, ob viel Liebe drin ist und guter Wille... Aber etwas weiß ich, was das Christkind bringt dieses Jahr.“

„Mutterle... was?... was?... geh sag's uns doch... bitte, bitte!“

„Etwas ganz Liebes, ein kleines Geschwisterlein...“

„Au, ein Brüderle?... gelt ja, ein Brüderle...“ beehrte Franzel ganz stürmisch. „Mädle sind es schon zwei und ich bin immer noch allein...“

„Das hat mir das Christkind nicht verraten, ob es ein Brüderlein wird oder ein Schwesterlein. Da müssen wir warten, bis es da ist.“

„Mutter, woher weißt du das?“ fragte die siebenjährige Maria bedächtig, indes die kleine Lotte sich damit vergnügte, das Licht am Adventskranz ausblasen zu wollen.

„Weil ein Englein zu mir gekommen ist mit dem Seelchen. Das hat der liebe Gott zu mir geschickt. Hat es in das Wiegenbettlein legen lassen, das er selbst bei jeder Mutter unter ihrem Herzen bereitet hat für die kleinen Kindlein. Da schläft es nun und träumt vom Christkind und seinen Engeln, bis es so groß ist, daß wir es ins Bettchen legen können.“

„Da ist unser Kleines ja schon bei dir, Mutter,“ sagte Maria und schmiegte sich so fest an die Mutter an, als könne sie etwas erlauschen von dem lieben Geheimnis.

„Ja, es ist schon da. Und wir wollen nun alle Tage ein Vaterunser beten für das Kindlein, daß es gut und brav und gesund bleibt...“

„Mutter, warum schickt es der liebe Gott nicht einfach so? Der Engel könnte es doch gleich zu dir ins Bett legen oder zum Vater...“

„Weißt du nicht mehr, wie klein die Samenkörnlein waren, aus denen die schönen Blumen gewachsen sind im Garten? So klein ist das Kindlein auch, und sein Mütterlein ist die Erde, in die es der liebe Gott hineinpflanzt...“

„Bin ich auch einmal so bei dir gewesen, Mutter?“

„Ja, mein Kind. Alle Kindlein auf der Welt waren einmal bei ihrer Mutter. Darum haben sich Mutter und Kind auch so lieb.“

„Und Vaterle aber auch...“ sagte das Mädchen und schlang die Arme um beide Eltern...

Advent. Eine Kerze nach der anderen flammte auf. Jeden

Sonntagabend saß die Familie ein wenig beisammen mit ernstfrohen Gedanken. Jeder Sonntag entflammte aufs neue den Eifer zur Selbsterziehung und Selbstbeherrschung. Immer näher sahen die Kinder den Weihnachtstag herankommen. Und der allzeit praktisch veranlagte Franzel knöpfte dem Vater sogar einige Zigarren ab, um mehr Strohhälmlein in die Krippe zu bekommen.

„Du, Vater, wenn du jetzt die Zigarre nicht rauchen tätest, das gäbe auch ein Strohhälmlein... und ich tu sie an Weihnachten dem alten Michel ins Armenhaus bringen.“

„Die Kinder fangen an, uns zu erziehen,“ sagte der Vater zu mir und tat seinem Sohn den Gefallen.

In der Nacht nach dem letzten Adventssonntag kam ein Brüberlein. War das eine Freude. So ein goldiges, zappelndes Ding! Vergessen waren darob alle Spielsachen. Wir hatten die vier Adventskerzen angezündet zum festlichen Empfang des kleinen Erdenbürgers, und zwischen die dicken roten Kerzen kleine weiße Lichtlein aufgesteckt und silberne Glöcklein an den Kranz gehangen. Sie läuten den Festtag ein. Heut abend kommt das Christkind...!

„Das Brüberlein ist schon da und das Christkind kommt!“ jauchzten die Kinder um die Wette. Am Abend stellten wir den Weihnachtsbaum zu der Mutter in die Stube. Das Kripplein darunter. Ein Bilderbuch, ein Baukasten, eine Puppe; Teller voll Backwerk, Äpfel und Nüsse; warme Säckchen für den Winter und Mütchen dazu, aus bunter Wolle gehäkelt. Wenig nach heutigen Begriffen. Reichlich genug bei recht erzogenen Kindern, um große Freude zu machen. Es hat keinen Sinn, mit gar so vielem unnötige Wünsche und Begierden zu wecken; die Anforderungen an das Leben in ungebührliche Bahnen zu lenken. Wenig mit herzlichster Liebe gegeben, erfüllt seinen Zweck.

Das schönste Christgeschenk war aber doch das Brüberlein. Das stand im Mittelpunkt des Interesses.

„Wann bekommt es ein Süpplein gekocht?“ fragte Maria, die schon ein kleines Hausmütterlein war.

„Das bekommt noch kein Süpplein; das trinkt bei der Mutter. Sieh nur, wie lieb das ist...“ sagte ich darauf, da ich das Kleine gerade anlegte.

„Mutterle, hab' ich das auch...“ und schmiegte sich fest an sie an.

„Das tun alle kleinen Kindlein.“ Selbstverständlich, wie es getan und gesagt wurde, nahmen die Kinder es auf. Kleine stoßen sich nie an solchen Dingen, wenn sie ihnen in rechter Reinheit begegnen.

Wie ich tags darauf das Kindlein habe, steht die ganze Familie um die Badewanne versammelt. Ist doch so nett, so was Kleines patzchen zu sehen. Das Mariele aber fragt plötzlich: „Du Tante, warum sind denn die kleinen Buben so ein bißel anders?..“

„Wenn ein Kindlein auf die Welt kommt, muß die Mutter doch sehen, ob es ein Bub oder ein Mädle ist. Darum muß es doch ein wenig anders sein. Sonst würden wir das Mädchen Hans taufen und den Buben Gretchen...“

Wo ein paar Geschwister aufwachsen, ist es doch viel schöner, viel wärmer daheim, wenn wahre Elternliebe das Nestlein bereitet hat und erhält. Da haben alle Festtage einen ganz eigenen Glanz. —

Abvent...

Ganz leise, wie ein erstes Frühlingsahnen zieht doch ein neues Verstehen durch die Welt. Es gibt doch noch feine echte Ehegemeinschaften. Wenige sind es; aber sie sind da. Und sie werden wirken wie der Sauerteig, wenn sie sich rein und treu bewahren. Dann wird von ihnen wieder ein Verstehen höherer Werte, ein Erstreben neuer Ideale eindringen in die Massen des Volkes. Ihre Zahl wird sich mehren, wenn sie durchhalten. Auf ihnen, den wenigen Treuen, ruht die Zukunft und das Schicksal unseres Volkes. — Darum sollten auch sie in erster Linie gestützt und gehegt werden, daß ihre Lebenskraft nicht erstickt. Kinder aus solchen Familien werden den wahren Geist der Liebe erhalten und weitergeben; werden den großen Abvent unseres Volkes herbeiführen.

* * *

„**A**m Sonntag möchte ich zu dir kommen, Mutter Lisbeth. Hab' dir etwas zu erzählen; etwas ganz, ganz Wichtiges muß ich mit dir besprechen...“ schreibt mir Gretel Walz. Ich glaub', ich weiß schon, was es ist. Sie hat in den letzten Briefen so merkwürdig viel erzählt von dem jungen Ingenieur Peter Bergmann — sollte mich wundern, wenn es nicht so ist, wie ich vermute.

Ich freue mich auf den Besuch. Es besteht eine starke Verbundenheit zwischen mir und all meinen Kindern. Besonders macht sich das bei jenen bemerkbar, die einmal Gegenstand besonderer Sorge gewesen sind. Es ist ja auch in der Familie so, daß man an Sorgenkindern am meisten hängt. Und richtig: mein Gretel kommt und bringt seinen Peter gleich mit. Der sagt, er wolle uns Frauen ein wenig allein lassen und käme später nach. Er habe sonst noch wichtige Geschäfte hier. —

„Hab' mir doch gedacht, daß dein Herz Feuer gefangen hat...“

„Wie konntest du das wissen, Mutter Lisbeth?“

„Eine alte Frau wie ich — die in so viele Menschenleben hineingesehen hat, die kann eben auch zwischen den Zeilen lesen, mein Kind. Hast so oft von einem gewissen Peter etwas zu schreiben gewußt... wie sagt man doch: Wovon das Herz voll ist, läuft der Mund über.“

Wir saßen daheim in meinem alten Stübchen. Es ist das gleiche geblieben all die Jahre. Das könnte wohl noch mehr erzählen, als nun in diesem Tagebuch steht. Hier hab' ich nur das Wichtigste vermerkt. Mein Stüblein hat jahrein, jahraus immer wieder das gleiche Leid und die gleiche Freud' in hundertfacher Auflage miterlebt.

„Es ist immer noch so bei dir wie früher. Ich glaube, du kannst dich gar nicht ändern. Bist mir nicht böse, weil... weil...“

„Warum sollt' ich denn? Gute Familien haben wir so nötig wie das liebe Brot. Und recht soll es doch einmal werden bei dir?“

„Gewiß, Mutter. Deshalb komme ich ja zu dir. Du weißt, ich habe keine Mutter gehabt. Und ich glaube doch, eine Mutter hätte ihrem Kind manches zu sagen, wenn es ans Heiraten denkt...“

„Gretel, ich hab' dich lang' nicht gesehen. Aber ich nehme an, daß du das goldene Krönlein der Reinheit dir bewahrt hast.“

„Ja, Mutter Lisbeth, ganz treu.“

„Und da würde ich als Mutter zuerst deinen Peter fragen: Wie hast du deine Jugendzeit verlebt? Wie steht es mit deiner Reinheit?“

„Mutter, das hat ihm mein Herz zugewandt. Eine meiner Schulkameradinnen, ein leichtes Ding, hat ihm schön getan. Da hörte ich zufällig, wie er mit einem seiner Kameraden darüber sprach. 'Iß doch die Kirschen, die sich dir zuwerfen', sagte jener. Doch Peter entgegnete: 'Nein, nie. Rein will ich einmal in die Ehe treten — so rein, wie die Frau sein muß, die ich mir erwähle. Ich will es verantworten können, Vater zu werden.' — Und als er um mich warb, hat er es auch gesagt: 'eine ganz reine Frau will ich heimführen als Mutter meiner Kinder...“

„Gretel, dann kann ich dir von Herzen Glück wünschen zu deiner Ehe. Das Fundament ist gut gelegt. Und meine zweite Mutterfrage: wie steht es mit dem Glauben? Mit der Religion?“

„Peter hat den gleichen Glauben wie ich. Er sagt wohl, fromm sei er nicht; das dürfe ich ihm beibringen. Er geht mit mir in die Kirche, und einmal hat er gesagt: 'Gretel, ich bet' alle Tage für dich. Du mußt es aber gerade so machen'.“

„Kind, der ist fromm genug. Ein junger Mann, der jeden Tag für seine Braut betet, den brauchst du nicht zu belehren. Wie ist es mit der Gesundheit? Du bist ein wenig heruntergeschafft. Das muß noch vorher in Ordnung gebracht werden. In deiner Familie ist aber nichts gewesen, und in seiner?“

„Mutter, brauch' ich nicht bange zu sein, daß des Vaters unbeherrschte Leidenschaft doch in mir steckt... vererbt ist... auf die Kinder übergehen könnte?“

„Hast du etwas bemerkt, was dir persönlich Sorge macht?“

„Nein, Mutter, gewiß nicht...“

„Da sei ganz ruhig, Kind. Das ist bei deinem Vater wohl erworbene Zügellosigkeit. Dein Großvater war ein

ordentlicher Mann, und deine Mutter war auch recht und gut — bis sie deinem Vater in die Hände kam...“

„Ich bin aber doch eigentlich ein uneheliches Kind...“

„Aber du siehst ja an dir selbst, daß das sich nicht notwendig vererben muß. Die armen unehelichen Kinder mißraten zumeist durch die schlechte Erziehung, die ihnen zuteil wird; durch den Einfluß des unguten Milieus, in dem sie aufwachsen, nicht infolge von Vererbung. Und schließlich kommt jedes Menschenkind mit einer gewissen erblichen Belastung, mit einem Hang zum Bösen auf die Welt: mit der Erbsünde und ihren Folgen. Das werden auch die heiligsten Eltern nicht ändern können. Das ist dann eben Sache der Erziehung, die nötigen Hemmungen zu schaffen gegen solche böse Neigungen; den Willen zu schulen zu ihrer Überwindung.“

„Du nimmst mir einen schweren Stein vom Herzen, Mutter. Ich dachte immer wieder, ich könnte es gar nicht verantworten...“

„Da kannst du ganz ruhig sein. Und wie ist es mit den wirtschaftlichen Aussichten? Mit nichts heiraten ist auch nichts.“

„Ich bin ja großjährig und hab' ein nettes Erbteil von der Mutter her. Das Haus gehört mir und der Garten. Vater hat erklärt, daß er zum 1. Juli in das Nebengebäude zieht mit seinem ... Und Peter ist in die Spinnererei gegangen. Er soll dort eintreten zur Modernisierung des Betriebes. Freust dich, wenn wir ausgerechnet hierher kommen? Wenn du mir noch meine Kindlein bringen mußt?“

„Freilich, freu' ich mich ... aber mit den Kindlein ... die Lisbeth ist alt und setzt sich zur Ruhe.“

„Da gibt es gar nichts. So lange du lebst, Mutterle, mußt du mir meine Kindlein abnehmen. Das tu ich nicht anders. Weißt, ich hab' ein ganz schlechtes Gewissen, weil ich doch Hebamme werden wollte — und nun, statt zu sühnen, heiraten will...“

„Eine Mutter hat Gelegenheit genug zum Sühnen heute. Zieh' nur so zehn Kindlein auf — dann hast du mehr geschafft als ich. Kannst vielen helfen so, allein durch das gute Beispiel — vielleicht auch noch anders. Das wird sich schon zeigen. Übrigens ist das Louise von Röschs, das

Sonnenscheinchen, in der Hebammenschule. Sein Mann ist gestorben an den Kriegsverletzungen. Es sind wohl zwei Kinder da — aber da keines mehr nachkommt, kann sie es schon schaffen. Frau Bertrou, die im gleichen Haus wohnt, behütet die Kinder.“

„Die hat dann bald einen Kindergarten beisammen! Aber Mutter, wie ist es nun mit uns? Darf man wirklich nicht allein beisammen sein? Wenn man so hoch und heilig von der Ehe denkt wie mein Peter, kann da eine Gefahr sein? . . .“

„Der Teufel hat seine Hand überall im Spiel. Von der nötigen Vorsicht können wir uns nie frei machen. Erinnerst dich an die Geschichte auf dem Waldhof? An die Hildegard — die Privatsekretärin. . . Weide die Gelegenheit, ist der wichtigste Grundsatz für alle, die nicht sündigen wollen.

Es ist doch auch gar nicht so schlimm. Lieb und anständig unterhalten kann man sich miteinander, ohne sich gänzlich von den Menschen abzusondern. Ist doch nicht so gedacht, daß immer der Dritte daneben stehen muß. Ihr könnt zusammen spazieren gehen; aber da, wo auch andere Leute sind. Können zusammen ins Theater gehen; da ist man auch unter Menschen. Sich nicht absondern, sich nicht heimlich treffen; immer daran denken, daß Gottes Augen über uns sind, und sich so verhalten, daß andere Menschen uns sehen können, ohne daß wir erröten müssen.“

„Und nachher, Mutter? Wie ist das nachher? . . . Die Ehe ist doch noch etwas anderes — etwas Besonderes — eben damit Kindlein kommen. . .“

„Darüber gibt es keine Vorschrift. Wie oft die Gatten sich vereinen, das muß die Liebe und die Rücksicht auf einander regeln. Den Professor Muckermann habe ich einmal sagen hören: der eheliche Verkehr sei eine Frage der Zärtlichkeit. Ich habe das sehr lieb gefunden. Zärtlichkeit, da liegt so viel Rücksicht darin, so viel Hochachtung, so viel Zurückhaltung und Liebe. . . eben so viel Zartes und Reines. Besser kann man es kaum ausdrücken. —

Natürlich gibt es Zeiten, die Enthaltensamkeit verlangen. Krankheitsstage, die Zeit der Schwangerschaft, Wochenbett

und einige Wochen nachher. Vor einer reinen Frau wird ein rechter Mann so viel Achtung haben, daß er solche Zeiten von selbst einhält. Und eine reine Frau wird ganz von selbst herausfinden, wo sonst die Grenzen sind, und den Mann mit aller Güte dahin bringen, sie einzuhalten.

Früher waren die kirchlichen Bußzeiten: Advent, Fastenzeit, Vigil- und Quatembertage, Freitage auch in diesem Sinne Fasttage. Da war Enthaltbarkeit vorgeschrieben. Es liegt ein sehr tiefer Sinn darin. Aber die Menschen, die keine wahre Religion mehr haben, verstehen es nicht mehr. Es ist auch heute nicht mehr geboten. Jedoch eine Zeitlang enthaltbar zu sein mit gegenseitigem Einverständnis, das empfiehlt schon der heilige Paulus: um des Himmelreiches willen.“

Gegen Mittag kam auch der Peter zu uns. Er ist wirklich ein prächtiger Bursch. Wenn die Gretel mein Kind wäre, würde ich mich freuen über den Schwiegersohn. Mit der Fabrik war er zum Abschluß gekommen. Nun konnte im Juli Hochzeit sein. „Wenn wir eine Wohnung haben und in das eigene Reich einzziehen können...“

„Mutter Lisbeth, können Sie es nicht richten, daß Gretel so lange bei Ihnen wohnen könnte? Da ist sie besser behütet als in der Stadt. Dann darf ich auch hier bei Ihnen einkehren — und dort sind wir ganz uns selbst überlassen.“

„Die Menschen wollen doch heute nicht mehr behütet sein...“

„Ich hab' einmal gelesen, von der Ehe gelte das Wort des Herrn bei Moses am brennenden Dornbusch: ‚Löse die Schuhe von deinen Füßen. Der Ort ist heiliges Land‘. Das steht mir immer vor der Seele. Der Ort ist heiliges Land. Wer ihn betreten will, muß reine Hände haben und ein reines Herz. Darum lieber zu viel Vorsicht als zu wenig. Ich möchte einmal viele Kinder haben — so viele, wie Gott schickt. Ich denke es mir herrlich, so kleines Volk um sich herum aufwachsen zu sehen. Aber wir wollen es verantworten können, ihnen das Leben zu geben. Sie sollen keinen Grund haben, sich ihrer Eltern zu schämen, wenn sie alles wüßten... Wenn sie es auch nicht wissen, es trübt doch das Verhältnis und stört die rechte Entwicklung der Seelen...“

Der Ort ist heiliges Land!

Wer will bezweifeln, daß bei einer solchen Auffassung der Ehe ein wirkliches Glück für den Menschen zu finden ist? Daß hier der Weg liegt zu einer wahren Eheform? Eine opferfreudige, reine, frohe Kindheit mit zielbewußter Willensbildung. —

Eine reine Jugend- und Brautzeit; getragen von einem hohen Eheideal, einem tiefen Verantwortungsbewußtsein und Verantwortungswillen gegen das kommende Kind.

Eine reine naturgemäße Lebensweise in der Ehe, verbunden mit einem treuen, starken Bekenntnis zum Kind. —

Das sind die drei Grundpfeiler zu einer glücklichen Ehe; zu einer echten wirksamen Eheform, zum Wiederaufbau unseres Volkes.

* * *

Von jedem Baum ein Blättchen wollt' ich zusammentragen zu einem Strauß. Er ist bunt geworden, sehr bunt. Er soll dazu mithelfen, die Erfahrungen meines langen Lebens auch für andere nutzbar zu machen. Er soll es mir möglich machen, nun in meinen alten Tagen noch — vielleicht noch über das Grab hinaus — mitzuarbeiten am Wohl von Mutter und Kind, in deren Dienst mein ganzes Leben gestanden hat. Mitzuhelfen an einer wahren wirksamen Reform der Ehe und Familie.

Er soll aber auch zeigen, welch ein großes Wirkungsfeld einer Hebamme von Gott zugewiesen ist, sofern sie ihren Beruf recht auffaßt als treue Gemeindemutter — nicht nur eine Erwerbsquelle darin sieht. Er soll die Menschen ein wenig daran erinnern, daß sie alle eine kleine Dankeschuld auch an uns abzutragen haben — wenigstens mit einem Vaterunser. Daß wir doch noch etwas mehr sind als ein „notwendiges Übel“. Und endlich soll er auch den Hebammen in Stadt und Land die Freude an ihrem Beruf erhalten und neu beleben. Soll ein Gruß des Dankes sein an alle, die ihre Aufgabe an Mutter und Kind recht erfassen und recht erfüllen.

Wer schrieb die „Storchentante“?

Ein Rätseln, Vermuten, Behaupten geht um. Ein Fragen kommt immer wieder zu mir: Ist es wirklich wahr, was in diesem Buch steht? Oder ist es nicht doch von einem Priester geschrieben? Eine schöne Sammlung erdachter Exempel...

Ich verstehe die Hoffnung, die einerseits hinter dieser Vermutung steht; doch ich muß sie zerstören. Und ich fühle die leise zaghafte Erwartung, die andererseits diese Frage stellt, und will sie gerne bejahen.

Lisbeth Burger ist wirklich nur eine gute alte „Storchentante“. Rein Priester versteckt sich hinter ihr. Das Buch enthält bitterernsteste Hebammen-Lebenserfahrung. Enthält wirkliche Tatsachenberichte; so getreue Wiedergabe bestimmter Ereignisse, als dies nur immer möglich ist, ohne die nötige Diskretion zu verlegen. Denn es ist nicht geschrieben worden, einzelne Menschen an den Pranger zu stellen. Es will den vielen hunderttausend zaghaften, irrenden und suchenden Seelen die wahren Zusammenhänge und wirkenden Kräfte im menschlichen Leben zeigen; Ursache und Folge in ihren tiefsten Wurzeln aufdecken. — So knüpfen sich die Schicksalsfäden der Mädchen und Frauen, nicht des einen Ortes, sondern des ganzen deutschen Volkes; vielleicht der Menschheit überhaupt.

Immer wieder kommen Anfragen, die das ungewollt bestätigen. „Sie haben doch sicher in W... gelebt; die Verhältnisse stimmen genau mit den dortigen überein...“. Oder auch vortwurfsvolle Fragen: „Warum haben Sie gerade die Zustände von B... geschildert?“ Wir wollen doch der schonenden Nächstenliebe nicht vergessen, die wir unserem Nebenmenschen schulden, und dies Raten unterlassen. Der Name des Ortes ist für die Sache ohne Bedeutung und wird selbstverständlich nie bekanntgegeben werden.

Die Verfasserin.

Inhalt

	Seite
Die Storchentante.	6
Mein erster Fall	12
Ein Duzend	18
Der Stammhalter.	23
Am Kirrnessonntag	29
Sonnenscheinchen	36
Der Herr Sohn	42
Gefühnt	47
Zu spät	53
Arbeitslos	60
Soziale Arbeit	65
Schon wieder!	72
Der größte Sieg	78
Der Schatten	83
Zu viel	89
Mein einziger goldiger Schatz	94
Gottes heilige Engel	99
Der Mutter Vermächtnis	104
Gelüftig	110
So dumm!.	115
Villa Storchenneft	120
Der erste Schritt	125
Kinds-mörderin	131
Nichts verloren.	137
Keinen Vater	142
Bei der Haustaufe	147
Nie zu alt.	153
Wenn alte Scheunen brennen.	159
Auch bei uns.	164

Josaf und Josefinghen	170
Seldenmütter	175
Urlaubstram	181
Zurlickerobert	187
Um Senkerslo'n	192
Das zerstörte Heiligum	198
Ereue Liebe	204
Neue Zeitaufgaben	209
Krippelchen	216
Troßdem?!	222
Rauhreif	227
Wer sich besser dünkt	231
Modern	237
Das einzige Kind	242
Eine Stiefmutter	247
Udvent	254
Der brennende Dornbusch	260



Das neue Buch von Lisbeth Burger Die Mädels aus der Fadengasse

Mädchen von heute, wie
sie ihr Leben gestalten

im Spiegel der Kritik

Ein uneingeschränktes „Ja“ diesem neuen Buche von Lisbeth Burger. Wir können oft die Tatsache verzeichnen, daß ein Verfasser durch den Erfolg eines Werkes zu einem zweiten literarischen Essay verleitet wird. Diese Gefahr liegt besonders bei den Schriftstellern vor, die gleich Lisbeth Burger nicht eigentliche Literaten sind, sondern nur ein Erlebnis, das in ihrem Leben ihren Weg gekreuzt hat (auch der Beruf kann als solches Erlebnis verstanden werden, wie eben bei Burger) literarisch festzuhalten versuchen. Dadurch entstehen die sogenannten Konjunkturschriftsteller, die wir natürlich ablehnen müssen. Doch diese Konjunkturarbeit trifft bei dem vorliegenden Werke durchaus nicht zu.
„Seltener Zeitung“.

Dank dem Bergstadtverlag und auch der Lisbeth Burger für dieses gesunde und kernige Buch, an dem unsere Mädchenwelt wachsen und reifen kann.
„Münsterischer Anzeiger.“

Jeder Leser und jede Leserin wird in diesem Werke Anklänge an das eigene Leben finden und in die Lage versetzt, manches Rätselhafte aus seiner Umwelt zu verstehen und für sein eigenes Leben als Erfahrung anzuwenden. Wir empfehlen diese feinsühlende Darstellung aufs wärmste.
„Der Fährmann“, Frankfurt a. M.

Es ist ein Buch, das aufrüttelt, warnt, rät und hilft und das man in der Hand aller Mädchen und ihrer Erzieher sehen möchte. Aber auch der Mann und vor allem der junge Mann kann hier die Frau in ihrem wirklichen Wesen kennen und achten lernen.
„Nachener General-Anzeiger“.

In Halbleinwand R. M. 4,50, Leinen R. M. 6,—

Prospekt kostenlos durch jede Buchhandlung

Bergstadtverlag / Breslau

Weitere Werke aus dem Bergstadtverlag

Anna Hilaria v. Eßhel

Nanni Gschafthuber Ein Wiener Roman

Eines jener seltenen Bücher, die von einer wirklichen Künstlerin aus lauterem Herzen heraus geschrieben und der Welt geschenkt werden.
Breslauer Zeitung, Breslau.

Der Roman ist ein Prachtstück lokalwienerischer Kulturgeschichte.
Die schöne Literatur, Leipzig.

Der Dichterin gelang hier ein Wiener Bürgerroman aus den sechziger Jahren und der darauffolgenden Zeit, der dank der glücklichen Mischung von Anmut und Übermut echter Volkstümlichkeit in Scherz und Ernst und unübertrefflicher Milieusicherheit eines der besten Werke echt österreichischer Romanliteratur darstellt.

In Leinen gebunden RM. 6,50.

Die Königreiche der Trine Hansen Roman

Ein Gustav Freytagsches „Soll und Haben“ des 20. Jahrhunderts, die Geschichte einer Kaufmannsfamilie, ihres Aufstieges und ihres Unterganges. Die Verfasserin, eines der glänzenden weiblichen Schriftstellertalente, die in den letzten Jahren aus Österreich zum Vorschein gekommen sind, wählte als Schauplatz ihrer Erzählung den malerischen und so konfliktreichen Boden Triests.

Reichspost, Wien.

In Leinen gebunden RM. 7,—; Halbleder RM. 12,00.

Die sieben Geter Roman

In einem Modistenmädel erwacht Übermaß mütterlichen Gefühls, und es nimmt sich in heroischer Liebe der sieben Geterschen Kinder an, die in einer Schicksalsnacht Vater und Mutter verloren haben. Über den unterhaltenden Zweck hinaus greift unsere Erzählung die tiefsten Erziehungsprobleme auf und wird mancher Mutter Beachtenswertes über die Entwicklungskrise der Jugend sagen. Literarisch sind die „Sieben Geter“ ein Ereignis, sie sind das Beispiel eines klassischen Wiener Romans.

Wienerwaldpost, Mödling.

In Leinen gebunden RM. 6,80.

Prospekt kostenlos v. Bergstadtverlag Wlth. Gottl. Korn, Breslau

Rings um ein Streichquartett Roman

Auf das reizvollste offenbart sich die lebenswürdige Natur der Verfasserin: ihr übersprudelnder, lebensfrischer Humor, ihre warmherzige Menschlichkeit und Menschenkenntnis. Die sichere Beherrschung der künstlerischen Ausdrucksmittel macht das Buch zu einer Pflichtlektüre unserer Prosaliteratur.

Baseler Volksblatt.

In Leinen gebunden RM. 5,40.

Obige drei Romane, zusammen mit „Nanni Gschäftlhuber“, sind auch in einheitlichen, geschmackvollen Leinenbänden in Kassette zu haben, die sich zu Geschenkwegen ganz besonders eignen.

Preis aller vier Bände RM. 30,00.

Anna Hilaria v. Eckhel

Zwischen Wellen und Steinen Novellen

Ihre Gestalten sind plastisch geformt, und die Karstlandschaft, die den Hintergrund bildet, ist gleichsam als Faktor in die Handlung hineinverwoben. Die Sprache des Buches hat in ihrer epischen Gedrängtheit etwas von der Art der großen schweizerischen Erzähler.

Das literarische Echo, Berlin.

Gebunden RM. 1,80.

Auf der Lenzfahrt des Lebens

Kraftvolles Mädchen, das in den Nöten der Zeit Deutschtum und Frohsinn, Moral und Zukunftswillen keinen läßt. Teils in sprachgewandten, singenden Versen, teils in poetischer Prosa schildert die Verfasserin die Wanderfahrten einer neunzehnjährigen Waise, deren Vater im Felde gefallen ist, deren Mutter sich trauernd zurückgezogen hat. Das Buch ist ein Brunnenquell der Erneuerung für jeden, der in seiner Sorge um die deutsche Zukunft verzweifelt.

Schlesische Zeitung, Breslau.

Geschmackvoll gebunden RM. 2,20.

Im Karst Das Tagebuch einer Dorfschullehrerin

Diese Gedichte sind denkbar edelste und ansprechendste Äußerungen einer in harter Schule geläuterten und zur vollen Entfaltung gelangten reinen Seele.

Reichspost, Wien.

Diese Dichtung zählt unzweifelhaft zu den schönsten Werken österreichischer Dichtinnen . . .

Neues Wiener Tageblatt.

In Leinen gebunden RM. 6,—.

Prospekt kostenlos v. Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau

Emanuela Mattl-Löwentanz

Li, ein modernes Mädchen

In Halbleinen gebunden RM. 3,—

Urteile über „Li, ein modernes Mädchen“

Es ist erstaunlich offen geschrieben und behandelt in warmherziger und kluger Weise die Konflikte zwischen Mutter und heranwachsender Tochter. Die Tagebuchform des Buches macht es noch spontaner und impulsiver. Es wird gezeigt, wie das junge, selbstbewußte Mädchen doch in Fällen der größten Not wie selbstverständlich auf die stille, feste Kraft der Mutter zurückgreift. So ist es fast ebenso ein Mütterbuch wie ein Jungmädchenbuch geworden.

„Berliner Börsenzeitung.“

Hier spricht die Erfahrung der Jugend zur Jugend — allerdings eine Erfahrung, die hart errungen werden muß und schließlich in der Erkenntnis gipfelt, daß Zügellosigkeit der sie umgebenden Anschauungen nichts mit innerer Freiheit zu tun hat, daß der Nährboden persönlichen Wachstums der gleiche ist, in welchem auch die Mutter wurzelt. Das Buch ist spannend von Anfang bis zum Ende.

Therese Paris in „Weimarische Ztg.“

Ein Buch, das wahr und offen von der Not heutiger Jugend schreibt, von ihrem Ungefühle, ihrer unfreundlichen Einstellung, die sie zur Schau trägt, und der Erkenntnis, daß alles dieses nur innerer Unsicherheit entspringt. Der reifen Jugend wird das Buch wertvoll sein, weil es Erlebtes enthält und nicht Erdachtes.

„Tremontia“, Dortmund.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Bergstadtverlag / Breslau



